



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Saar-Atlas**

**Overbeck, Hermann**

**Gotha, 1934**

B. Erläuterungen Zu Den Karten

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95105](#)

## I. GRUNDLAGEN

## 1. Das „Saargebiet“ in Zahlen

### Zu Tafel 1

Von Walther Cartellieri

Die erste Karte des Saar-Atlas zeigt in einfacher und übersichtlicher Darstellung, wo das „Saargebiet“ liegt (Tafel 1a). Der Versailler Vertrag unterstelle es in einem vorläufigen Sonderregime dem Völkerbund. Aber die deutsche Souveränität ruht nur, und derselbe Vertrag sieht für 1935 die Möglichkeit der Rückgliederung vor. So erscheint das „Saargebiet“ als Teil des Deutschen Reiches. Wenn es zwischen dem Frankfurter Frieden und dem Versailler Vertrag (zwischen 1871 und 1919) im Binnenlande lag, so rückte es 1919 unmittelbar an die deutsche Westgrenze. Aber diese politische Entscheidung konnte die andere Lage innerhalb des deutschen Volks- und Kulturbodens (Tafel 1b) nicht verschieben. Gemessen an der deutschen Sprache, die ohne jede Einschränkung durch die ganzen Saarländer gesprochen wird, liegen sie nicht einmal an der Grenze; denn ein mindestens 30 km breiter Gürtel deutschen Sprachgebietes in Deutsch-Lothringen trennt sie von der deutsch-französischen Sprachgrenze. Es gibt also an der Saar nicht einmal den Schatten einer doppelten Sprache oder einer doppelten Kultur.

Das durch den Versailler Vertrag aus Teilen der preußischen Rheinprovinz und der bayerischen Pfalz gebildete „Saargebiet“ hat einen Flächeninhalt von 1912 qkm<sup>1</sup>). Davon entfallen 1486 qkm auf den preußischen und 426 qkm auf den bayerischen Teil. Hin- sichtlich seiner Größe ist das Saargebiet vier- bis fünfmal kleiner als ein mittlerer preußischer oder bayerischer Regierungsbezirk und wird in Europa nur noch unterschritten von den Zwerg- staaten Andorra, Liechtenstein, San Marino und Monako. Im deutschen Osten findet es größtmäßig sein Gegenstück in dem ebenfalls in Versailles geschaffenen Freistaat Danzig (1894 qkm).

Die Bevölkerung zählt nach dem Stande vom 1. Januar 1933 823000 Seelen. Das sind doppelt so viel Einwohner als in Danzig (408000) und fast dreimal so viel als in Luxemburg (300000). Mit einer Bevölkerungsdichte von 431 Einwohnern je Quadratkilometer steht das industrielle „Saargebiet“ an der Spitze aller europäischen Länder, weit vor Belgien (266) und England (264). Im Vergleich zum übrigen Deutschland übersteigt die Bevölkerungsdichte an der Saar um mehr als das Dreifache den Reichsdurchschnitt (133) und wird weder von dem industriereichen Sachsen (333) noch von der Rheinprovinz als der dichtestbesiedelten preußischen Provinz (266) auch nur annähernd erreicht.

Verwaltungsmäßig gliedert sich das „Saargebiet“ in einen Stadtkreis (Saarbrücken) und 7 Landkreise, davon 5 preußische Kreise (Saarbrücken-Land, Saarlouis, Merzig, Ottweiler, St. Wendel) und 2 bayerische Bezirke (St. Ingbert, Homburg). Vier dieser Kreise haben eine Einwohnerzahl, die weit über 100 000 hinausgeht. Der Kreis Saarbrücken-Land ist mit 216 000 Einwohnern der volksreichste Landkreis Preußens. Dem Flächenumfang nach steht unter den Saarkreisen der Kreis Saarlouis mit 441 qkm an der Spitze. Am kleinsten sind die Kreise Merzig mit 190 qkm und St. Wendel mit 163 qkm, die durch die Grenzziehung verschlissen worden sind. (Die bei Preußen gebliebenen Teile werden als „Restkreise“ Merzig-Wadern und St. Wendel-Baumholder verwaltet.) In der bayrischen Pfalz sind dem Bezirk Homburg Teile des bei Bayern verbliebenen Bezirks Zweibrücken zugeschlagen worden.

Die nachstehende Übersicht zeigt Fläche und Bevölkerung der einzelnen Kreise nach dem Stande vom 1. Januar 1933.

Nach dem Stande vom 1. Januar 1933	„Saargebiet“ insgesamt	Preußischer Teil							Bayerischer Teil		
		Saar- brücken- Stadt	Saar- brücken- Land	Saarlonis	Merzig	Ottweiler	St. Wendel	Zusammen	St. Ingbert	Homburg	Zusammen
Fläche qkm . . . . .	1912,07	51,39	334,88	440,67	190,14	306,63	162,72	1486,43	206,89	218,75	425,64
Bevölkerung am 1. Jan. 1933	823 444	131 607	215 767	147 086	39 552	146 132	34 806	714 950	58 219	50 275	108 494
Einwohner pro qkm . . . . .	431	2 561	644	334	208	477	214	481	281	230	255

Einige Großstadt und zugleich unbestrittener Mittelpunkt des ganzen Industrieviers ist die 1909 aus drei selbständigen Einzeldgemeinden zusammengeschweißte Stadt Saarbrücken mit 132000 Einwohnern im Jahre 1933. Diese Einwohnerziffer gibt jedoch von der Bedeutung der Großstadt an der Saar kein zutreffendes Bild. Infolge des durch die besonderen Nachkriegsverhältnisse bedingten Verzichtes auf die anderwärts übliche Eingemeindungspolitik beschränkt sich das Stadtgebiet noch heute auf den Umfang von 1909 mit 51 qkm, der in der Hauptsache nur den Stadtkern umfaßt und längst zu eng geworden ist. Der unmittelbare Einflußbereich der Stadt und ihr Siedlungsgebiet reichen jedoch bis weit in den Landkreis Saarbrücken hinein. Wenn man nach dem Muster neuzeitlicher Großstadtabgrenzungen einen 10 km-Radius von der Stadtmitte aus ziehen würde — wobei nach Süden zu durch die nur 3 km entfernte französische Grenze die Entwicklung abgeschnitten wird —, so schloße diese gedachte Großsiedlung eine Bevölkerung von 250000 bis 300000 Seelen ein. Erst diese Größenordnung rückt die Bedeutung Saarbrückens ins richtige Licht. Immerhin ist Saarbrücken bereits heute die zweitgrößte Stadt links des Rheins im Raum zwischen Straßburg im Süden und Köln-Aachen

im Norden, um nur wenig übertragen von der rheinhessischen Hauptstadt Mainz, aber größer als Ludwigshafen, Trier, Bonn und Koblenz.

Nächst Saarbrücken steht die Industriestadt Neunkirchen mit 42000 Einwohnern an zweiter Stelle. Weitere Städte im Saargebiet sind St. Ingbert (23000), Saarlouis (17000), Homburg (12000), Merzig (11000), St. Wendel (9000), Ottweiler (7000) und Blieskastel (3000). Charakteristisch für das industrielle „Saargebiet“ sind die großen Bergarbeitergemeinden wie Dudweiler, Sulzbach, Püttlingen u. a., die mit 20000 bis 25000 Einwohnern ansehnliche Kleinstädte darstellen, jedoch Landgemeinden geblieben sind. Hierzu gehört auch die Hüttingemeinde Völklingen mit 22000 Einwohnern, die den Mittelpunkt der gleichnamigen, aus vier zusammenhängenden Gemeinden gebildeten Landbürgermeisterei mit 37000 Einwohnern bildet.

Nach der Volkszählung vom 19. Juli 1927, der einzigen Nachkriegszählung im „Saargebiet“, ergab sich eine *Wohnbevölkerung* von 770 000 Seelen. Davon waren 386 000 männlichen und 384 000 weiblichen Geschlechts, so daß das „Saargebiet“ in Abweichung vom Reichsdurchschnitt einen Überschuß an Männern hat. Auf 1000 Männer entfallen im Saargebiet 997 Frauen, im Reichsdurchschnitt hingegen 1067. Der *Religionszugehörigkeit* nach setzt sich die Saarbevölkerung wie folgt zusammen: Katholiken 72,6 v. H.

<sup>1)</sup> Das Folgende ist auszugsweise einem Aufsatz des Verfassers in dem Saar-Sonderheft der Zeitschrift für Politik, Bd. XXIV, 1934, entnommen.

Evangelische 26,1 v. H., andere Christen 0,2 v. H., Israeliten 0,5 v. H. und Sonstige 0,6 v. H.

Für ein Abstimmungsland wie das „Saargebiet“, in dem nach der Behauptung Clemenceaus 150000 „Saarfranzosen“ leben sollten, ist die Feststellung der *Muttersprache* von besonderer Wichtigkeit. Nach der letzten deutschen Volkszählung von 1910 haben von den 652000 Bewohnern des heutigen „Saargebietes“ ganze 339, in Buchstaben: dreihundertneunndreißig, oder 0,05 v. H., Französisch als Muttersprache angegeben (Statistisches Jahrbuch f. d. Deutsche Reich 1928, S. 28). Die von der Saarregierung im Jahre 1927 durchgeführte Volkszählung enthielt ebenfalls die Frage nach der Muttersprache, die Auswertung dieser höchst interessanten Erhebung ist jedoch auffallenderweise unterblieben.

Über die *soziale Gliederung* der Bevölkerung unterrichten die Ergebnisse der Volks-, Berufs- und Betriebszählung von 1927. Die damals ermittelte Gesamtbewohnerzahl von 770000 Seelen umfaßt 305000 hauptberuflich Erwerbstätige, 37000 berufslose Selbständige (Rentner, Anstaltsinsassen usw.) und 428000 Angehörige (ohne Hauptberuf); 39,7 v. H. der Saarbevölkerung stehen somit im Erwerbsleben. Im Jahre 1907, unter den günstigeren Verhältnissen der Vorkriegszeit, waren es erst 35,7 v. H. Nach der sozialen Stellung setzen sich die 305000 Erwerbstätigen wie folgt zusammen:

Zahl der Erwerbstätigen nebst Angehörigen im „Saargebiet“ nach Wirtschaftsabteilungen

Nach der Berufszählung vom 19. Juli 1927	A Land- und Forstwirtschaft	B Industrie und Handwerk	C Handel und Verkehr	D Verwaltung, freie Berufe usw.	E Gesundheitswesen, Wohlfahrtspflege usw.	F Häusliche Dienste usw.	A-F Zusammen	G Ohne Beruf u. Berufsangabe	A-G Zusammen
Erwerbstätige . . . . .	32971	185086	52892	15523	4542	14449	305463	36596	342059
Angehörige . . . . .	32601	268843	66255	20305	3659	1720	393383	34588	427971
Zusammen in v. H. . . . .	65572	453929	119147	35828	8201	16169	698846	71184	770030

Die Saarbevölkerung ernährt sich also zu 58,9 v. H. von Industrie und Handwerk, zu 15,5 v. H. von Handel und Verkehr, zu 8,5 v. H. von Land- und Forstwirtschaft, zu 4,7 v. H. von Verwaltungstätigkeit und freien Berufen, zu 1,1 v. H. von Wohlfahrtspflege und Gesundheitswesen und zu 2,1 v. H. von häuslichen Diensten, während die restlichen 9,2 v. H. auf ohne Beruf lebende

	Zahl	v. H.
Selbständige . . . . .	46000	15,2
Angestellte und Beamte . . . . .	55000	18,1
Arbeiter . . . . .	175000	57,2
Mithelfende Familienangehörige . . . .	16000	5,2
Hausangestellte . . . . .	13000	4,3
Erwerbstätige zusammen	305000	100,0

Mit 57,2 v. H. aller Erwerbstätigen nimmt der *Arbeiterstand* an der Saar eine überragende Stellung ein. Der Reichsdurchschnitt beträgt nur 45,1 v. H. In der hauptsächlich auf Schwerarbeit eingestellten Saarindustrie tritt die *Frauenarbeit* stark zurück, im Bergbau fehlt sie ganz. Unter den 305000 hauptberuflich Erwerbstätigen befinden sich nur 59000 Frauen = 19,2 v. H., von denen 9000 ihren Lebensunterhalt als Arbeiterinnen verdienen. Im übrigen Deutschland mit seiner sehr viel stärkeren Landwirtschaft und gewissen für Frauenarbeit besonders geeigneten Industriezweigen beträgt der Anteil der erwerbstätigen Frauen 35,9 v. H.

Die *Berufsgliederung der Bevölkerung* entspricht in ihrem Aufbau dem Charakter des Saarlandes als eines hochentwickelten Industriegebietes mit verhältnismäßig geringer Landwirtschaft. Faßt man die hauptberuflich Erwerbstätigen und die von ihnen unterhaltenen Angehörigen ohne eigenen Hauptberuf zusammen, so ergibt die Gesamtheit der „Berufsangehörigen“ folgende Verteilung nach Wirtschaftsabteilungen:

Berufsgliederung der Saarbevölkerung im Vergleich zum übrigen Deutschland (in v. H.)

Nach der Berufszählung von 1927 (Saar) und 1925 (Reich)	A Land- und Forstwirtschaft	B Industrie und Handwerk	C Handel und Verkehr	D Verwaltung, freie Berufe usw.	E Gesundheitswesen, Wohlfahrtspflege usw.	F Häusliche Dienste	G Ohne Beruf u. Berufsangabe	A-G Zusammen
„Saargebiet“ . . . . .	8,5	58,9	15,5	4,7	1,1	2,1	9,2	100
Reg.-Bez. Trier . . . .   ohne	49,6	23,2	14,4	3,8	0,9	2,2	5,9	100
Rheinprovinz . . . .   „Saar“	13,3	50,9	18,6	4,6	1,6	3,2	7,8	100
Preußen . . . .   gebiet“	22,0	41,3	17,5	5,1	1,5	3,4	9,2	100
Deutsches Reich . . . .	23,0	41,3	16,9	5,1	1,5	3,1	9,1	100

Von der Gesamtzahl der Erwerbstätigen mit ihren Angehörigen entfallen auf die *Land- und Forstwirtschaft* im Reichsdurchschnitt 23,0 v. H., in Preußen 22,0 v. H., in der Rheinprovinz 13,3 v. H. und im Regierungsbezirk Trier 49,6 v. H. (alles ohne „Saargebiet“), im „Saargebiet“ hingegen nur 8,5 v. H. Mit anderen Worten ist in der Landwirtschaft beschäftigt im Reich fast ein Viertel, im Regierungsbezirk Trier die Hälfte, im „Saargebiet“ jedoch nur ein Zwölftel der Bevölkerung. Überblicksicht bleibt hierbei die Zahl derjenigen, die Landwirtschaft nur im Nebenberuf betreiben, was besonders für das Saargebiet zu beachten ist, wo die vom „Bergmannsbauern“ nebenberuflich betriebene Landwirtschaft eine besondere Bedeutung erlangt hat. *Industrie und Handwerk* als größte Wirtschaftsabteilung ernährt im Reichsdurchschnitt 41,3 v. H. der Bevölkerung. Für die Rheinprovinz erhöht sich die Ziffer auf 50,9 v. H., im „Saargebiet“ liegt sie bei 58,9 v. H. Fast sechs Zehntel der Saarbevölkerung finden also ihr Brot in Industrie und Handwerk. Keines der deutschen Länder und keine preußische Provinz hat einen derart hohen Anteil der von Industrie und Handwerk lebenden Bevölkerung aufzuweisen. Für das „Saargebiet“ ergibt sich ein Ausgleich gegen diese zugespitzte Form der Industrialisierung in den ihm vorgelegerten überwiegend landwirtschaftlich eingestellten Gebieten der Rheinprovinz und bayerischen Pfalz.

*Handel und Verkehr* sind im Saargebiet 15,5 v. H. der Bevölkerung tätig; im Reichsdurchschnitt liegt die Ziffer mit 16,9 v. H. etwas höher und erreicht in der stark auf Handel eingestellten Rheinprovinz 18,6 v. H. Zählt man Industrie und Handwerk, Handel und Verkehr zu einer großen Gruppe „Wirtschaft“ im

engeren Sinne zusammen, so zeigt sich, daß diese Gruppe im „Saargebiet“ 74,4 v. H., im Reichsdurchschnitt jedoch nur 58,2 v. H. der Bevölkerung umfaßt. Die Saarwirtschaft ernährt mithin Dreiviertel der gesamten Bevölkerung. In den übrigen Wirtschaftsabteilungen, wie Verwaltung und freie Berufe, Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege, häusliche Dienste und Berufslose, sind wesentliche Unterschiede gegenüber den Ziffern des Reichsdurchschnitts nicht vorhanden.

Betrachtet man die *Berufsgliederung nach Kreisen*, so steht in der Landwirtschaft der Kreis Saarlouis mit 18000 Berufsangehörigen oben; im prozentualen Verhältnis zur Kreisbevölkerung sind jedoch die Kreise St. Wendel mit 19 v. H., Merzig mit 17 v. H. und Homburg mit 16 v. H. landwirtschaftlichen Berufsangehörigen noch stärker landwirtschaftlich eingestellt. Auf industriellem Gebiet ist der Landkreis Saarbrücken führend, er beschäftigt nicht weniger als 133000 Erwerbstätige und Angehörige in Industrie und Handwerk = 67 v. H. der Kreisbevölkerung und weitere 26000 = 13 v. H. in Handel und Verkehr. In der Verwaltung hat naturgemäß die Stadt Saarbrücken als Sitz der Zentralbehörden den Vorrang, desgleichen befindet sich hier die größte Zahl von Hausangestellten.

#### Berufsgliederung nach Kreisen s. S. 27.

Hinsichtlich der Zahl der *beschäftigte Arbeiter* ordnen sich die verschiedenen Wirtschaftsgruppen im „Saargebiet“ wie folgt (1927): Steinkohlenbergbau mit 69000 Arbeitern, eisenschaffende Industrie mit 33000 Arbeitern, Baugewerbe mit 12000 Arbeitern, Industrie der Steine und Erden mit 9000 Arbeitern, eisenverarbeitende Industrie und Verkehrswesen mit je 8000 Arbeitern,

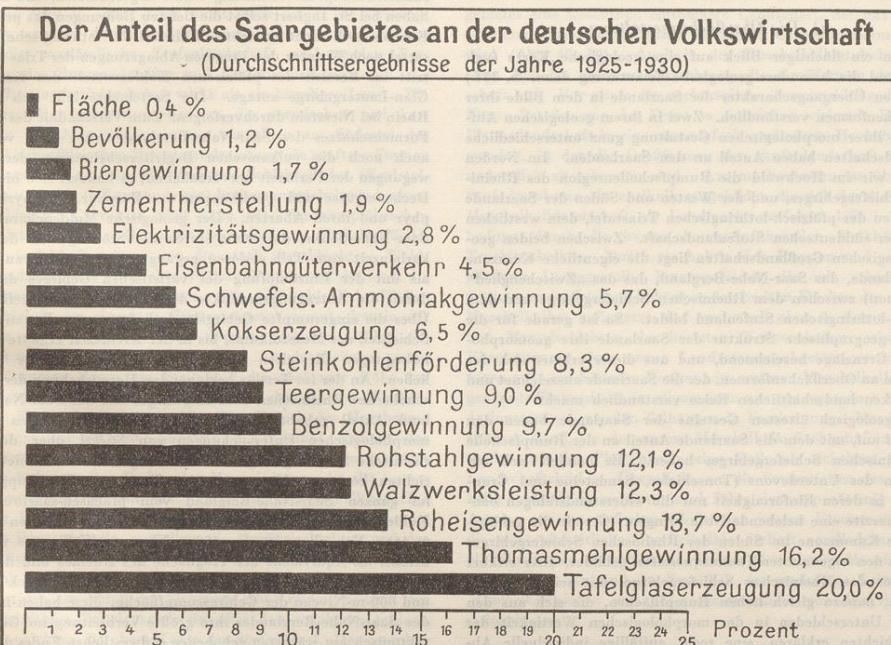
## Berufsgliederung nach Kreisen

Kreis bzw. Bezirk	A	B	C	D	E	F	G	A—G	A	B	C	D	E	F	G	A—G
	Landwirtschaft	Industrie u. Handwerk	Handel und Verkehr	Verwaltung usw.	Gesundheitswesen usw.	Häusliche Dienste	Ohne Beruf	Zusammen	V	Verhältniszahlen						
Saarbrücken-Stadt.	786	50121	40499	8855	2432	4297	18030	125020	0,6	40,1	32,4	7,1	1,9	3,4	14,5	100
Saarbrücken-Land.	9940	132875	25722	7837	1814	3429	17934	199551	5,0	66,6	12,9	3,9	0,9	1,7	9,0	100
Saarlouis . . . .	17860	86358	13661	5205	859	2394	8741	135078	13,2	63,9	10,1	3,9	0,6	1,8	6,5	100
Merzig . . . .	6288	21057	3506	1937	722	1035	2678	37223	16,9	56,6	9,4	5,2	1,9	2,8	7,2	100
Ottweiler . . . .	11184	88714	16862	5690	1356	2401	13896	140103	8,0	63,3	12,0	4,1	1,0	1,7	9,9	100
St. Wendel . . . .	6170	15671	5924	1776	186	627	2690	33044	18,7	47,4	17,9	5,4	0,6	1,9	8,1	100
Preuß. Teil zus.	52228	394796	106174	31300	7369	14183	63969	670019	7,8	58,9	15,8	4,7	1,1	2,1	9,6	100
St. Ingbert . . . .	5909	33742	6067	2048	350	891	4291	53298	11,1	63,3	11,4	3,8	0,6	1,7	8,1	100
Homburg . . . .	7435	25391	6906	2480	482	1095	2924	46713	15,9	54,4	14,8	5,3	1,0	2,3	6,3	100
Bayer. Teil zus.	13344	59133	12973	4528	832	1986	7215	100011	13,4	59,1	13,0	4,5	0,8	2,0	7,2	100
„Saargebiet“ insges.	65572	453929	119147	35828	8201	16169	71184	770030	8,5	58,9	15,5	4,7	1,1	2,1	9,2	100

Maschinenbau und Nahrungsmittelgewerbe mit je 5000 Arbeitern, Holzindustrie, Bekleidungsgewerbe und Handelsgewerbe mit je 4000 Arbeitern, elektrotechnische Industrie und Papierindustrie mit je 1600 Arbeitern, und Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung mit je 1300 Arbeitern. Die meisten Angestellten weisen das Handelsgewerbe mit 1400, Verwaltung und freie Berufe

mit 12000 und das Verkehrswesen (Eisenbahn, Post usw.) mit 10000 Beamten und Angestellten auf.

Was das „Saargebiet“ als Ergebnis des Industriefleißes seiner Bewohner hervorbringt, geht weit über das Größenverhältnis von Fläche und Einwohnerzahl hinaus. Die Leistungen der Saarindustrie werden am eindringlichsten veranschaulicht durch eine Darstellung



ihres Anteils an der deutschen Volkswirtschaft (siehe Schaubild). Während die Fläche des Saargebietes nur 0,4 v. H. und die Bevölkerung nur 1,3 v. H. der Gesamtheit des Reiches einschließlich des „Saargebietes“ ausmachen, ist die Saarindustrie im Durchschnitt der Jahre 1925-30 bis zu 20 v. H. an der deutschen Gütererzeugung beteiligt. Sie liefert 8,3 v. H. der gesamtedutschen Steinkohlenförderung, 9 v. H. der Steinkohletergewinnung, 20 v. H. der Tafelglaserei, 12,1 v. H. der Rohstahlgewinnung und 13,7 v. H. der Roheisengewinnung. Mit einer normalen Jahresleistung von 13 Mill. t Steinkohle und 2 Mill. t Rohstahl ist das Saargebiet das dritt-

größte Steinkohlenrevier (nach der Ruhr und Oberschlesien) und das zweitgrößte Eisenrevier (nach der Ruhr) Deutschlands. In der Weltwirtschaft behauptet das Saargebiet 1 v. H. der Welt-Steinkohlenförderung und 2 v. H. der Welt-Rohstahlgewinnung.

Schrifttum  
Saarwirtschaftsstatistik, hrsg. vom Saarwirtschaftsarchiv, Heft 6, Saarbrücken 1933.  
Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 19. Juli 1927, hrsg. vom Statistischen Amt der Regierungskommission des Saargebietes, 4. Bd., Saarbrücken 1930-32.  
Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 51. Jahrg. 1932.

## 2. Zur Geographie der Saarlande

Zu den Tafeln 2 und 3

Von Hermann Overbeck

Die Lande an der mittleren Saar, die wir die Saarlande schlechthin nennen (vgl. über diesen Begriff die Einleitung, S. 13), können wir als den westlichen Flügel des Saar-Nahe-Berglandes und als das Mittelstück des Saareinzugsgebietes physisch-geographisch umschreiben, und wir haben diesen Saarlanden als dem Saarindustriegebiet im weiteren Sinne, das neben der eigentlichen

Bergbau- und Industriezone auch das Wohngebiet der Arbeiter umfaßt, vor allem einen wirtschaftlichen Inhalt gegeben. Diese Saarlande, wie sie uns der Ausschnitt der Tafel 3<sup>1)</sup> darstellt, entbehren deshalb zum Unterschied von dem politischen Willkür-

<sup>1)</sup> Die Zahlen an den Straßen geben die Nummern der Fernverkehrsstraßen an.

gebilde des „Saargebietes“ nicht ganz eines inneren Zusammenhangs; doch ist dieser erst mit dem neuzeitlichen Aufschwung der Wirtschaft an der Saar wirksam geworden. Denn es darf nicht vergessen werden, daß die Saarlande sich uns ohne die verbindende Klammer der modernen Großwirtschaft noch immer als ein Mosaik von recht unterschiedlichen Bruchstücken darbieten. Die Lande an der mittleren Saar haben in der Vergangenheit niemals eine einheitliche Bezeichnung geführt; sie haben ebensowenig eine selbständige historische Einheit gebildet, wie sie Veranlassung zu einem gemeinsamen geographischen Namen hätten geben können. Erst die Wirtschaft hat die verschiedenenartigen Teillandschaften mit ihren geschichtlichen Sonderentwicklungen und kulturellen Eigentümlichkeiten — wobei zwar diese Vielheit sich immer in der Einheit der deutschen Geschichts- und Kulturbundenheit abspielete — miteinander verknüpft. Eine geographische Betrachtung der Saarlande wird dabei verständlicherweise gerade die Vielgestaltigkeit dieses Raumes herauszustellen haben. Diese bestimmt noch heute das Bild, wenn es auch — dort stärker, hier schwächer — von den neuen Ausstrahlungen der vereinheitlichten Großwirtschaft überdeckt wird. Die Saarlande setzen sich aus einer Reihe natürlicher Landschaften zusammen, zu deren Abgrenzung in erster Linie die physisch-geographischen Faktoren, vor allem der geologische Bau und die Oberflächengestaltung, herangezogen werden müssen.

#### a) Die Oberflächengestaltung

Schon ein flüchtiger Blick auf eine geologische Karte (vgl. Tafel 4 und die besondere geologische Erläuterung dazu, S. 33f.) macht den Übergangscharakter der Saarlande in dem Bilde ihrer Oberflächenformen verständlich. Zwei in ihrem geologischen Aufbau und ihrer morphologischen Gestaltung ganz unterschiedliche Großlandschaften haben Anteil an den Saarlanden. Im Norden betreten wir im Hochwald die Rumpfschollenregion des rheinischen Schiefergebirges, und der Westen und Süden der Saarlande gehören zu der pfälzisch-lothringischen Triastafel, dem westlichen Flügel der süddeutschen Stufenlandschaft. Zwischen beiden geomorphologischen Großlandschaften liegt die eigentliche Kernzone der Saarlande, das Saar-Nahe-Bergland, das das „Zwischenglied“ (v. Ammon) zwischen dem rheinischen Schiefergebirge und dem pfälzisch-lothringischen Stufenland bildet. So ist gerade für die physisch-geographische Struktur des Saarlande ihre geomorphologische Grenzlage bezeichnend, und aus dieser erklärt sich der Reichtum an Oberflächenformen, der die Saarlande auszeichnet und ihre starken landschaftlichen Reize verständlich macht.

Die geologisch ältesten Gesteine der Saarlande bauen den *Hochwald* auf, mit dem die Saarlande Anteil an der Rumpfscholle des rheinischen Schiefergebirges haben. Es handelt sich um Schichten des Unterdevons (Tonschiefer, Sandsteine und Grauwacken), in deren Einförmigkeit nur die widerstandsfähigen bankigen Quarzite eine belebende Note bringen. Gerade die gebirgsrandliche Kammzone im Süden des rheinischen Schiefergebirges wird von den sogenannten Taunusquarziten gebildet. Hier erfährt der Typus des rheinischen Schiefergebirges mit seinem weitgespannten, nahezu gleich hohen Rumpfflächen, die sich aus den geringen Unterschieden in der morphologischen Wertigkeit der Devonschichten erklären, eine recht auffällige individuelle Abweichung durch die langgestreckten Kammzüge aus Quarzit (Abb. 8). Nur der nördliche Teil des Hochwaldes, wie wir den ganzen westlichen Teil des Hunsrückes kennnen, trägt daher den reinen Schiefergebirgscharakter. Die südlichen Teile, der eigentliche Hochwald, nehmen dagegen durch die rückenförmigen Erhebungen der Quarzitze eine landschaftliche Sonderstellung ein, die auch in eigenen geographischen Bezeichnungen, wie Errwald, Schwarzwälder und Osburger Hochwald und Idarwald, zum Ausdruck kommt. Hier liegen auch die größten Erhebungen; der Errwald erreicht im Teufelskopf 695 m, der Schwarzwälder Hochwald im Erbeskopf 816 m und der Osburger Hochwald in der Hohen Wurzel 669 m. Während der südliche Hauptkammzug des Schwarzwälder Hochwaldes, der dem steil aufgerichtetem Hunsrückssattel entspricht, aus dem sehr harten Taunusquarzit besteht, verdankt die nördliche Erhebung des Osburger Hochwaldes ihr Dasein den nur örtlich in den Hunsrückschiefern eingelagerten Throner Quarziten, die schildförmige Rücken von elliptischem Grundriß bilden. Zwischen den beiden Quarzitzügen sind in den weichereren Hunsrückschiefern längs der oberen Ruwer und jenseits der Saar-Mosel-Wasserscheide längs den beiden Dhronbächen charakteristische Rumpfmulden ausgebildet. So ist zwar die westliche Hunsrücklandschaft morphologisch nicht unggliedert. Aber das Typische ist doch die Einheitlichkeit des Formenschatzes im großen, worin der Hochwald ein wesensverwandter Teil der rheinischen Rumpfscholle ist. Diese abschließende

morphologische Charakteristik wird durch einen Vergleich mit dem gutgestalteten Saar-Nahe-Bergland ganz verständlich.

Das Kerngebiet, der westliche Flügel des Saar-Nahe-Berglandes, das die Mitte und den Osten unseres Kartenbildes einnimmt, stellt geologisch eine mit karbonischen und permischen Ablagerungen ausgefüllte südwest—nordöstlich streichende Grabensenke dar, die zwischen dem devonischen Gebirgskörper im Norden und dem alten archaischen Grundgebirgskörper im Süden (Vogesen) im varistischen Streichen angelegt worden ist. Diese Saar-Nahe-Senke, in der auch die wertvollen Flöze des Steinkohlengebirges entstanden sind, hat durch nachträgliche Faltungen, Überschiebungen und Verwerfungen noch manigfache Veränderungen ihrer Struktur erfahren. Die weiträumige Geosynklinalen der Saar-Nahe-Senke ist selbst wieder in Mulden und Sättel aufgelöst worden. Die Muldenzone, vor allem aus rotliegenden Schichten aufgebaut, schließt sich unmittelbar an den Hunsrück an. Sie wird in der Richtung des Streichens in zwei gegenständige Mulden, die Nahe- und die Primsmulde, untergliedert. Zwischen beiden Mulden erhebt sich der mächtige Porphyristock von Nohfelden. Auf dem wichtigsten der Sättel, dem *Saarbrücker Kohlensattel*, ist die wirtschaftliche Kernlandschaft der Saarlande, das Kohlen- und Industriegebiet, erwachsen. Dieser Saarbrücker Kohlensattel ist das mittlere Teilgewölbe des lothringisch-saarbrückisch-pfälzischen Sattels; er wird nahe seiner Wölbungssachse durch die große südliche Hauptüberschiebung scharf abgeschnitten, und bis heute haben bei St. Ingbert selbst die tiefsten Bohrungen das produktive Karbon noch nicht erreicht. Während der lothringische Kohlensattel nach W unter den jüngeren Ablagerungen der Trias versinkt, tritt im Bereich des pfälzischen Kohlensattels das Karbon im Glan-Lauter-Bergebirge zutage. Die Sattelachse läßt sich bis zum Rhein bei Nierstein durchverfolgen. Zum Verständnis des heutigen Formenschatzes des Saar-Nahe-Berglandes sind dann vor allem auch noch die vulkanischen Begleiterscheinungen der Erdbebenungen der Permzeit hervorzuheben; es handelt sich hierbei um Deckenergüsse und Quellkuppen aus Porphyrr, Porphyrit, Melaphyr und ihren Abarten. Der geologische Muldencharakter der Saar-Nahe-Senke, die schon durch die Störungen in der Nachkarbonzeit zum Teil verloren gegangen war, verschwand völlig, als mit der Einrumpfung des varistischen Gebirges die Senke durch die Abtragungsprodukte des Randgebirge ausgefüllt war. Über die eingerumpfte Gebirgslandschaft transgredierten nun die Schichten des Mesozoikums, bis in der Kreidezeit erneute Gebirgsbewegungen die alten varistischen Leitlinien wieder aufleben ließen. An der im Tertiär beginnenden Heraushebung der Rumpfscholle des rheinischen Schiefergebirges hat das Saar-Nahe-Bergland Anteil gehabt, worüber uns die vergleichenden flächenmorphologischen Untersuchungen von Stickel über das linksrheinische Schiefergebirge und seine angrenzenden Gebiete unterrichten können. Niveaureste im Sinne von Flachkuppen sind im ganzen Saar-Nahe-Bergland vom pfälzisch-saarbrückischen Kohlengebirgsattal bis zum Hunsrückrand zu erkennen (Abb. 10 u. 11). Vor allem ist das 400-m-Niveau auffällig; es wird von Stickel als Äquivalent der Troglfläche des Rheines und der Mosel bezeichnet. Aus dieser erheben sich gegen den Hunsrück das 500- und 600-m-Niveau der Gebirgsrumpffläche; diese haben innerhalb des Saar-Nahe-Berglandes ihre größte Verbreitung im Gebiet des tektonisch am stärksten gehobenen südwestlichen Endes der Nahemulde infolge der widerständigen Erstarrungsgesteine der Grenzlageplatte und der durchlässigen, daher harten Sandsteine und Konglomerate der Waderner Schichten. Im südlichen Teil der Saar-Nahe-Senke heben sich nur einzelne Berggrücken und Kuppen höher heraus, Härtlinge aus vulkanischen Gesteinen, so der Schaumberg bei Tholey (Abb. 9) oder der Littermont bei Düppenweiler, dazu eigenartige Schichtkuppen wie der Höcherberg (Abb. 24) oder der Potzberg (Abb. 13), Karbonaufrüttiche aus hartem Potzberg-sandstein, die ebenfalls den abtragenden Kräften stärkeren Widerstand haben entgegengesetzt können. Die breiten Talböden der Trogregion mit den ihr aufgesetzten Härtlingen wurden dann durch die verstärkt wirksame Kräfte der Erosion und Denudation der Diluvialzeit weiter zerschnitten, und bei der unterschiedlichen petrographischen Widerstandsfähigkeit der permokarbonischen Schichtkomplexe, oft auf engstem Raum, erhielt das Saar-Nahe-Bergland ein unruhiges, aufgelöstes Gepräge, das schon die Bezeichnung eines „buckligen Landes“ (*Gümbel*) verdient (Abb. 4). In der vorwiegend südwest—nordöstlichen Anordnung der einzelnen Rücken und Kuppen leuchtet noch heute in den Landformen der alte varistische Bau der Saar-Nahe-Senke hindurch. Eine eigenartige Umkehr des Reliefs ist dabei insoweit eingetreten, als die ehemalige Muldenzone heute das Gewölbe des pfälzisch-saarbrückischen Kohlensattels im Süden sowohl in den mittleren als auch in den absoluten Höhen überragt.

Wesentlich andere Formen hat die Landschaft da angenommen,

wo die Triasschichten das Oberflächenbild bestimmen. Mit ihnen betreten wir die *pälzisch-lothringische Stufenlandschaft*, die aber nur ein Teilglied ist in dem gewaltigen mesozoischen Schichtenkomplex, der vom Pariser Becken im Westen bis zu den Höhen des deutschen Jura im Osten reicht. Die triassischen Schichten haben einst die ganzen Saarlande bedeckt; sie sind aber heute nur noch da zusammenhängend erhalten, wo sie in der postjurassischen Wölbungsperiode eingemuldet und vor der Abtragung geschützt worden sind. So greift der Muschelkalk als jüngste mesozoische Formation<sup>2)</sup> unseres Gebietes in zwei Buchten in die Saarlande ein. Eine kleinere entspricht der Primsmulde; diese wird durch den Siercker Sattel von der breiten Trier-Luxemburger Triasbucht abgegliedert. Die größere wird durch die Anlage der pälzischen Mulde verständlich. Die Muschelkalkformation wird nach außen gegen das Saar-Nahe-Bergland von der ältesten mesozoischen Formation, dem Buntsandstein, umgürtet. So treten die älteren Schichtglieder des Buntsandsteins noch nahe der Wölbungssachse des saarbrückisch-pälzischen Hauptattals am Südrande des Höcherberges und des Glan-Lauter-Gebirges zutage, wie sie auch am Rande der Oberrheinischen Tiefebene jenseits der Pfälzischen Mulde im südlichen Pfälzer Wald zusammen mit dem Rotliegenden wieder an die Oberfläche kommen. Es spiegeln sich also in der geologischen Karte die postjurassischen Erdbewegungen wider. Morphologisch ist aber der Unterschied zwischen Mulden und Sätteln längst verwischt. Das heutige Oberflächenbild wird in erster Linie nicht mehr durch die Tektonik bestimmt, sondern durch den petrographischen Unterschied der beiden die saarländische Stufenlandschaft aufbauenden Formationen, des Buntsandsteins und des Muschelkalke.

Die *Buntsandsteinlandschaft* wirkt als ein hügeliges Land. Wo die älteren Buntsandsteinpartien an die permischen und karbonischen Schichten angrenzen, so vor allem am Südrand des saarbrückisch-pälzischen Hauptattals, nimmt sie sanftere Formen an, während sie da, wo die jüngeren Schichtglieder (Karlstalschichten und oberer Buntsandstein) breiter entwickelt sind, einen mehr gebirgigen Charakter trägt (Abb. 46). Im saarpfälzischen Buntsandsteingebiet, z. B. im St. Ingberter und Kirkeler Wald, werden wir lebhaft erinnert an die stark zerschluchte Waldgebirgslandschaft des nördlichen Pfälzer Waldes, auf die auch die eigenartigen Tischfelsen hinweisen. Die unterschiedliche Widerstandsfähigkeit der einzelnen Buntsandsteinhorizonte hat in der Saarpfalz zur Ausbildung zweier Hauptlandstufen geführt, im mittleren und im oberen Buntsandstein. Am deutlichsten treten diese auf engem Raum am Steilabfall der Sickinger Höhe zur westpfälzischen Moorniederung (Pfälzer Gebrich oder Kaiserauer Senke) hervor (Abb. 64). Ein Besuch des Homburger Schloßberges oder der Ruine Nanstein bei Landstuhl vermittelt uns einen vorzüglichen Überblick über die hier so markant ausgebildete Stufenlandschaft. Der Boden der Moorniederung ist die untere Landstufe (älterer Buntsandstein), die muschelkalkbedeckte Sickinger Höhe die obere. Stufenbilder sind harte Bänke im mittleren Buntsandstein, vor allem die Karlstalschichten und das jüngste Buntsandsteinglied, der Voltziensandstein (oberer Buntsandstein). Während die älteren mehr oder weniger deutliche Gehängestufen am Abfall der Sickinger Höhe bilden, bedingt der widerstandsfähige Voltziensandstein über dem weicheren tonigen Zwischenschichten die obere Kante der Stufentraufe. Das morphologisch so unterschiedliche Verhalten der beiden Buntsandsteinpartien beruht auf ihrer verschiedenen Gesteinszusammensetzung. Die jüngeren Partien (von den Karlstalschichten aufwärts) sind sehr tonarm, daher durchlässig; sie sind also der Stufenbildner. Die älteren Sandsteine sind dagegen nicht nur im allgemeinen tonreicher, sondern enthalten auch zahlreiche tonige Zwischenlager (*v. Ammon*). Der Gegensatz zwischen harten und weichen Gesteinen erklärt also sicher am besten diese großartige Stufenlandschaft. Anders sind im einzelnen die Formen im Buntsandsteingebiet des Warndts, einem flachwälligen, bewaldeten Hügelland, in dem der Charakter als Stufenlandschaft weniger gut hervortritt, dafür aber da wieder, wie an der Sickinger Höhe, zum Schulbeispiel wird, wo die älteren Schichtglieder des Buntsandsteins untertauchen und gegen die scharf ausgeprägte Stufe im oberen Buntsandstein absetzen (Abb. 62). Die frühere Ausdehnung der Stufe wird durch eine ganze Reihe charakteristischer Zeugen vor dem Stufenrand bewiesen, die oben auch noch Reste der nächsten Landstufe im unteren Muschelkalk tragen. Wer die saarländische Stufenlandschaft in ihren Großformen überschauen will, der sollte gerade das Verzahnungsgebiet von Buntsandstein und Muschelkalk im Warndt erwählen, etwa die Höhe oberhalb

<sup>2)</sup> Ganz im Westen und Süden, nördlich und südlich von Busendorf und zwischen St. Avold und Saargemünd, tritt auch der Keuper auf. Aber die Keuperlandschaft ist nicht mehr für die mittleren Saarlande, sondern für Lothringen typisch.

Berus, die den herrlichsten Überblick über den südlichen Teil der saarländischen Stufenlandschaft bietet. So sehr nun aber auch im einzelnen die landschaftlichen Formen in den Buntsandsteingebieten der Saarlande voneinander abweichen mögen, in den Großformen besteht doch eine wesentliche Übereinstimmung. Denn ob wir von der Klöv oder dem Hohen Berg bei Merzig das Buntsandsteingebiet von Britten, ob wir von der Beruser Höhe oder dem Winterbergturn bei Saarbrücken den Warndt überschauen oder ob wir vom neuen Turm des Schwarzenberges oder vom Großen Kahlerberg die saarpfälzische Buntsandsteinlandschaft erblicken, immer wieder wird uns als zusammenfassender Eindruck das *aufgelöste wellig-hügelige oder walfischrückenförmige Relief* als großzügiges Leitmotiv der Buntsandsteinlandschaft offenbar.

Einen ganz anderen Ausdruck nimmt dagegen die saarländische Stufenlandschaft da an, wo der Muschelkalk das Oberflächenbild bestimmt. Hier betreten wir einen zweiten petrographischen Landschaftstyp. Für diesen ist der Hochflächencharakter das Kennzeichen. Schon von weitem lassen sich die Kalklandschaften, die sich in dem westlichen Verbreitungsgebiet der Primsmulde wie im südlichen der Pfälzer Mulde gleich ähnlich sind, an den scharf ausgeprägten Ebenheiten erkennen, die sich mit deutlich ausgebildeten Stufen aus den geologisch wesentlich jüngeren Tälern erheben. So entsteht statt der welligen, unruhigen, aber dadurch auch abwechslungsreicher Formen des Buntsandsteingebietes eine wesentlich eintönigere Landschaft, der mit der Bezeichnung *Muschelkalkplatten* die rechte Charakterisierung zuteil wird (Abb. 48–50). Auch in der Muschelkalklandschaft zwar lösen sich bei näherer Betrachtung die Großformen der Landschaft auf. Vor allem die nachträgliche Zerschneidung durch die Flüsse hat das von der Ferne so einheitlich wirkende Relief der Plattenlandschaft in eine mannigfach gegliederte Hochebene verwandelt, in der die Großformen der Stufenlandschaft nur sehr undeutlich zu erkennen sind. Am markantesten ist überall die Stufe im oberen Muschelkalk ausgebildet, die sich durch die ganze Muschelkalklandschaft als Landmarke verfolgen lässt. Sie wird bedingt durch die harten hornsteinführenden Kalkbänke des Trochitenkalzes. Durch sie haben sich Kuppen und wenig gegliederte Längsgewölbe herausgebildet, die mit scharf ausgeprägten, meist felsigen Abhängen den breiten Flächen des mittleren Muschelkalks aufgesetzt sind und nach oben in den weicheren, von Mergelschichten durchsetzten Nodosenkalken wieder von Ebenheiten in einer neuen Landstufe abgelöst werden. Dagegen tritt ein härterer Horizont im unteren Muschelkalk, der sogenannte Plattenkalk, im allgemeinen nur untergeordnet als Denuationsterrasse an den Talhängen in Erscheinung. Nur im Zweibrücker Land, wo der untere Muschelkalk flächenhaft auftritt, spielt auch der Plattenkalk seine Rolle als sichtbare Stufe im Landschaftsbild. – Überall da, wo die Formationen des Muschelkalks vollständig vertreten sind, führt ein treppenförmig gestufter Anstieg aus den tief eingeschnittenen jungen Erosionstälern, die die einheitliche Muschelkalklandschaft zergliedern, zu den als Ebenheiten ausgebildeten Platten des oberen Muschelkalkes. Diese Ebenheiten sind im Fernblick das großzügige Leitmotiv der *Muschelkalkplatten* und unterscheiden diese von den Buntsandsteingebieten.

### b) Die natürlichen Landschaften

Nach diesem Überblick über die geologisch-morphologische Struktur der Saarlande soll nun den wichtigsten natürlichen Landschaften der Saarlande eine zusammenfassende Würdigung zuteil werden.

Der *Hochwald* ist ein peripherisches Glied der Saarlande; er ist ein Übergangsraum zur unteren Saar und der mittleren Mosel nach dem Trierer Raum. Aber er ist nicht, wie behauptet wird, nur Grenze, die die Saarlande nach N abschließt. Dafür sind die Beziehungen zur Saar, vor allem in der Gegenwart, zu rege. Der südliche Hochwald zum mindesten ist ein Teil der Saarlande. Wenn als Beweis der Natur für seinen Grenzcharakter auf das enge kafionartige Durchbruchstal der Saar durch den Orscholzer Quarzitriegel hingewiesen wird, so kann doch auch gezeigt werden, wie das Einzugsgebiet der mittleren Saar mit der Prims und ihren Nebenflüssen, Wadrill- und Lösterbach, in breiter Front durch den Hauptkammzug hindurchgreift und die naturgegebene Scheide des bewaldeten Gebirgskamms mildert. Die jüngere kulturlandschaftliche Entwicklung hat an diese Tatsache anknüpfen können. Wie durch das Saartal heute die Bahn das Trierer Land mit den Saarlanden verbindet, so schließt eine weitere Strecke Nonnweiler–Hermeskeil auch den mittleren Hochwald auf; und beide Bahnen hatten Vorläufer in alten wichtigen Fernverkehrswegen, die ebenfalls Trier und Saarbrücken, wenn auch im einzelnen etwas anderen Routen folgend, verbanden. Ein recht

verzweigtes und leistungsfähiges Netz von Kraftverkehrslinien, das vor allem den Raum um Mettlach und um Wadern auszeichnet, fördert heute auch abseits der Eisenbahnen die wirtschaftlichen Verflechtungen der Saar mit dem Hochwald. Erst in der Breite von Saarburg und Niederzerf überschneiden sich der trierische und saarländische Verkehrsraum. Die jüngere Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung des südlichen Hochwaldes beruht auf dem Aufschwung der Großwirtschaft an der Saar, die von hier sich nicht nur die Menschen holt, sondern auch ihren Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen zum Teil befriedigen kann. — Am dichtesten ist der südliche Rand des Hochwaldes im Übergang zum Saar-Nahe-Bergland besiedelt. Hier liegt im östlichen Teil die „Hauptstadt“ des oldenburgischen Landestelles Birkenfeld und im Westen der Verwaltungsmittelpunkt des gegenwärtigen Restkreises Merzig-Wadern. Um Nonnweiler erinnern die Namen an die alte Eisenindustrie, die auf einheimischen Eisenerzen erwachsen war; als einziges Werk hatte sich die Maria-Hütte bis in die Nachkriegszeit als Eisengießerei herüberretten können. Doch erhält heute diese gut besiedelte Randzone des Hochwaldes ihren wirtschaftlichen Antrieb weniger aus den eigenen Kräften, sondern lebt von der Nachbarschaft des Saar-industriegebietes. Sie mußt deshalb auch auf die Widernatürlichkeiten der Saargebietsgrenze ganz besonders empfindlich reagieren.

Mit scharfem Knick hebt sich der bewaldete Rücken des Quarzitkammzuges, der sich nach O in mehrere parallele Rücken auflöst, von S her heraus, am beherrschendsten um den Erbeskopf (Abb. 8). Hier betreten wir siedlungsleeres geschlossenes Waldland; herrliche Hochwälder, in denen Forstwirtschaft und Jagd die einzigen Wirtschaftsgrundlagen bieten, erstrecken sich vom Orscholzer Quarzitriegel bis zum Erbeskopf. Ein zweites, nördliches Waldgebiet, das sich im Westen zwischen Saar und Ruwer bei Zerf mit dem südlichen zusammenschließt, ist an die Throner Quarzite gebunden. Auch hier erklärt die Härte, d. h. die Durchlässigkeit des Gesteins, die morphologische Heraushebung aus dem eingerumpften Hochflächen und die Nährstoffarmut des Bodens die Waldbedeckung. Als freundlicherer offener Raum, mit größeren Siedlungen durchsetzt, liegt zwischen beiden bewaldeten Quarzitjügen die Rumpfmulde der oberen Ruwer eingebettet, die in den weicheren Hunsrückschiefern angelegt ist. Hier betreten wir erst die typische Schiefergebirgslandschaft, wie sie uns weiterhin das untere Saartal abwärts Hamm und das nördliche Vorland des Osburger Hochwaldes zeigt. Wenn auch aus der altbewohnten Trierer Bucht und von der unteren Saar, wo sich die alten Siedlungsnamen häufen, frühe Siedlungsvorstöße bis in die Längstalflucht des Hochwaldes vorgedrungen sind, so läßt sich doch auch für diese aus den Namen und den urkundlichen Erwähnungen der Siedlungen der Charakter als eines späten Ausbauraumes ablesen. Die jüngsten Ortsnamen auf -scheid und mit Rodebezeichnungen finden sich vor allem in unmittelbarer Nachbarschaft der bewaldeten Höhenrücken. Der Rodungscharakter der Längstalflucht (Ruwer, Dhrön), die den ganzen westlichen und mittleren Hochwald durchzieht, tritt auch heute noch in Erscheinung; denn diese löst sich in eine Reihe von waldbegrenzten Siedlungskammern auf. So zeigt die geographische Gestalt des westlichen Hunsrückes, des Hochwaldes im weiteren Sinne, in den Hochtalböden der oberen Ruwer und Dhrön eine Längstalflucht als Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsraum zwischen zwei langgestreckten bewaldeten siedlungsleeren Rücken, dem Schwarzwälder und Osburger Hochwald.

Eine besondere Würdigung verdient noch das Saartal, das den Hochwald an seinem westlichen Ende durchbricht. Von der Mündung in die Mosel bis in die Gegend von Serrig-Hamm durchzieht die Saar das Gebiet der Hunsrückschiefer; um Serrig tritt von W her schon der Buntsandstein als Randformation des Gaues bastionenartig bis an den oberen Talrand heran. Dieser Abschnitt zeigt uns eine durch Flußterrassen gegliederte und durch alte Saarläufe erweiterte breite Talzone, die in allem, in ihrem morphologischen, siedlungs- und wirtschaftsgeographischen Aussehen, der Typus der weinrebenebedeckten, dicht besiedelten Tallandschaft im Schiefergebirge ist (Abb. 2 u. 4). Und wie ganz anders tritt uns dann das Talstück aufwärts Hamm bis über Mettlach hinaus entgegen (Abb. 1 u. 5). Hier, wo die Saar sich durch den Orscholzer Quarzitriegel, den westlichsten Vorsprung des Quarzitkamms des Hochwaldes, mühsam ihren Weg bahnen mußte, fließt sie in einem engen, steilwandigen und ungegliederten Erosionstal. Die Talhänge sind bewaldet, wenn auch der Baumwuchs durch die starke Geröllbildung an den steilen Wänden behindert ist. Es haben sich richtige Steinschlagrinnen (Rosseln) gebildet, wie wir sie auch sonst in den Quarzitengfällen des Schiefergebirges finden. So wiederholt sich auch im Saartal der Gegensatz zwischen Schiefergebirgslandschaft und Quarzitlandschaft, der die Hochwaldregion bestimmt.

Von der waldbedeckten Kuppe des Schaumberges bei Tholey (Abb. 9), dem höchsten Punkt des „Saargebietes“, der als Härtling aus Melaphyr steil aufragt, oder von dem Füsselberg bei Freisen, von dem Steilrand der Grenz Lagerplatte der Nahemulde, überschauen wir gut das *Saar-Nahe-Bergland* (Abb. 10 u. 11). Dieses zeigt ein bewegteres Relief als der Hunsrück. Während dort die Horizontale im Landschaftsbild vorherrscht, wird hier vielfach die vertikale Linie, vor allem in den nördlichen Teilen, bestimmend. Die Einrumpfung, die auch das Saar-Nahe-Bergland betroffen hat, hat wegen der Vielheit der Gesteinsarten und der besonders widerständigen vulkanischen Bildungen nicht so flächhaft wirken können wie im Schiefergebirge. So bietet sich uns z. B. in den vulkanischen Ergußgesteinen im Übergang zwischen Nahe- und Primsmulde eine kuppige Berglandschaft (Abb. 4) dar, und ähnlich ist auch der Eindruck des Glan-Lauter-Gebirges (Abb. 13). Hier bilden auch harte Schichtgesteine (z. B. der Potzbergsandstein der Ottweiler Schichten) die Ursache der Heraushebung, und eine solche merkwürdige Schichtkuppel aus hartem Potzbergsandstein wie der Potzberg im Glan-Lauter-Gebirge ist auch der Hörcherberg (Abb. 24). Doch wenn sich auch in den Schichtgesteinen des Saar-Nahe-Berglandes Sandsteine und Konglomerate als langgestreckte, meist in der alten südwest-nordöstlichen varistischen Streichrichtung angeordnete Rükken herausheben oder durch die Flüsse in den weicheren Gesteinspartien Ausräume (z. B. um St. Wendel [Abb. 14] und Ottweiler) geschaffen worden sind, so lassen sich immerhin wieder deutlicher einheitliche Einbahnflächen erkennen, unter denen das 400-m-Niveau vorherrscht. Ein aufgelöster Formenschatz bleibt aber zum Unterschied vom Hochwald doch das Leitmotiv der Landschaft des Saar-Nahe-Berglandes.

Auch der Besiedlungsgang ist anders verlaufen. Zwar ist auch das Saar-Nahe-Bergland — die Kohlengelände-Landschaft nimmt eine kulturlandschaftliche Sonderstellung ein und wird für sich behandelt — kein altes Kulturland. Die relativ undurchlässigen rotliegenden Schichten haben bei den günstigen Niederschlagsverhältnissen (Ottweiler) einen dem Waldwuchs günstigen Boden abgegeben. Aber schon zur Römerzeit muß der Widerstand der einheitlichen Waldbedeckung überwunden worden sein. Eine sicher erwiesene Römerstraße, die Trier-Mainzer Straße, führte durch das nördliche Saar-Nahe-Bergland über Tholey. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich bei Tholey mit dieser Trier-Mainzer Straße noch eine andere Straße kreuzte, die von Metz nach Bingen führte. Auf alle Fälle weist das nördliche Saar-Nahe-Bergland eine Fülle römischer Spuren auf; auf das Mithrasdenkmal von Schwarzerden sei besonders hingewiesen. Eine intensivere Besiedlung und wirtschaftliche Ausnutzung erfuhr das Gebiet aber erst im Frühmittelalter im Zeitalter der großen deutschen Waldrodungen. Das Kloster Tholey, das älteste Kloster an der Saar (Abb. 96), hat sicher Anteil an diesen Rodungen gehabt, und die Karte der Ortsnamen auf -weiler belegt in Verbindung mit der Karte der urkundlichen Erwähnungen eindrucksvoll den Charakter des nördlichen Saar-Nahe-Berglandes als frühmittelalterlichen Kulturräum (Tafel 13b). Jetzt mußte der Wald weitgehend dem Kulturland weichen, und heute ist dieser Teil des Saar-Nahe-Berglandes eine vorwiegend offene Ackerbaulandschaft, in der sich der Wald auf die höheren Erhebungen beschränkt. In den weiten Talmulden und auf den mittleren Höhen (300—400 m) dehnen sich weithin Ackerfluren oder Wiesenland. Die Industrie schließt sich meist an die größeren Siedlungen an. Sie ist bodenständig (z. B. Ziegelbrennerei; Hartsteinbruchbetriebe (Abb. 12) und landwirtschaftliche Industrien). Sie tritt aber im Landschaftsbild zurück, das wirtschaftlich als *Agrarlandschaft* bezeichnet werden kann. Während im Norden entsprechend der Höhenlage Viehzucht und Wiesenwirtschaft vorherrschend sind, nimmt gegen S der Ackerbau die führende Stelle ein. Auffällig ist die durch die Nachbarlage zur Kohlengelände-Industriezone bedingte Bevölkerungsverdichtung in den südlichen Teilen (vgl. Tafel 18e). Zwar in den ganzen nördlichen Saarländern macht sich noch der industrielle Einfluß im Habitus der Siedlungen bemerkbar. Aber nur für das Randgebiet zum Kohlengelände sind die weiträumigen Industriedorfer charakteristisch (z. B. Merchweiler, Wemmetsweiler [Abb. 39] Illingen). An das Haufendorf, den alten ländlichen Siedlungskern, schließen sich diese langgestreckten Straßenzüge mit den kennzeichnenden Arbeiter- und Arbeiterbauernhäusern an. Sie leiten über in die rein industriellen Siedlungen der Kohlengelände-Landschaft, die eine besondere Behandlung verlangt.

Die *Saarindustrieland* ist aus einem Waldland erwachsen. Ihr Schwerpunkt liegt an der Saar zwischen Saarbrücken und Bous. Auf ihrem ganzen Lauf zwar begleiten ihre Ufer größere Siedlungen mit industriellen Werken. Nur zwischen Brebach und Bous treten aber die industriellen Erscheinungen im Landschafts-

bild so in den Vordergrund, daß wir von einer geschlossenen Industriezone sprechen können (vgl. Tafel 18a). Hinter den Höhen des Stiftswaldes, der auf Buntsandstein stockt, betritt die Saar bei Brebach die eigentliche Industrielandchaft (Abb. 20). Hier liegt am Fuße des Halberges, eines losgelösten Buntsandsteinzeugen, die Halberger Hütte. Sie hat schon eine lange Geschichte. Als Eisenschmelze besteht sie seit dem 15. Jahrhundert. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kam sie in den Besitz der Familie Stumm, die sie zu ihrer heutigen Blüte emporgebracht hat. In der Nachkriegszeit ging die Halberger Hütte unter dem politischen und wirtschaftlichen Druck Frankreichs zum überwiegenden Teil in fremde Hände (Röhrenwerke zu Pont-a-Mousson) über.

Von dem Turm des Winterberges auf den südlichen Saartalhöhen überschauen wir diesen westlichsten Teil der Saarindustriestraße und die *Stadtlandschaft Saarbrücken*. Diese ist noch heute im Norden von Wald umrahmt und zeigt uns eindrucksvoll die Verbindung von Wald- und Industrielandchaft, die für das Saarindustriegebiet so charakteristisch ist. Die Stadt Saarbrücken ist aus mehreren Siedlungszellen zusammengewachsen. Die älteste Kernzelle lag nahe dem Halberge, wo zum Schutz der Saarbrücke in spätromischer Zeit ein Kastell errichtet wurde. Dann ist im 7. Jahrhundert St. Arnual auf der gegenüberliegenden Saarseite als Klostersiedlung entstanden (Abb. 20). Der Grundstein für das heutige Saarbrücken ist aber erst eine Burgsiedlung auf einer Felsterrasse der Saar geworden, die im 9. Jahrhundert an der Stelle des späteren Schlosses in glänzender Schuttlage über der Saar entstand. Das gegenüberliegende St. Johann entwickelte sich dank seiner Lage an wichtigen Verkehrsstraßen (Saartalstraße; Route Metz-Saarbrücken-Mainz) zu einer angesehenen Kaufmannsstadt (Abb. 40). Malstatt und Burbach waren dagegen ganz kleine bäuerliche Gemeinden, die erst aufblühten, als sich im 19. Jahrhundert das Saartal innerhalb der Kohlengebirgslandschaft industrialisierte. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wachsen alle Siedlungskerne schnell an. Burbach wird durch die Burbacher Hütte groß, Malstatt durch seinen Kohlenhafen (Abb. 35), die Eisenbahnhauptwerkstätte und die Maschinenfabrik Ehrhardt u. Schmer, am Ausgang des Fischbachtals; St. Johann bekommt den Bahnhof (Abb. 15). Am engsten in seiner räumlichen Entwicklung ist eigentlich der größte Siedlungskern, Saarbrücken selbst. 1909 vereinigen sich die Teilellnen zur Stadt Saarbrücken und sind heute völlig verwachsen. Die Entwicklung der Stadt folgte der Richtung der Saarachse nach W und O (Abb. 45). In jüngerer und jüngster Zeit ziehen sich auch, wo es einigermaßen möglich, Wohnviertel die beiderseitigen Talhänge hinauf, greifen im Norden in die randlichen Waldgebiete hinein und haben auch die südlichen Randhöhen der Saar erreicht (Abb. 15 u. 43). Saarbrücken ist das wirtschaftliche Herz des Saarindustriegebietes. Die großen Industriewerke selbst liegen zwar an ihrem Rand. Ich erwähnte schon die Halberger Hütte im Osten; gegen W folgt die Burbacher Hütte (Abb. 17) und am Ausgang des Fischbachtals liegt die Maschinenfabrik von Ehrhardt & Schmer. Von den Saarhöhen südlich Burbach überschauen wir einen weiteren Teil der industrialisierten Tallandschaft. Da erblicken wir das Gußstahlwerk, eine Reihe von Kohlenbergwerken, die großen elektrischen Kraftzentralen von Luisenthal und Fenne (Abb. 34) und im Hintergrunde, im Westen, die Schorsteine und Hochofenfürme von Völklingen. Das Völklinger Hüttenwerk, das jüngste der Saar, gehört der Familie Röchling und ist das einzige Hüttenwerk, das sich völlig von französischem Kapitaleinfluß hat freihalten können (Abb. 31). Gewaltig ist der Gesamteindruck dieser „modernen Ritterburg“. Neben den Kohlenzechen, den Fördertürmen, den Hochöfen mit ihren Winderhitzern, der Vielzahl von rauchenden Schorsteinen und den massigen Fabrikgebäuden sind für die Kohlen- und Eisenindustrielandchaft vor allem die Schlackenhalden bezeichnend, die zu gewaltigen Hügeln und Bergen anwachsen können. Unvermittelt erheben sich so um Völklingen die gewaltigen Schlackenberge der Hütte (Abb. 23). So ist das *Saartal zwischen Brebach und Bous* eine *Industriestraße*, und ihr Kerngebiet ist die *Stadtlandschaft Saarbrücken*.

Die Industrie der Saar setzt sich nach NO in die *Kohlengebirgslandschaft* fort (vgl. Tafel 18c). Die Leitlinien der industriellen Entwicklung waren dabei die größeren Tallandschaften, vor allem das Sulz- und Fischbachtal; doch hat der Bergbau schon lange auch in den zwischen den Tälern gelegenen Waldgebieten Fuß gefaßt. Im *Sulzbachtal* steht der industrielle Charakter im Vordergrund. Die Talzone ist zusammenhängend industrialisiert, und von Dudweiler (Abb. 37) über Sulzbach, Altenwald bis Friedrichstal-Bildstock reicht sich Bergmannssiedlung an Bergmannssiedlung. Zu den Bergwerken gesellen sich Kokereien und Fabriken; die einst hier beheimatete Glasindustrie zwar ist eingegangen, und nur noch leerstehende Gebäude zeugen von vergangener Pracht

(Abb. 28 u. 30). Der Wald bildet den Rahmen des Ganzen, so ähnlich wie es uns die Saarindustriestraße zeigt. An der Saar liegt der *Schwerpunkt der Industrie*; hier ist die zentrale Zone des *saarländischen Kohlenbergbaus*. — Im *Fischbachtal* tritt dagegen der Wald stärker hervor. Hier werden die im Tal gelegenen Bergmannssiedlungen Quierschied und Fischbach, die ihre heutige Ausdehnung den am Talrand liegenden Kohlengruben Breßfeld und Camphausen verdanken, von einer schönen Waldlandschaft unterbrochen (Abb. 25). Der Waldreichtum bedingt Holzwirtschaft, während die Kohlenindustrie mit Zechenanlagen, Fabriken und den die Talzonen versperrenden Abraumhalden die Landschaft bestimmt (Abb. 32). Ein *rhythmisches Wechsel zwischen Wald und Industrie kennzeichnet so die Tallandschaft des Fischbaches*. — Kommen wir aber aus den Tälern auf die Höhen, so herrscht wieder der Wald im Landschaftsbilde vor. Unvermittelt nur wachsen hier und da aus hohem Buchenwald die Förderanlagen und Schornsteine der Kohlenzechen hervor und erinnern uns daran, daß wir uns in einem Industriegebiet befinden (Abb. 25). So bleibt für die zentrale Kohlengebirgslandschaft der Saarlande diese eigenartige Synthese zwischen Waldlandschaft und industrialem Formenschatz als Merkmal erhalten. In diesem Zweiklang liegt nicht nur ein seltener landschaftlicher Reiz; in ihr liegt auch die in einem Vergleich z. B. mit dem Ruhrgebiet so viel günstigere Wertung der Saarindustrielandchaft als Wohnraum begründet (Abb. 38). Die gesünderen Lebensbedingungen im Saarindustriegebiet, die in den besonderen Naturverhältnissen ihren Grund haben, sind wohl nicht zuletzt als Ursache anzunehmen, daß die Bestrebungen der preußischen Bergbauverwaltung für die Ansiedlung einer bodenständigen Bergarbeiterbevölkerung in so glänzender Weise von Erfolg gekrönt worden sind. Am unerfreulichsten sind die Wohnbedingungen in der in der Nordostecke der zusammenhängenden Industrielandchaft gelegenen Siedlung Neunkirchen, der zweitgrößten Stadt des heutigen „Saargebiets“. Sie, die noch bis 1921 Landgemeinde war, erinnert in dem starken industriellen Charakter der Stadtlandschaft und ihrem für die Struktur einer Industriestadt bezeichnenden ungleichmäßigen Wachstum an ähnliche Gebilde aus dem Ruhrgebiet. Dunst und Fabrikrauch erfüllen diese Industrielandchaft an der Blies. Trotz der waldbedeckten Höhen, die sie umrahmen, macht sie einen düsteren Eindruck, der selbst bei vollem Sonnenschein nicht ganz weichen will (Abb. 27 u. 29). Ein imposantes Bild dagegen bietet die Talzone mit ihrer industriellen Erfüllung in der Nacht, wenn die Eisenwerke aufleuchten und die Feuergarben der Stahlwerke gen Himmel lodern. Das ist die Industrielandchaft, wie wir sie aus dem Ruhrgebiet kennen.

Auch der sich mit dem Kohlengebirge verzahnende *Buntsandsteingürtel* hat in seinem nördlichen Randgebiet Anteil an der Industrialisierung genommen. Das gilt vor allem für das *Scheidertal*, in das sich die Saarindustriestraße fortsetzt. Auch hier liegen am Eingang ins Saartal wieder zwei größere industrielle Werke, das Stahlwerk von Dingler & Karcher und das Werk der Firma Saar-Brown-Bowerie. Die Talsohle ist dicht besiedelt, eine Folge der Industrie. Die landwirtschaftliche Ernährungsbasis ist sehr schmal, da auch hier nur die Talwiesen aus kulturfähig ist. Schon die Talflanken sind bewaldet. Bis St. Ingbert ziehen sich in fast geschlossener Siedlungsreihe längs der Straße die typischen, meist noch heute einstöckigen Bergarbeiterhäuser. Die älteren ländlichen Siedlungskerne (Kirchdörfer wie Scheidt und Rentrisch), die meist in Talverbreiterungen angelegt waren, sind durch die einem Straßendorf ähnelnden Bergmannssiedlungen miteinander verbunden, so daß der Eindruck einer großen einheitlichen Siedlung entsteht. St. Ingbert ist ein industrieller Mittelpunkt der bayerischen Saarpfalz, hat in seiner Nähe Kohlengruben und besitzt eine bedeutende und vielseitige Industrie (Eisenwerk, Glashütten, Brauerei; Abb. 65 u. 33). — Sobald wir aber das Haupttal verlassen, umfangt uns der stille Frieden einer idyllischen Waldlandschaft (Abb. 47). Während der saarpfälzische Buntsandsteingürtel im südlichen Teil in seinen geologisch jüngeren Horizonten (Karlstalschichten; oberer Buntsandstein) ein geschlossenes Waldgebirgsland (St. Ingbert und Kirkel) darstellt, ändert sich sein Charakter mit den älteren Partien. Die Formen sind milder; sanft steigt das Gelände gegen den Pfälzer Sattel und das Kohlengebirge an (Abb. 46). Auch bildet der Wald, der zwar immer noch einen beträchtlichen Anteil hat, nicht mehr dichte, zusammenhängende Bedeckung. Hierzu rechnet auch das Pfälzer Gebrüch. Und zwischen beiden Buntsandsteingebieten bildet der Abfall der Sickinger Höhe im Osten eine scharfe Grenze; diese läßt sich auch nach W bis in die Gegend von St. Ingbert verfolgen. Alle größeren Siedlungen (schon St. Ingbert, dann Homburg und Landstuhl) liegen am Abfall dieser Stufe an der alten Heer- und Handelsstraße durch die Kaiserslauterner Senke (Abb. 64—67).

Auch südwestlich der Saar setzt sich diese bewaldete Buntsandsteinlandschaft fort, umschließt auch hier das Kohlengebirge, so daß die Bezeichnung eines Buntsandsteingürtels gerechtfertigt ist. Gerade der südwestlich der Saar gelegene Teil der Buntsandsteinlandschaft, der *Warndt*, verdient heute unser besonderes Interesse. Denn dieses landschaftlich so reizvolle Waldland ist heute nicht mehr allein die Erholungsstätte des Industriegebietes und der Stadt Saarbrücken, sondern macht als wichtiges Fettkohlenbergbaugebiet von sich reden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgte durch die Glasindustrie der erste Einbruch in die Waldwüste des Warndts. Durch sie entstanden die meisten der Siedlungen, die noch heute durch ihre Lage im Waldland ihren Charakter als Rodungsoasen erweisen können, wie Karlsbrunn, Ludweiler, Nafweiler u. a. (Abb. 58). Die Glasindustrie ist zwar heute aus dem Warndt verschwunden; gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist sie eingegangen, als der Übergang von der Holzwirtschaft zur Steinkohlenwirtschaft die Nähe der Kohlenbergwerke verlangte. Dafür ist der Warndt in der Gegenwart in die Reihe der Kohlenbergbaugebiete der Saar getreten. Er wird wegen der Mächtigkeit und fast ungestörten Lagerung seiner Flöze und der reichen Fettkohlevorkommen mit gutem Recht als das *Saarbergbaugebiet der Zukunft* angesprochen. Dieses Warndtgebiet ist aber von drei Seiten von lothringischem, heute französischem Staatsgebiet umgeben, und gerade dort auf lothringischem Boden waren rings um den Warndt private Bergwerksgesellschaften (de Wendel, Saar und Mosel, La Houve) gegründet worden, die schon vor dem Krieg nach allerlei Mißerfolgen dank eines modernen Gefrierverfahrens beim Schachtabteufen zu guten Förderergebnissen gekommen waren. Ihre Lage an der Warndtgrenze haben nun zwei französische Bergwerksgesellschaften, Saar und Mosel und die Firma de Wendel, mit Duldung der augenblicklich französischen Bergwerksverwaltung der Saargruben ausgenutzt; sie haben sich Kohlenfelder auf dem Boden des gegenwärtigen Saargebietes verleihen lassen, dringen unterirdisch von lothringischem Boden in den Warndt ein und bringen die Warndt-Fettkohle unter der Grenze hinweg auf lothringischer Seite zutage. Unmittelbar an der Grenze, kaum 10 m vom Grenzstein entfernt, erhebt sich die mit allen Errungenschaften neuzeitlicher Technik 1922 erbaute Schachtanlage Reumeaux der Bergwerksgesellschaft Saar und Mosel, die unterirdisch einbricht in die besten Saar-Fettkohlenflöze (Abb. 61), und eine ähnliche Lage haben die neuen Schächte Barrois und Peyerimhoff. Das *Warndtgebiet* nimmt in dem Kampf um die deutsche Saar eine besonders bedrohte Stellung ein (vgl. auch Kapitel 15, S. 80).

Den Westen und Osten der Saarlande bilden die *Muschelkalkplatten des Saar- und des Bliesgaus*, des *Zweibrücker Landes* und der *Sickinger Höhe*. Wenn sie aus geologischen und morphologischen Gründen mit dem Buntsandsteingürtel zu einer Großlandschaft, dem saarländischen Stufenland, zusammengefaßt werden könnten, so erfordert eine Einteilung in natürliche Landschaften die Ausscheidung der Muschelkalkplatten. Hier herrscht wieder wie im nördlichen Saar-Nahe-Bergland die *offene Feldflur*. Der Wald erreicht sogar den geringsten Flächenanteil in den ganzen Saarlanden. Weite fruchtbare Ackerbauebenen charakterisieren die Höhen dieser Gaulandschaften, die in allem an die Zone der Gänge jenseits des Rheines aus der süddeutschen Stufenlandschaft erinnern (Abb. 48–50). Auch die Täler sind, soweit sie nicht noch im Buntsandstein liegen, waldfrei und zeigen ein landschaftlich ganz anderes Bild als im Buntsandsteingebiet. Die lieblichen Wiesentäler, von denen vor allem das Niedtal und die Blies (Abb. 51) hervorgehoben zu werden verdienen, werden von Pappeln, Erlen und Weiden eingefäßt. Die Talhänge sind mit Obstbäumen übersät. So erhält die ganze Landschaft ein *parkartiges Gepräge*. — Gegenüber den nördlichen Agrargebieten im Saar-Nahe-Bergland zeichnen sich die Muschelkalklandschaften durch größere Klima- und Bodengestalt aus. Die geringere Höhenlage wirkt sich in einem 10 bis 14 Tage früheren Frühlingseintritt aus und ermöglicht auf diese Weise auch empfindlicheren Pflanzen das Leben. Noch heute wird an der unteren Blies der Weinbau gepflegt, während z. B. an den sicher ebenso sonnigen Abhängen des Schaumbergs wegen der Höhenlage und der dadurch verkürzten Vegetationsperiode die Weinrebe nicht gedeihen kann; und früher ist auch in den verengerten Talabschnitten der Saar im Muschelkalk und an der Nied Wein gezogen worden. Diese Klimagunst, zu der sich noch die vorteilhafte Wärmeausstrahlung des Kalkbodens gesellt, erklärt uns auch die für die Muschelkalklandschaft so charakteristischen Obstbaumhaine, die heute von den früher weit ausgedehnteren Wingerten überwiegen. Als die Apfelkammer der Pfalz ist der Bliesgau weit bekannt (Abb. 50), und im nördlichen Saargau ist der Viez, der Apfelwein, ein beliebtes Getränk. Auch die herrschenden lehmigen Bodenarten mit ihrem hohen Kalkgehalt begünstigen den Anbau edlerer Kulturpflanzen. In den Gaulandschaften kann

mit Erfolg der Weizen angebaut werden. Die Muschelkalkformationen, vor allem da, wo sie nicht als reiner Kalk, sondern mit tonigen und mergeligen Zwischenlagen auftreten, oder wo sie, wie im Bliesgau, von dem fruchtbaren Höhenlehm überdeckt sind, ergeben einen tiefgründigen lehmigen Verwitterungsboden, der sehr fruchtbar ist. So sind die meisten Muschelkalkböden zum Ackerbau geeignet. Auch der Muschelkalkstein, der die Hochfläche nördlich des Schwarzenbachs bis zum Abfall der Sickinger Höhe bedeckt, liefert einen guten Ackerboden. In den gipsführenden Schichten des mittleren Muschelkalkes wiegen zwar Höhenwiesen vor (Abb. 57); die steileren Hänge im Wellenkalk sind steril, während der Stufenrand in den harten Bänken des Trochitenkalkes bewaldet ist. Die für das Kalkgebiet bezeichnenden, vor allem im mittleren und oberen Muschelkalk breit entwickelten Landterrassen sind vor allem *Ackerbauebenen*. Durch sie wird der wirtschaftliche Charakter dieser Landschaft eindeutig bestimmt. — Dabei ist das Vorherrschen der offenen Kulturformationen als historisches Ergebnis der Besiedlung durch den Menschen zu werten, da bei den heutigen Klima- und Bodenverhältnissen der Wald sehr gut auf den Muschelkalkplatten gedeihen kann. Wie sonst in Deutschland sind auch der Saar- und Bliesgau und die lothringischen Gaugebiete altsiedeltes Land; hingegen sind die Muschelkalkgebiete der Sickinger Höhe, wo andere natürliche Voraussetzungen für die Besiedlung bestanden, erst im Mittelalter in Kultur genommen worden. Die Waldarmut der Kalkplatten, die für die jüngste Steinzeit aus klimatischen Gründen anzunehmen ist, und die fruchtbaren Böden machen die Gaulandschaften frühzeitig zu siedlungs- und wirtschaftsgeographischen Lockgebieten. Schon aus der keltoromanischen Zeit gewinnen wir den Eindruck, daß die Muschelkalkplatten bevorzugte Siedlungsgebiete und wichtige agrarische Wirtschaftsräume gewesen sein müssen, und die deutsche Siedlungsnahme bestätigt uns das in Ortsnamen und urkundlichen Erwähnungen (vgl. Tafel 18a u. d.). Heute hat sich um Zweibrücken ein örtlicher Industriemittelpunkt entwickelt, und es reichen auch die Ausstrahlungen des Saarindustriegebietes in diese ländliche Gegend, während sich von O her schon der Einfluß der Industriestadt Pirmars bemerkbar macht (vgl. dazu das Kraftomnibusnetz auf Karte 35 u. 40). Im großen und ganzen hat die Landschaft aber bis auf den heutigen Tag ihren ursprünglichen agrarischen Charakter bewahrt.

Die Saarlande nehmen in ihrem geologischen Aufbau und in ihrem Oberflächenbild eine Übergangsstellung zwischen der Rumpfschollenregion des Rheinischen Schiefergebirges im Norden und dem westlichen Flügel der süddeutschen Stufenlandschaft im Westen und Süden ein; der Reichtum an Oberflächenformen der Saarlande beruht auf ihrer Zwischenstellung zwischen den Mittel- und den Oberbergenlanden. Gerade aus dieser Berührungszone, in der die Saarlande mit dem Saarbrücker Kohlengebirge Anteil am Saar-Nahe-Bergland und mit dem das Kohlengebirge im Westen und Süden umsäumenden Buntsandsteingürtel auch an dem pfälzisch-lothringischen Stufenland haben, hebt sich aber eine andere Landschaftseinheit heraus, die nicht mehr durch ihre Oberflächengestaltung, sondern durch *kulturgeographische Merkmale* bestimmt ist. Sowohl das Kohlengebirge, das Verbreitungsgebiet der Saarbrücker Schichten der Karbonformation, als auch der dieses im Westen und Süden umgebende Buntsandstein ergeben nur einen mageren Sandboden, der allein dem Waldwuchs, nicht aber der Landwirtschaft günstig ist. Diese zentrale Zone der Saarlande wäre daher wohl bis heute eine dünnbesiedelte Waldlandschaft geblieben, wenn nicht mit den Anfängen einer gewerblichen Entwicklung der Wald mit seinem Holzreichtum und sporadisch auftretende Erzlager den Menschen angelockt hätten, wenn nicht vor allem in der Gegenwart die im Boden schlummernden Kohlenschätze eine lebhafte industrielle Entwicklung hervorgerufen hätten. Noch heute hebt sich auf einer Karte der Waldverbreitung die an das produktive Karbon und den Buntsandstein gebundene zentrale Waldlandschaft heraus, und diese deckt sich zugleich mit der zentralen Industrielandschaft an der Saar. Um diese zentrale Wald- und Industrielandschaft, die den heutigen Kernraum der Saarlande darstellt, reihen sich andere Landschaften, im Norden und Osten das saarländische Berg- und Hügelland, im Westen die Muschelkalkplatten des Saargaus und Lothringens und im Süden die pfälzischen Muschelkalkgebiete, der Bliesgau, das Zweibrücker Land und die Sickinger Höhe; und alle diese Randlandschaften tragen statt Wald vorwiegend offene Kulturformationen und treten auch als Agrarlandschaften in offensichtlichen Gegensatz zu der mittleren Industriezone. In dieser Gliederung in eine zentrale Wald- und Industrielandschaft und in die peripherischen, nach allen Seiten sich anschließenden offenen Agrarlandschaften liegt der große Zug in der *kulturlandschaftlichen Physiognomie der Saarlande*.

## Schrifttum

- v. Ammon, L.: Erläuterungen zu den Blättern Kusel und Zweibrücken der Geognostischen Karte des Königreichs Bayern. München 1910 bzw. 1903.
- Gradmann, R.: Süddeutschland. 2 Bde., Stuttgart 1931.
- Häberle, D.: Das Zweibrücker Land. (Beiträge zur Landeskunde der Rheinpfalz, Heft 2, Kaiserslautern 1919.)
- Häberle, D.: Die Westfälische Moorniederung (das Pfälzer Gebirch). (In: Zwölf länderkundliche Studien, Breslau 1921.)
- Häberle, D.: Die Saarpfalz. (Beiträge zur Landeskunde der Rheinpfalz, Heft 6, Kaiserslautern 1927.)
- Kloeckner, Fr.: Saarbrücken. (In: Beiträge zur Oberrheinischen Landeskunde, Breslau 1927.)
- König, Fr.: Deutschschlohringen (Stammestum, Staat und Nation). Berlin u. Leipzig 1923.
- Krebs, N.: Der Südwesten. (Landeskunde von Deutschland, Bd. III, Leipzig u. Berlin 1931.)
- Kremp, W.: Streifzüge durch die Flora des Saargebietes. (Unsere Heimat, Bd. XI, Saarbrücken 1925.)
- Metz, Fr.: Die geographische Stellung des Saargebietes. (Geogr. Zeitschrift 1927.)
- Metz, Fr.: Zur Geographie des Saargebietes. (In: Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme, Saarbrücken 1929.)
- Regelmann, C. u. K.: Erläuterungen zur 11. Auflage der Geologischen Übersichtskarte von Württemberg und Baden, dem Elsaß, der Pfalz und den weiterhin angrenzenden Gebieten. Stuttgart 1921.
- Schnur, C.: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Saargebiet. (Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie u. Statistik, 87.—89. Jahrg., 1922—25.)
- Stickel, R.: Zur Morphologie der Hochflächen des linksrheinischen Schiefergebirges und angrenzende Gebiete. (Beiträge zur Landeskunde der Rheinlande, Heft 5, Leipzig 1927.)
- Tuckermann, W.: Das Saargebiet. (Geogr. Zeitschrift 1922.)
- Vidal de la Blache, P. u. Gallois, L.: Le bassin de la Sarre. 2. Aufl., Paris 1923.

## 3. Zur Geologie des Saarkohlenbeckens und seiner Umgebung

(Erläuterungen zur geologisch-tektonischen Übersichtskarte)

Zu Tafel 4

Von Hermann Scholtz

Wie ein buntes Mosaik aus scheinbar regellos verteilten Farbenkleksen mutet uns eine geologisch-tektonische Karte des Saarkohlenbeckens und seiner nächsten Umgebung an. Eine lange und an Ereignissen reiche Geschichte verrät uns diese Buntheit, bezeichnet doch jede Farbe einen langen Zeitschnitt aus der Entwicklungsgeschichte unseres Gebietes, ein Kapitel aus seiner Vergangenheit.

Und jedes Kapitel wieder umfaßt ganze Stöße von Blättern, Platten und Tafeln aus Gestein, auf denen wir alle Geschehnisse aus jenen weit zurückliegenden Zeiten aufgezeichnet finden und in denen wir nur zu blättern brauchen, um heute, nach Jahrtausenden, die wechselnden Bilder der Vergangenheit wie an einem Filmstreifen vor unserem Auge vorbeiziehen zu lassen.

Im folgenden will ich versuchen, diese Schriftzüge der Natur zu entziffern, gewissermaßen eine Übersetzung zu geben aus ihrer Sprache in unsere Sprache. Von vielen interessanten Einzelheiten muß ich dabei absehen. Die Knapheit des zur Verfügung stehenden Raumes läßt nur einen Bericht in ganz großen Zügen zu.

Eine Vergleich der Farben auf der Karte mit denen der Tabelle am Rande gibt uns eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Formationen, die sich am Aufbau unseres Gebietes beteiligt haben. Die ältesten Gesteine liegen im Norden, im Bereich des rheinischen Schiefergebirges. Es sind hauptsächlich Quarze, Grauwacken und Schiefer unterdevonischen Alters. Karbonische Ablagerungen, und zwar gleich solche oberkarbonen Alters — das Unterkarbon fehlt und ist hier wohl nie abgelagert worden —, nehmen den Mittelteil unseres Blattes ein. Wir teilen sie in zwei Hauptgruppen, die Saarbrücker und die Ottweiler Schichten. Die technisch wichtigen Kohlenflöze sind in der Hauptsaache an die Saarbrücker Schichten geknüpft. Saarbrücker und Ottweiler Stufe trennt das Holzer Konglomerat, das mit einer örtlich verschiedenen starken Diskordanz den Saarbrücker Schichten auflagert. Die einzelnen Flöze, die man in den Saarbrücker Schichten zu einer Fettkohengruppe und einer liegenden und hangenden Flammkohengruppe zusammenfaßt werden durch Zwischenmittel von Schieferfelsen, Sandsteinen und Konglomeraten getrennt. Flöze wie Zwischenmittel sind selten horizontbeständig, sondern keilen häufig aus oder vereinigen sich auch zu mächtigeren Bänken auf Kosten der tressenden Zwischenschicht. Lediglich die „Tonsteinflöze“ lassen sich auf weite Strecken durchverfolgen, sind also wichtige Leithorizonte. Eine reiche Pflanzenwelt von Schachtelhälften und farbähnlichen Gewächsen ist aus dem Karbon bekannt geworden. Sie findet eine eingehende Neubearbeitung durch P. Bertrand. Von den tierischen Resten ist besonders die Leiaia als wichtiges Leitfossil zu erwähnen (zur Bestimmung des Holzer Konglomerates). — An Stelle der Quarzsande mit gelegentlichem Glimmergehalt und Quarzkonglomerate mit Kiesel-schiefergerölle in den Saarbrücker Schichten treten von den Ottweiler Schichten ab immer häufiger Arkosen, d. h. feldspatführende Sandsteine, auf, während in den Konglomeraten öfter Gneis- und Granitgerölle vorkommen.

Ohne Unterbrechung gehen die Ottweiler Schichten in das Unterrotliegende über, das sich wiederum aus Konglomeraten, Arkosen, Schieferfelsen und gelegentlich eingeschalteten Kalkbänken aufbaut. Diese ganze mächtige Schichtenfolge wird unterteilt in Kuseler, Lebacher und Tholeyer Schichten, die wieder jede für sich ihre besonderen Merkmale aufweisen. Eine örtlich beschränkte, besonders mächtige Einschaltung von Konglomeraten in den Kuseler Schichten sind z. B. prachtvoll in den Steinbrüchen am Südhang des Litermont bei Düppenweiler, östlich Dillingen,

aufgeschlossen. Die einzelnen Gerölle sind durch kieseliges Bindemittel zu einem splitterhaften Gestein verbacken. Die Lebacher Schichten sind bekannt geworden durch ihren reichen Inhalt an pflanzlichen und vor allem tierischen Versteinerungen, deren Reste uns vielfach in Ton-eisensteinknollen überliefert sind. Aber auch in den Kalkbänken findet man häufig Fischreste, Koprolithen und Estheren (Schalenkrebs). Die Ton-eisensteinknollen wurden früher in zahlreichen Tagebauen gewonnen und waren die wichtigste Grundlage der älteren Eisensteinindustrie an der Saar (vgl. S. 82). Ähnliche Zusammensetzung zeigen die Tholeyer Schichten. Auch sie bestehen im wesentlichen aus dem Abtragungsschutt eines benachbarten kristallinen Gebirges.

Das Oberrotliegende erhält seinen besonderen Charakter dadurch, daß es zu einem großen Teil aus vulkanischen Stoffen besteht. Mächtige Tuffpakete, gewaltige Lavadecken, in mehreren Strömen übereinanderliegend, bauen diese Formation auf. Auch zahlreiche Lagergänge und die riesige Porphyrmasse des Nohfeldener Massivs sowie die kleineren Vorkommen bei Außen a. d. Prims und bei Düppenweiler sind während oder kurz vor dieser Zeitperiode aus der Tiefe hochgestiegen und in ihr Nebengestein eingedrungen. Daneben beteiligen sich Schieferfelsen, Arkosen und Konglomerate am Aufbau des Oberrotliegenden. Es findet auf unserem Kartenblatt im Gebiete der Prims-Nahe-Mulde seine größte Verbreitung. Die vulkanischen Gesteine, vor allem die Porphyrite und McLaphyre, liefern das Material für die bedeutende Hartsteinindustrie des Saar-Nahe-Berglandes, an der auch die nördlichen Saarlande Anteil haben (Abb. 12).

Waren bisher die meisten Formationen im SW—NO verlaufenden Zonen oder mehr oder weniger unregelmäßig gelappten und gezackten Bändern angeordnet, so hört mit dem Buntsandstein diese Gesetzmäßigkeit in der räumlichen Verteilung auf. Schon das Oberrotliegende greift auf verschiedene ältere Schichtglieder über. Diese übergreifende Lagerung zusammen mit dem starken Vulkanismus deutet darauf hin, daß tektonische Bewegungen die älteren Schichtgruppen betroffen und verstellt haben. Besonders deutlich aber wird das weite Übergreifen erst beim Buntsandstein. Er nimmt noch heute fast den gesamten Westteil unseres Blattes ein. Daß er früher weitere Gebiete bedeckte, die heute frei von ihm sind, zeigen die hier und da noch übrig gebliebenen Reste auf den älteren Schichten. Der untere Buntsandstein fehlt wahrscheinlich ganz auf dem Kartenblatt. Die konglomeratischen Randausbildungen in der Pfalz südlich des Hauptsattelzuges gehören wohl schon zum mittleren oder Vogesen-sandstein. Er bildet infolge seiner Festigkeit Steilkanten im Gelände und wird in vielen Steinbrüchen als Baustein gewonnen. Der obere Buntsandstein läßt sich in die Zwischenschichten und den Voltziensandstein gliedern. Die Sandsteine der Zwischenschichten sind tonig, mittel- bis feinkörnig, glimmerführend, dunkelrot bis braunviolett gefärbt und enthalten oft Knollen von Dolomit oder, nach deren Auslaugung, unregelmäßige Hohlräume. Der Voltziensandstein ist feinkörnig, tonig, braunrot, gelblich oder weiß mit tonigen Zwischenlagen. Fast überall finden sich Pflanzenreste, und zwar hauptsächlich Equisetum, seltener sind Voltzia-zeige und -stämmchen; tierische Versteinerungen dagegen fehlen fast ganz. Er gilt an der Saar als sehr geschätzter Bausandstein und als gutes Material für feine Skulpturen (Saarbrücken). An den Buntsandstein ist auch ein alter Kupferbergbau geknüpft. Gegen eine Zufuhr der Kupferslösungen von außen und oben her scheint mir die Lage der Hauptfundpunkte zu sprechen. So liegen z. B. die Erzvorkommen von

St. Barbara bei Wallerfangen in der südwestlichen Verlängerung der Verbindungslinie der einzelnen Porphyristöcke (s. o.), in denen ebenfalls Kupfererze gewonnen wurden. Danach scheinen die Erzlösungen also eher aus der Tiefe zu stammen und auf den gleichen Spalten aufgestiegen zu sein wie vor ihnen die Porphyrschmelzen (Abb. 1). (An Spalten sind wohl auch die Bleierze von St. Avoild geknüpft.)

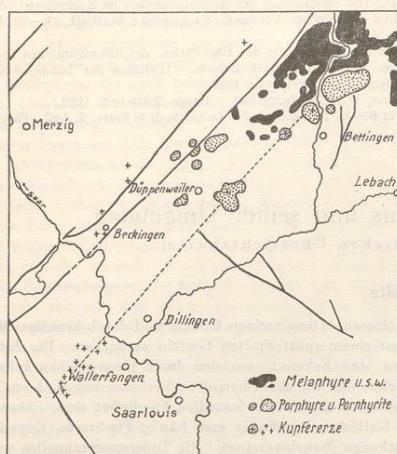


Abb. 1

Auf den Buntsandstein folgt der *Muschelkalk*. Das Kalkmeer drang von O her aus Deutschland ein, überflutete allmählich auch unser Kartengebiet und setzte seine Sedimente ab. Brachiopoden, Muscheln und Schnecken, Ceratiten, Seelilien und Saurierreste legen Zeugnis ab von dem reichen Tierleben der damaligen Meere. Während aber im übrigen Deutschland die Ablagerungen des Muschelkalkmeeres vorwiegend tonig-kalkig sind, treffen wir im Saargebiet besonders in der unteren Abteilung vielfach sandige Ausbildung an (*Muschelkalkstein*), ein Hinweis auf die nahe Küste im Westen.

Diese Sandsteine zeigen oft große Ähnlichkeit mit dem Voltzien-sandstein, unterscheiden sich aber von ihm durch einen größeren Kalk- und Dolomitgehalt und besonders durch den großen Reichtum an tierischen Versteinerungen. Der Muschelkalkstein geht östlich und südlich Saarbrücken nicht über die Saar hinaus. Im Gebiet des Blies ist diese Stufe bereits dolomitisch ausgebildet. Der tonig-mergelige mittlere *Muschelkalk* bildet meist flache Hänge im Landschaftsbild. Charakteristisch sind für ihn linsenförmige Gipsvorkommen, von denen die größeren ausgebeutet werden. Nach oben zu geht der mittlere Muschelkalk durch allmäßliche Einschaltung festerer Bänke in den oberen *Muschelkalk* über, der wieder überall als Steilkante (Trochitenkalke) heraustritt. Seine Gesteine können in den zahlreichen kleinen und großen Steinbrüchen gut studiert werden. Er zeigt zwei deutliche Faziesausbildungen. Die Grenze ist unscharf und folgt etwa dem Laufe der Nied. Nördlich herrscht dolomitische Ausbildung, südlich kalkig-tonige vor.

Als oberstes Glied der Trias folgt der *Keuper* mit seinen bunten Farben und seiner mannigfaltigen Gesteinsausbildung, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht, zumal Keuperablagerungen kaum auf das eigentliche Saargebiet übergreifen. Ganz am Südrand der Karte kommt noch ein Fetzen von *unterem Jura* zum Vorschein. Dann reißt der Faden der Überlieferung plötzlich ab. Nichts ist uns erhalten aus der übrigen Zeit des *Jura*, nichts aus der *Kreidezeit*. Teils sind diese Schichten wieder zerstört, teils wohl gar nicht zur Ablagerung gekommen. Das Gebiet lag damals hoch und konnte daher nicht vom Meer überflutet werden.

Auch von der so reichen *Tertiärgeschichte* des benachbarten Mainzer Beckens finden wir nichts im Saargebiet wieder. Die wenigen Tertiär-vorkommen bestehen meist aus Schottern, teils sind sie überhaupt noch umstritten, so daß sie auf der Karte weggelassen wurden. Ebenso ist das *Diluvium* mit seinen Lehm-bildungen auf den Höhen, den Flutterrassen aus Schottern, Kiesen und Sanden nicht zur Darstellung gekommen, um die übrigen Formationsglieder nicht unnötig zu verdecken. Lediglich die breiten, teils diluvialen, teils *alluvialen* Talböden treten deutlich heraus. Sie sind ja auch im Landschaftsbild vielfach recht auffällig.

Ich habe schon oben erwähnt, daß sich die Schichten heute nicht mehr in der Lage befinden, in der sie abgelagert wurden. Sie sind vielmehr durchweg gestört, verbogen, zerbrochen, teil-

weise auch in Falten gelegt und gegeneinander verschoben. Diesen tektonischen Beanspruchungen, haben wir es zu verdanken, wenn wir heute eine solche Vielheit von verschiedenen Formationen auf verhältnismäßig engem Raum beieinander finden. Lägen sie noch alle horizontal, so wären sie uns höchstens in tief eingerissenen Schluchten, ähnlich denen des Colorado-Flusses in Nordamerika, zugänglich. Eine Gliederung in einige größere tektonische Elemente fällt sofort auf: Der nördliche Teil unserer Karte gehört zum *Hunsrück-sattel*, der sich auch morphologisch besonders im Bereich des „Taunusquarzites“ deutlich abzeichnet. Er greift im *Siercker Sattel* noch weit nach W vor, während die Hauptmasse des Hunsrück-schiefers nur etwas über die Saar reicht. An den Hunsrück-sattel schließt sich südlich bzw. südsüdöstlich die *Prims-mulde* an, in deren Verlängerung die *Nahemulde* liegt, von der ersteren getrennt durch den Porphyrr des Nohfeldener Massen. Von hier aus taucht die Primsmulde gegen SW allmählich unter gleichzeitiger Verbreiterung unter, so daß wir, in dieser Richtung gehend, immer jüngere Schichten antreffen: Rotliegendes-Buntsandstein-Muschelkalk-Keuper. — Die Prims-Nahe-Mulde hebt sich gegen SO zum *Lothringer-Saarbrücker Hauptsattel* heraus. Seine Verlängerung nach NO, der Pfälzer Hauptsattel, reicht fast bis an den Rhein. Diese etwa 170 km lange Aufwölbungszone bringt im Saargebiet die tiefsten Schichten, das steinkohlen-führende Oberkarbon, an die Oberfläche und hat im Bereich des Saarbrücker Hauptsattels schon frühzeitig zu einem regen Bergbau Anlaß gegeben. Aber schon westlich der Saar taucht das Karbon wieder ab und verschwindet unter jüngeren Schichten (Rotliegendes, Buntsandstein und weiterhin Muschelkalk, Keuper und Jura). Zahlreiche Tiefbohrungen haben jedoch das im Untergrund befindliche Karbon noch bis in die Gegend von Toul und Epinal nachweisen können. (Bohrungen bei Pont-à-Mousson, Marlincourt, Attom usw. fanden das Steinkohlenberg in 500–800 m Tiefe). — Den Südteil der Karte nimmt schließlich noch ein Teil der breiter bis an die Vogesen reichenden *Saargemünd-Pfälzer Mulde* ein.

Wie kam dieser Bau zustande? Welche gewaltigen Kräfte waren am Werke, um Schichttafeln von Tausenden von Metern Dicke wie ein Tischtuch zusammenzuschieben und in Falten zu legen? Bis vor kurzem noch glaubte man dieses Phänomen mit der Kontraktionstheorie erklären zu können. Man nahm an, daß sich die Erde infolge der dauernden Abkühlung kontrahiere, daß sie schrumpfe, ihr Kern infolgedessen zu klein, ihre Schale dagegen zu weit würde. Das Bild des schrumpfenden Apfels wurde vielfach zur Erklärung herangezogen. Ähnlich wie die Runzeln auf dem Apfel sollten auch auf der Erdoberfläche die Faltengebirge entstanden sein. Indessen steht diese Auffassung mit so vielen neueren Erkenntnissen in Widerspruch, daß man sie heute — in dieser Form wenigstens — wohl allgemein verlassen hat. Viele neue Theorien und Hypothesen sind an ihre Stelle getreten, ohne jedoch bisher eine endgültige Lösung gebracht zu haben. Immerhin kehrt in den meisten von ihnen eine Grundvorstellung immer wieder, die Auffassung nämlich, daß die Erdkruste oder besser Erdhaut von einer beweglicheren Unterschicht getragen wird. Die Bewegungen, die diese tiefere Unterschicht ausführt, werden von der auf ihr „schwimmenden“ Erdhaut passiv mitgemacht. Sie reagiert durch Faltung und Bruchbildung, wobei die Beziehungen zwischen beiden oft recht kompliziert sind.

In kleinen Maßstab können wir Faltung und Bruchbildung in zahlreichen Steinbrüchen, an Weg- und Straßenanschnitten, in Grubenbauten usw. beobachten, im großen zeigt es uns die geologisch-tektonische Karte. Wir sehen die breite Aufwölbung des Saarbrücker-Lothringer Hauptsattels, der als gewaltiges Oval unsere Karte diagonal von SW nach NO durchzieht. Im Saarbrücker Hauptsattel liegt im großen und ganzen nur eine einzige nach SO übergelegte, im Scheitel zerrißene und übergehobene Falte vor („Große südliche Überschiebung“). Im Lothringer Teil dagegen hat man drei Kohlsattel erhoben, den Buschborner-, Merlenbacher- und Simon-Sattel (vgl. auch Tafel 23). — Eine Überschiebung, ähnlich der des Saarbrücker Hauptsattels, befindet sich auch im Norden unseres Kartenblattes im Bereich des Rheinischen Schiefergebirges. Dort ist — schon in viel früherer Zeit — der harte starre Taunusquarzit an einer solchen Fläche auf den nachgiebigeren Hunsrück-schiefer aufgeschoben worden. Diesen Überschiebungen parallel laufen gewaltige, weithin verfolgbare Verwerfungen, meist schräge Flächen, an denen sich die benachbarten Schichtpakete, der Schwere folgend, gegeneinander auf- oder abwärts bewegt haben. Solche Längsverwerfungen begleiten im Norden und Süden den Hauptsattel, umziehen die Prismulde und folgen, vielfach gestaffelt, dem Südrand des Rheinischen Schiefergebirges. Sie entstanden aus einer Steigerung der Aufwölbung bzw. der Absenkung der großen Sättel und Mulden unseres Gebietes, einer Steigerung, die den inneren Zusammenhalt der Gesteine löste und zum Zerreissen der Schichttafeln führte. — Noch

zahlreicher sind die Querbrüche, die als „Repetitionsverwerfungen“, als „Schersprünge“ oder als „Zerrspalten“<sup>1)</sup> meist in Beziehung stehen zu irgendeinem Dehnungsvorgang in großem Maßstabe. Ein besonderes eindrucksvolles Beispiel hierfür sind die Quer-verwerfungen im Saarbrücker Hauptsattel, die wohl als die zur Sattelaufwölbung zugehörigen Schersprünge aufzufassen sind (Abb. 2). — Viele der Spalten reichen tief in den Untergrund

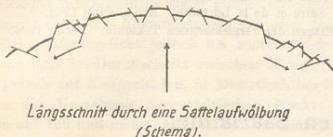


Abb. 2

hinab. Sie geben den Schmelzen die Tiefe Gelegenheit zum Aufstieg. Der hohe Gasdruck dieser Gesteinschmelzen überwand das Gewicht der darüberliegenden Schichtserien. Die Lava drang in die Sedimente ihres Daches ein in Form von Lakkolithen, Stöcken, Lagergängen usw., dabei die vorhandenen Schichten nach oben und den Seiten hin abdrängend. Erreichte sie gar die Oberfläche, so führte die rapide Druckentlastung meist zu gewaltigen Explosionen. Vulkane wurden aufgetürmt, die Aschen und Bomben auswarfen, Lava floß aus und überflutete, alles Leben vernichtend, in breiten Strömen das Land (vgl. die Intrusivmassen, die Aschen- und Lavadecken im Gebiet der Prims- und Nahemulde). — Alle diese Erscheinungen, wie Faltung, Bruchbildung und der damit in Zusammenhang stehende Vulkanismus, sind aber, wie schon gesagt, nur die sichtbaren Reaktionen an der Oberfläche auf irgendwelche unsichtbaren und daher mehr oder weniger hypothetischen Bewegungen einer tieferen tragenden Unterschicht. Man spricht in diesem Zusammenhang gern von „Unterströmung“, wobei man sich allerdings davor hüten muß, an ein Strömen oder Fließen zu denken, wie wir es von Wasser oder anderen bekannten Flüssigkeiten kennen, auch wenn sie noch so zäh sind.

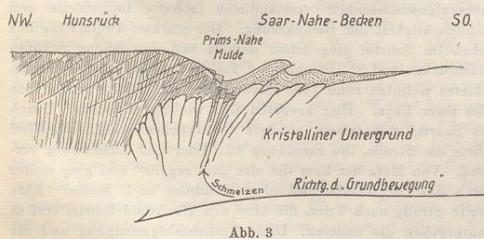
Ein schematisiertes Struktur- und Bewegungsprofil mag erläutern, wie man sich etwa die vielerlei Strukturen an der Oberfläche, wie Falten, Überschiebungen, Verwerfungen usw., in Beziehung gebracht denken kann zu der erwähnten hypothetischen Grundbewegung, deren Richtung durch einen Pfeil wiedergegeben ist (Abb. 3). Diese Gebirgsbildungsperiode an der Grenze von

weitgehende Überschwemmung, als deren Niederschlag wir vielleicht die bekannten und im Bergbau als Leitschichten so wichtigen Tonsteine ansiehen dürfen. Daneben kommen aber auch grobe Geröllschüttungen vor, die sich vielleicht darauf zurückführen lassen, daß mit dem verstärkten Einsinken das Erosionsgefälle der Flüsse neu belebt wurde. Der Rhythmus in der Absenkung schafft immer wieder von neuem die Bedingungen zur Moorbildung und damit zur Entstehung zahlreicher Kohlenflöze, die durch tonige, sandige oder konglomeratische Zwischenmittel voneinander getrennt sind.

Infolge des andauernden Absinkens verbreitert und vertieft sich das Becken von NO gegen SW. Nach dem Inneren, d. h. nach Lothringen zu ist dementsprechend eine starke Zunahme der Flöze zu beobachten, sowohl was ihre Zahl als auch ihre Mächtigkeit anbelangt. Diese erste große Senkung erfolgte zur „Saarbrücker Zeit“ oder noch etwas früher. Zur selben Zeit machen sich bereits die ersten Anzeichen tektonischer Unruhen bemerkbar. Der beginnende Zusammenschub äußert sich in einer ersten noch schwachen Heraushebung des späteren Saarbrücker Hauptsattels. Gleichzeitig setzt von den Rändern her verstärkte Schuttzufluss ein. Das Holzer Konglomerat, das die Ottweiler Schichten einleitet, schneidet z. B. bei Frankenholz bereits die ersten Aufwölbungen wieder ab. Seine Komponenten bestehen örtlich häufig aus den Gesteinen des direkten Untergrundes (z. B. Tonsteinbrocken, die auf eine Abtragung von Tonsteinflöz 1 oder 2 hinweisen [Hirschbach b. St. Ingbert]). Mit verschieden starker Diskordanz lagern sich die nun folgenden Ottweiler Schichten über die mehr oder weniger stark abgetragenen Saarbrücker Schichten. Das Gebiet stärkster Senkung verschiebt sich gleichzeitig gegen NO und rückt näher an das Rheinische Gebirge heran (NW). Gleichmäßig und einiform lagert sich das Unterrotliegende Schicht auf Schicht und Bank auf Bank auf die Ottweiler Schichten. Ob dabei das Vorwegen größerer Materials (Konglomerate) auf eine stärkere Heraushebung der Randgebiete zurückzuführen ist (erhöhte Schuttzufluss) oder ob hier hauptsächlich klimatische Faktoren maßgebend waren, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

Dauernd aber scheint sich die große bereits angelegte Sattelaufwölbung langsam und allmählich weiter herauszuheben, bis schließlich am Ausgang des Unterrotliegenden unter starker vulkanischer Mitwirkung die Zusammenfaltung und teilweise Überschiebung der nach SO überlegten Karbonsättel erfolgt. Die Hochdehnung, die mit der Aufwölbung der Sattelachsen verknüpft ist, führt zum Zerreissen der Faltenstränge längs Scherissen, die einzelnen Blöcke verschieben sich gegeneinander, der Schwere folgend, und so den Dehnungsvorgang teilweise wieder aufhebend (Abb. 2). Das allmäßliche Absinken nach O, das schon im Oberrotliegenden begann, hält mit Unterbrechungen weiter an durch die ganze Trias hindurch bis hinauf in den Jura. Die Buntsandsteinflüsse breiten über das ganze Gebiet ihre Schuttfächer aus. Daß auch noch in dieser Zeit das Gebiet des Hauptsattels weiter steigt, zeigt die verschiedenen starke Auflagerungsmächtigkeit des Buntsandsteins im Gebiet des Hauptsattels und seiner Umgebung. Schließlich dringt von O her das Meer ein, überflutet, allmählich nach W vorrückend (Muschelstein), immer größere Gebiete und lädt seine chemische und mechanische Fracht ab. Eine vorübergehende Verflachung, sowohl im mittleren Muschelkalk als auch zeitweise im Keuper, führt sogar zur Bildung isolierter kleiner Becken, in denen es zur Salzausscheidung (Gipse, Steinsalz-pseudomorphosen!) kommt. Am Ende des Jura steigt das Land wieder langsam auf und das Meer zieht sich — wohl endgültig — zurück.

Stärkere Bewegungen machen sich erst wieder im Tertiär geltend. Erneut heben sich die alten Hochgebiete, das Rheinische Schiefergebirge im Norden, der Hauptsattel weiter im Süden. Erneut sinken die alten Depressionsgebiete, die Prims-Nahe-Mulde und die Saargemünd-Pfälzer Mulde. An den Grenzen der beiden teils relativ aufwärts, teils abwärts sich bewegenden Zonen reißen Brüche auf (Längsbrüche, s. o.), an denen die Sättel weiter aufsteigen, die Mulden weiter absinken. Aber auch diese späten Bewegungen sind nichts weiter als eine gleichsinnige Fortführung der älteren paläozoischen. Sie dauern an auch noch im Diluvium. In der Terrassenbildung der Flüsse glauben wir ihren Rhythmus wiederzuerkennen. Und die Anzeichen mehrten sich dauernd, die darauf hinweisen, daß selbst in unseren Breiten die Erde sich heute noch bewegt. Doch ist diese Bewegung, gemessen an der Kürze unseres Lebens und der Grobheit unserer Sinne, so langsam, daß nur Feinnivellemente ihre Beträge zu registrieren vermögen. Aber vielleicht sind diese Beträge auch früher nicht sehr viel größer gewesen und erscheinen uns nur so viel gewaltiger in der perspektiven Verkürzung, in der wir heute die Jahrtausende der geologischen Vergangenheit sehen.



Unter- und Oberrotliegendem gliedert das Saarbecken an das Rheinische Gebirge an und verschweißt es mit ihm zu einer Einheit.

Gleichzeitig aber arbeitet die Abtragung an der Ausgleichung des Reliefs. Weitere Senkungsvorgänge verschaffen schließlich dem Meere Zutritt. Erneute stärkere Bewegungen im Untergrund heben das Land wieder, das Meer zieht sich zurück. Alt angelegte Strukturen werden neu belebt, alte Brüche reißen neu auf, neue kommen hinzu, und wieder arbeitet die Verwitterung an der Ausgleichung von Hoch und Tief. So entstand im Laufe einer langen Entwicklungsgeschichte aus dem bunten Wechsel von Aufbau und Abbau, aus „endogener“ und „exogener“ Dynamik allmählich das heutige Bild.

Zum Schluß sei noch einmal die stratigraphisch-tektonische Entwicklung unseres Gebietes in einem kurzen Abriß zusammengefaßt. Das Saar-Nahe-Becken stellt ein Gebiet steter Senkung dar. Senkung und Auffüllung bzw. Moorbildung (Kohle) gingen Hand in Hand. Trat eine Beschleunigung im Senkungstempo ein, so war die Folge eine Unterbrechung der Moorbildung und eine

<sup>1)</sup> Repetitionsverwerfungen bewirken z. B. bei einem abtauchenden Sattel eine Verzögerung des Abtauchens; vgl. die Wirkungen des Saarsprunges und Geislauterner Sprunges im Längsprofil der Flözkarthe (Profil 1 auf Tafel 23). Die Ausdrücke: Schersprünge und Zerrspalten sind aus der Mechanik übernommen.

## Schrifttum

- Bertrand, P.: Études des gîtes minéraux de la France. Bassin houiller de la Sarre et de la Lorraine. I. Flore fossile. 2 Bde., Lille 1930 u. Lille 1931.
- Born, A.: Über jungpaläozoische kontinentale Geosynkinalen Mitteleuropas. Frankfurt 1921.
- v. Bünnoff, S.: Geologie von Europa. (Geologie der Erde, Bd. II, Teil 1, Berlin 1930.)
- Cloos, H.: Zur experimentellen Tektonik, Brüche und Falten. (Die Naturwissenschaften, 19. Jahrg., Berlin 1931.)
- Cloos, H.: Zur Tektonik des Saargebietes. (Zeitschr. d. Deutsch. Geol. Gesellsch. LXXXV, 1933 [Saarheft].)
- Drumm, R.: Die Geologie des Saar-Nahe-Beckens. Teil I: Das Steinkohlen-
- gebirge. Mit Literaturnachweis von 1774 bis 1928. Neunkirchen, Saar, 1929.
- Festschrift zur 55. Tagung des Oberrheinischen Geologischen Vereins zu Saarbrücken 1927.
- Scholtz, H.: Die Tektonik des Steinkohlenbeckens im Saar-Nahe-Gebiet und die Entstehungsweise der Saar-Saale-Senke. (Zeitschr. d. Deutsch. Geol. Gesellsch. LXXXV, 1933 [Saarheft].)
- Siviard, E.: Note sur les recherches stratigraphiques. (Ann. Mines, Ser. 12, XVII, Paris 1930.)
- Siviard, E., u. Friedel, E.: Études des gîtes minéraux de la France. Bassin houiller de la Sarre et de la Lorraine. Atlas, Paris 1932.
- Stille, H.: Grundfragen der vergleichenden Tektonik. Berlin 1924.

## 4. Zur Bevölkerungsverteilung in den Saarlanden

Zu den Tafeln 5, 6 und 34

Von Otto Rixecker

**Das statistische Material.** Zur Zeichnung der Bevölkerungskarte für das Jahr 1820 wurde folgendes statistisches Material benutzt: für den preußischen Teil des Gebietes die Statistisch-topographische Beschreibung des Regierungsbezirks Trier (Trier 1823), für das bayerische Gebiet (Pfalz) G. F. Kolb: Statistisch-topographische Schilderung von Rheinbayern mit dem Alphabetischen Verzeichnis der Gemeinden des Rheinkreises (Speyer 1824) und für die elsäß-lothringischen Gebiete „L'Annuaire du Département de la Moselle“ (Metz 1820). Die Einwohnerzahlen für die Orte des Kreises St. Wendel und Baumholder, die damals zu Sachsen-Coburg gehörten, wurden im Vergleich mit denen des Jahres 1843 (C. Bärtsch: Beschreibung des Regierungsbezirks Trier, 2 Bde., Trier 1846 u. 1849) geschätzt, da statistische Unterlagen hierfür nicht ermittelt werden konnten. Für den oldenburgischen Landesteil Birkenfeld mußten Einwohnerzahlen nach einer Statistik für das Jahr 1830 eingesetzt werden (Barnstedt: Versuch einer kurzen statistisch-topographischen Beschreibung des Großherzoglich Oldenburgischen Fürstentums Birkenfeld, Birkenfeld 1832). Als statistische Unterlagen für die Karte des Jahres 1925 wurden benutzt 1. für das Saargebiet: die Akten des Statistischen Amtes der Regierungskommission über den fortgeschriebenen Stand der Ortseinwohnerzahlen am 1. Juli 1925 (die Zahlen wurden nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 19. Juli 1927 kontrolliert, im übrigen aber deshalb benutzt, um die Gleichzeitigkeit mit den Ergebnissen der Volkszählung im Reiche vom 16. Juni 1925 zu wahren); 2. für die preußischen Gebietsteile: Das Gemeindelexikon für den Freistaat Preußen, Bd. XIII, Rheinprovinz (Ergebnisse der Volkszählung vom 16. Juni 1925), Berlin 1930; 3. für die bayerischen Gebietsteile: Das Ortschaftenverzeichnis für den Freistaat Bayern (München 1928); 4. für den oldenburgischen Landesteil Birkenfeld: Das Ortschaftenverzeichnis des Freistaates Oldenburg (Oldenburg 1926); 5. für die elsäß-lothringischen Gebietsteile: Le Répertoire des Communes des Départements du Bas Rhin, du Haut Rhin et de la Moselle, Straßburg 1926 (Zahlen der französischen Volkszählung im Jahre 1926).

**Die Methode der kartographischen Darstellung.** Die Volksdichtekarten wurden nach der Gemarkungsmethode, die Bevölkerungsverteilungskarten nach der Punktmethode gezeichnet, wobei auf letzteren die Kugelsignaturen der Orte mit über 3000 Einwohnern ihrem Inhalte nach den Einwohnerzahlen proportional sind. Die zueinander gehörigen Darstellungen der Volksdichte und der Bevölkerungsverteilung wurden zu einer Karte vereinigt, so daß absolutes und relatives Bevölkerungsbild sich wirksam ergänzen (Tafel 5 und 6).

Auf der Karte der Bevölkerungsentwicklung (Tafel 34) wurde für jeden Ort der Vergrößerungsfaktor seiner Einwohnerzahl in der Zeitspanne 1820 bis 1925 eingesetzt, so daß sich ein absolutes Bild der Bevölkerungsbewegung dieses Zeitraumes ergab. Die Räume der Häufung gleichartiger Vergrößerungsfaktoren wurden nach der aus der Legende der Karte ersichtlichen Methode abgegrenzt, so daß sich auch bei dieser Karte in gewissem Sinne absolute und relative Darstellung ergänzen. Zur Erläuterung des ursächlichen Zusammenhangs der Bevölkerungsbewegung mit der Veränderung der Lebensgrundlagen der Bevölkerung wurde auf der Karte die Darstellung der Bevölkerungsentwicklung mit der Berufsstruktur vereinigt.

## a) Die Bevölkerung im Jahre 1820

Zu Tafel 5

Die vier Kugeln der Bevölkerungskarte für das Jahr 1820 zeigen die Städte mit über 3000 Einwohnern. Der Größe nach sind es folgende: Zweibrücken (6050 Einw.), Saarlouis (3780 Einw.), Saargemünd (3608 Einw.) und Saarbrücken (3588 Einw.). Alle

übrigen Städte des bearbeiteten Gebietes erreichen die Einwohnerzahl 3000 nicht. 2000 Einwohner haben im preußischen Gebietsteil die Städte St. Johann, Merzig, St. Wendel und Ottweiler, im pfälzischen Teil Homburg (1987 Einw.) und die erst 1829 zur Stadt erhobene Gemeinde St. Ingbert; in Elsaß-Lothringen schließlich noch Forbach, St. Avold und Bölench.

Von den vier Städten mit über 3000 Einwohnern liegen drei im Saartal: Saargemünd, Saarbrücken und Saarlouis; von denen mit 2000 Einwohnern kommen noch St. Johann (2684 Einw.), die Schwesternstadt Saarbrückens, und Merzig (2441 Einw.) hinzu. Das Saartal, in dem sich die städtischen Siedlungen aufreihen, wird damit zu der am dichtesten bevölkerten Zone der Saargegend. Auf der Volksdichtekarte überwiegen deshalb auch entlang der Saar von Saargemünd bis Merzig Volksdichten von 100–200. Noch höhere Dichten, die die Karte im Süden bei Saargemünd und im Norden bei Saarburg zeigt, erklären sich aus der relativ hohen Einwohnerzahl dieser städtischen Siedlungen bei verhältnismäßig kleiner Gemarkung. Für das Saartal, soweit es in den Grenzen des heutigen „Saargebietes“ liegt, ergibt sich die für die damalige Zeit recht ansehnliche Volksdichte von 249<sup>1)</sup>. In dreifacher Hinsicht war das Saartal in seiner Bevölkerungsentwicklung gegenüber den anderen Landschaften der Saarlande im Vorteil: durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die klimatische Vorzugstellung der Tallandschaft, durch das Vorhandensein der Saar als Schiffahrtsweg und der Saartalstraße mit ihren wichtigen Straßenkreuzungen bei Saargemünd, Saarbrücken und Saarlouis und durch die aus der Verkehrsaufgeschlossenheit verständliche lebhafte industrielle und Handelstätigkeit der Bevölkerung. Der stärkste Impuls für das Leben im Saartal ging schon damals von den beiden Städten Saarbrücken und St. Johann aus. Im Bereich des heutigen Stadtgebietes wohnten rund 7900 Einwohner. Die Städte verdankten alles ihrer Lage. Hier kreuzten sich wichtige Straßen. Durch das Saartal mit seinem abwärts Saarbrücken schiffbaren Fluß führte die Straße, die Straßburg mit Trier und Luxemburg verband. Von Metz her kam die alte „via regalis“ und ging weiter durch das Scheitderthal über Homburg nach Mainz. Eine zweite Straße nach Trier, die über den Hochwald führte, traf in Saarbrücken die anderen. Diese Verkehrsbegünstigung und die Unternehmungslust einheimischer Handelshäuser machten St. Johann schon damals zu einem wichtigen Wirtschaftszentrum Südwestdeutschlands. Aber auch die übrigen Städte des Saartals spielten als Märkte und gewerbliche Zentren ihrer Umgebung eine Rolle. Wichtige Industriewerke zwischen den städtischen Siedlungen verstärkten noch den gewerblichen Charakter des Saartales. Wir nennen die Steinkohlengruben in Gersweiler, Völklingen, Geislautern und Hostenbach, die Eisenwerke zu Brebach, Geislautern und Dillingen, die Glashütten bei Gersweiler und Fenne und die Fayencefabrik zu Wallerfangen. — Bereits 1811 reichte die Landwirtschaft des Saartals von Güdingen bis zur Grenze des Departements Mosel nicht mehr zur Ernährung der Bevölkerung aus (Capot-Rey), und die kaufmännische und industrielle Tätigkeit mußten schon wesentlich zum Broterwerb der Bevölkerung beitragen.

In den übrigen Saarlanden war das Bevölkerungsbild, das uns die Karte zeigt, im wesentlichen abhängig von der agrarischen Produktionskraft der Böden und der Wirtschaftsform. Im großen und ganzen sind die Bedingungen für die Landwirtschaft der Saarlande recht mittelmäßig. Boden und Klima sind für eine land-

<sup>1)</sup> Diese Zahl bezieht sich auf das Saartal innerhalb der Grenzen der 200-m-Höhenlinie. Der oben genannte niedrigere Durchschnittswert unserer nach der Gemarkungsmethode gezeichneten Karte (100–200) kommt dadurch zustande, daß die Gemarkungen der Saartalorte zum Teil erheblich über das Saartal innerhalb der 200-m-Isohypse hinausgreifen.

wirtschaftliche Nutzung wenig günstig. Noch heute steht der landwirtschaftlich genutzten Fläche von rund 876 qkm in den Grenzen des „Saargebietes“ eine rund 560 qkm große Forstwirtschaftsfläche gegenüber. In den von der Karte erfaßten Hochwaldgebieten ist der Waldanteil zum Teil noch höher. Der Landwirtschaft am günstigsten sind die *Muschelkalkflächen des Saar- und Bliesgaus*; beide setzen sich über die Reichsgrenzen hinaus in den Muschelkalk- und Keupergebieten Lothrignens fort. Ein engmaschiges Siedlungsnetz vieler kleiner Ortschaften, deren Einwohnerzahl 400 selten übersteigt, legt sich über diese Räume. Die Volksdichteziffer erreicht jedoch bei weitem nicht die des Saartales und liegt im Durchschnitt zwischen 50 und 75. Diese Ziffer steigt jedoch auf Keuperböden, in klimatisch begünstigten Tälern und in der Umgebung der städtischen Markt- und Gewerbezentren auf 100 und mehr an (z. B. bei Busendorf, Bolchen, Varsberg, Memersbronn, Oberhomburg, Forbach, Bliesmengen, Blies-Bolchen, Frauenberg, Hornbach und Zweibrücken). Zweibrücken ist die bedeutendste Stadt des pfälzischen Anteils unserer Karte. Seine Einwohnerzahl (6000) ist für die damalige Zeit beträchtlich. Seiner verkehrsbeherrschenden Lage — die Stadt liegt in einer beckenartigen Talerweiterung, in der fünf Talzüge zusammenstoßen — verdankt es seine städtische Entwicklung. Schon seit Jahrhunderten spielte Zweibrücken außerdem als Residenz der Wittelsbacher Herzöge (bis zur französischen Revolution) die Rolle des kulturellen und wirtschaftlichen Zentrums der Westpfalz. — Gleiche, zum Teil sogar höhere Volksdichten als die Muschelkalkräume weisen große Teile des *Saar-Nahe-Berglandes* auf. Die Bodengüte ist zwar sehr verschieden. Sehr gute mittelschwere Tonböden finden sich im Kölletal, das schon von alters her eine Kornkammer des Saarindustriegebietes war. Die Buntsandsteinzeuge dieses Gebietes sind größtenteils mit Wald bestanden. Dem Ackerbau wenig günstig sind auch die Sande und Gerölle des unteren Primtales, was sich auch in der Volksdichte entsprechend auswirkt. Mit dem Übergang vom Karbon zum Rotliegenden herrschen schwere kalte Lehmböden vor, die aber hier und da durch die sehr fruchtbaren Verwitterungsprodukte der Landschaft beherrschenden bewaldeten Porphy- und Melaphyrkuppen verbessert werden. Die breiten Wiesentäler, vor allem von Blies und Glan und ihrer Zuflüsse, begünstigten die Viehzucht, die der wichtigste Zweig der damaligen Landwirtschaft dieses Gebietes war. Die mit ihr verbundene Erzeugung von natürlichen Düngern verbesserte auch die Erträge der Äcker ganz erheblich, so besonders in den Buntsandsteingebieten des mittleren Bliestales. Reiche Bauerndörfer konnten auf diese Weise entstehen, die im Durchschnitt größer sind als in den Gaulandschaften. Sie verteilen sich auf das ganze Blies- und Glangebiet. Eine Volksdichte um 75 herum überwiegt. Von den vier Städten des Gebietes, St. Wendel, Ottweiler, Homburg und Kusel, war St. Wendel mit 2100 Einwohnern die größte. Im übrigen waren sie alle stillen Landstädte, denen nur ihre Fernverkehrslage und der Marktverkehr etwas mehr Leben brachten als den übrigen Orten. Bei St. Wendel kam noch hinzu, daß es Kreishauptstadt des bis 1835 coburgischen Fürstentums Lichtenberg war und die Herzogin von Coburg dort Hof hielt. Eine Seltenheit in dieser sonst ganz agrarischen Gegend war die Hochofenanlage bei Bettingen, die aus den in der Nähe gefundenen Sphärosideriten Roheisen für die Dillinger Blechfabrik erschmolz, ohne jedoch mit den wenigen Arbeitern Einfluß auf die Bevölkerungsziffer zu haben.

Die niedrigsten Volksdichten, auf der Karte durch die hellsten Flächen dargestellt, hatten die großen Waldgebiete aufzuweisen. Im Norden entsprechen sie den Quarzitkammzügen des Hochwaldes; eine weitere große Waldfläche im Zentrum der Saargegend erstreckt sich vom Warndt über die Rücken des Kohlengebirges und setzt sich in den Buntsandsteingebieten der Saarpfalz und in der westpfälzischen Moorniederung fort. Am wenigsten besiedelt waren die Waldgebiete des *Hochwaldes*, wo die wenigen Bewohner der verkehrsfreien gelegenen Walddörfer infolge der Ungunst von Klima und Boden nur kümmerlich ihr Dasein fristeten konnten. Ein Teil der Bevölkerung zog im Sommer als Kesselflicker, als Röthelkrämer, und was sonst für ein Wandergewerbe sie betrieben, durch ganz Europa, während die anderen als Tagelöhner, Besenbinder, Korbblechter usw. sich ihren Lebensunterhalt verdienen mußten. — Von den zentralen Waldgebieten war der *Warndt* am dünnsten besiedelt. Hier brachte eine durch den Wald eingegangene Landwirtschaft auf den mageren Böden des Buntsandsteins nur schlechte Erträge. Die wenigen Siedlungen waren an die Bachläufe gebunden. Eine für die Bevölkerung wichtige Industrie bestand 1820 nicht mehr. Die im 17. Jahrhundert entstandene Glasindustrie, der Werbeln, Ludweiler, Lauterbach und Karlsbrunn ihre Entstehung verdanken, war bereits zur Kohle auf die rechte Saarseite abgewandert.

Die Fortsetzung des Warndtwaldes im Kohlenwald und den

Buntsandsteinwaldgebieten der rechten Saarseite war besser bebaut. So finden sich im Gebiet des *produktiven Karbons*, im Kohlengebirge, neben einsamen Waldweilern und Höfen verhältnismäßig große Dörfer, so z. B. im Sulzbachtal Dudweiler (1000 Einw.), Sulzbach (600 Einw.) und Friedrichsthal (400 Einw.), ferner Neunkirchen an der Blies (1600 Einw.). Die Tatsache, daß schon 1811 die Brotgetreideernte des Fisch- und Sulzbachtals für den Bedarf der Bevölkerung nicht mehr ausreichte, weist darauf hin, daß die Lebensgrundlagen der Bevölkerung dieses Waldlandes zum Teil schon nicht mehr agrarisch sein konnten. Eine Aufstellung der industriellen Anlagen im Kohlengebirge zeigt, wie rege sich ein bodenständiges industrielles Leben bereits damals in den stillen Waldtälern entfaltet hatte. Um das Jahr 1826 waren in Betrieb:

1. im Fischbachtal  
bei Rußhütte eine Steinkohlengrube,  
bei Fischbach eine Eisenhütte mit Eisensteingruben,  
bei Quierschied eine Glashütte und eine Steinkohlengrube;
2. im Sulzbachtal  
bei Jägersfreude eine Steinkohlengrube und ein Rohstahlhammerwerk,  
bei Dudweiler eine Steinkohlengrube, Eisensteingruben und eine Alaunschiefergrube,  
bei Sulzbach eine Steinkohlengrube, Eisensteingruben und eine Berlinerblau- und Salmiakfabrik,  
bei Friedrichsthal 6 Glashütten, 1 Rußhütte, Eisenstein-gruben und eine Steinkohlengrube,  
bei Schnappach 2 Glashütten und eine Steinkohlengrube;
3. in Neunkirchen und Umgebung  
2 Eisenhütten, eine Steinkohlengrube, Eisensteingruben und 2 Ziegelhütten.

Der Versand der Erzeugnisse dieser industriellen Anlagen war bedeutend. Die Produkte der Glasindustrie gingen bis nach Königswinter und zu Wasser bis zum Niederrhein. Auf Ochsenkarren wurde das Eisen der Neunkircher Hütte bis nach München transportiert. — So sind also schon um das Jahr 1820 in diesem Waldland die drei industriellen Grundfaktoren, Kohle, Eisen und Glas, wirksam, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Verbindung mit der Entwicklung von Technik und Verkehr diesen Raum zur industriellen Herzammer der Saargegend machten und eine Verdreifachung der Bevölkerung bewirkten. — Die Wälder des produktiven Karbons setzen sich ohne sichtbare Grenze in denen des *Buntsandsteinwaldgebirges der Saarpfalz* fort, wo sie im Osten am Bliestal und im Süden an der offenen Muschelkalklandschaft des Bliesgaus enden. Der einzige bedeutende Ort dieses Gebietes war das 1829 zur Stadt erhobene St. Ingbert. Seine um 1820 über 2000 Köpfe starke Bevölkerung (1829 bereits 3300 Einw.) lebte zum großen Teil von der bodenständigen Eisen- und Glasindustrie und dem in der Nähe betriebenen Kohlenbergbau. Die Eisenindustrie verhüttete anfangs die in der Gegend vorkommenden Brauneisen-erzneester. Die Glashütte stützte sich auf den in großer Menge vorkommenden Quarzsand und gleich der Eisenindustrie auf den Holzreichtum der Wälder. Die übrigen Orte des Buntsandsteingebirges waren klein und ihre Bevölkerung, der die mageren Äcker kaum das allernotwendigste zum Leben einbrachten, sehr arm. Von der das Gebiet durchquerenden Kaiserstraße (Saarbrücken—St. Ingbert—Mainz) hatten nur wenige Nutzen. — Von Homburg bis Landstuhl ist ein Stück der westpfälzischen Moorniederung, das *Homburger* und das *Landstuhler Bruch*, in die Karte eingegriffen. Das Bruch wird im Norden vom Saar-Nahe-Bergland und im Süden von dem Steilabfall der Sickinger Höhe begrenzt, deren Verlauf auch den Zug der Kaiserstraße bestimmt. Die Stadt Homburg mit ihrer verhältnismäßig hohen Einwohnerzahl (1987) zog aus ihrer verkehrsbeherrschenden Lage an der Kaiserstraße und deren Abzweigungen nach Zweibrücken und zum Glantal Nutzen. Die mittelalterliche Burg auf dem in das Bruch vorspringenden Schloßberg war der Schlüssel zum Westrich. Das Schwergewicht der bürgerlichen Tätigkeit lag auf Handel und Gewerbe. Im übrigen waren die ausgedehnten Wald-, Heide- und Sumpfflächen des Gebrüchen damals noch ausgesprochen kulturreichlich. Die Ortschaften lagen alle am Rande; im Gebrüchen selbst befand sich kein einziger Ort. Einigen Nutzen brachte der Torf, der von den Anwohnern des Bruchs in größeren Mengen gestochen wurde.

Zusammenfassend ist über das Bevölkerungsbild der Saargegend um das Jahr 1820 zu sagen, daß die *Verteilung der Bevölkerung* im wesentlichen noch von der Produktionskraft der Böden, d. h. von der *Intensität der landwirtschaftlichen Nutzung abhängig* war trotz mannigfacher und nicht unbedeutender Industrien in den Waldgebieten, vor allem im Bereich des produktiven Karbons. Nur in dem am Volkszahl alle anderen Gebiete überragenden Saartal wurde die Lebensgrundlage der Bevölkerung be-

reits wesentlich von industriellen und kommerziellen Faktoren bestimmt.

In dem Raume des heutigen politischen „Saargebietes“ lebten 1820 rund 124000 Menschen. Die Schätzungen der agrarischen Potentialkapazität desselben Raumes ergeben 120000 bis 140000 Menschen. Im ganzen gesehen, war dieses Gebiet 1820 also noch kein landwirtschaftliches Zuschußgebiet. Immerhin gab es innerhalb seiner Grenzen schon Gebiete, die ihren Bedarf an landwirtschaftlichen Produkten nicht mehr völlig aus eigener Erzeugung befriedigen konnten.

### b) Die Bevölkerung im Jahre 1925

Zu Tafel 6

Während 1820 im Bereich unserer Karte nur 4 Städte mit mehr als 3000 Einwohnern lagen, zählen wir 1925 im gleichen Gebiet 69 Städte und Dörfer, die die Einwohnerzahl 3000 zum Teil erheblich überschreiten. Allein Zweibrücken erreichte im Jahre 1820 eine Einwohnerzahl von rund 6000 Köpfen; 1925 dagegen hatten 14 Gemeinden weit über 10000 Einwohner. Saarbrücken, das 1820 mit den heute eingemeindeten Stadtteilen rund 7900 Einwohner zählte, hat sich zu einer Großstadt mit rund 130000 Einwohnern entwickelt.

Der charakteristischste Zug des neuen Bevölkerungsbildes ist die *Zusammendrängung der volkreichsten Orte im Raume der Schwerindustrie und des Steinkohlenbergbaues*. Saarlouis-Roden (1660 Einw.), Völklingen (18500 Einw.), Saarbrücken (40500 Einw.) und St. Ingbert (20300 Einw.) sind die Siedlungen mit der stärksten Bevölkerungszusammenballung. Zwischen Merzig, Saarbrücken, Neunkirchen, St. Wendel und Homburg reihen sich an den Leitlinien des Verkehrs die großen Industrie- und Arbeiterorte auf, von denen nur einige weniger als 3000 Einwohner haben, und die Kernzone dieser Bevölkerungsanhäufung zieht sich von Völklingen über Saarbrücken bis nach Neunkirchen. Hier betrug im Jahre 1820 die durchschnittliche Volksdichte 69 (ohne Saarbrücken 61); bis zum Jahre 1925 aber stieg die Volksdichte dieser Zone auf 1669 (ohne Saarbrücken 1613). Das ist ein anthropogeographisches Phänomen, wenn man bedenkt, daß gerade dieses Gebiet, vor allem die Gegend zwischen Saarbrücken und Neunkirchen, in erster Linie Waldland ist. Im Sulzbachtal und im Saartal zwischen Brebach und Völklingen werden die Häuserzonen der großen Industriedörfer kaum noch unterbrochen; ein Ort geht in den anderen über. Auf den Höhen aber und in den stilleren Seitentälern beherrscht immer noch der Wald die Landschaft, so wie er es vor hundert Jahren tat. An einigen Stellen mußte er zwar auch auf den Höhen den neugegründeten Bergmannssiedlungen weichen (z. B. Bildstock, Elversberg, Neuwied, Hühnerfeld); dafür wurden aber an anderen Stellen dank der Bemühungen der preußischen Forstverwaltung beträchtliche Areale neu aufgeforstet. — Das Saartal in der Gegend von Saarlouis-Roden und Dillingen weist ebenfalls eine Volksdichte ziffer von über 1000 auf, was durch die Werke der Eisenindustrie und die mannigfältigen übrigen Industrien der Gegend bedingt ist. Auch der Bergbau im lothringischen Warndt, hart an der Grenze, hat bei Spittel, Merlenbach und Kleinrosseln zu einer Bevölkerungsverdichtung von über 1000 Menschen pro Quadratkilometer geführt. Ebenso weisen die städtischen Industrie- und Handelszentren Zweibrücken und Saargemünd infolge der hohen Einwohnerzahlen bei relativ kleinen Gemarkungen große Volksdichten auf.

Um diese Kernzone stärkster Bevölkerungszusammenballung legt sich (gekennzeichnet durch die violetten Töne der Karte) eine Zone, in der die Volksdichte nicht unter 200 sinkt und sich zum großen Teil auf 500 und darüber hält. Diese Zone gehört zum Teil noch zu dem Standortgebiet der Industrie, so z. B. um St. Ingbert und Homburg und für Teile des Saartales bis nach Merzig und Mettlach hin. Vor allem deckt sie sich aber mit dem zur Industrie am günstigsten gelegenen Arbeiterrekrutierungsgebiet. Auch in dieser Zone herrschen noch die großen Industrie- und Arbeiterorte mit 3000 und mehr Einwohnern vor. Diese hohen Einwohnerzahlen können sich jedoch nicht so auf die Volksdichte auswirken wie in der Kernzone, da die Siedlungsdichte geringer ist und große Gemarkungsareale mit teilweise ausgedehnten Wäldern vorhanden sind (z. B. Ludweiler, Großrosseln, St. Ingbert, Quierschied, Güchenbach, Homburg). Mit zunehmender Entfernung vom Standortgebiet der Industrie nehmen Einwohnerzahlen und Volksdichten ab. Die rötlichbraunen Töne, die auf der Volksdichtekarte die Dichten von 200 bis 100 kennzeichnen, schließen sich als Ring um die violetten Farbtöne und lassen so eine allmäßliche Abnahme der Volksdichte erkennen. Dieses Gebiet mit über 100 Einwohnern auf den Quadratkilometer ist ebenfalls noch stark industriell beeinflußt. Innerhalb der Grenzen des politischen „Saargebietes“ beschränkt sich diese Dichtezone hauptsächlich auf die

Teile, die verkehrsferner liegen, wie z. B. der südliche Saargau, der Warndt, der westliche Bliesgau und Teile des nördlichen Saar-Nahe-Berglandes. Im Norden greift sie über die Saargebietsgrenze in den Hochwald hinein und zieht die dortigen Arbeiterdörfer in ihren Bereich ein. Im Nordosten, im Nordpfälzer Bergland, ist die Volksdichte von über 100 nur zum Teil durch solche Arbeiterdörfer zu erklären; hier spielt auch die reichere agrarische Ausstattung des Glangebietes eine Rolle. — Im Südwesten setzt sich die Dichtezone von 100 bis 200 von Homburg und St. Ingbert aus ins westpfälzische Industriegebiet um Zweibrücken fort. Von hier aus steht sie längs der Bahnlinie Zweibrücken-Landau in Verbindung mit dem Pirmasenser Industriegebiet. Im Süden reichen Volksdichten von über 100 nur längs des Saartales bei Saargemünd über die Saargebietsgrenze hinaus und überschreiten sie auch nach W nur auf ganz kleinem Raum im Bereich des Bergbaues an der lothringischen Grenze.

Dünner bevölkerte Flächen (50 bis 100 Menschen pro Quadratkilometer) greifen von Lothringen her ins Saargebiet hinein. Sie erfassen kleine Teile des nördlichen Saargaus und des östlichen Bliesgaus. Es sind die einzigen Gegenden innerhalb der Grenzen des „Saargebietes“, in denen die Volksdichte unter 100 sinkt. In den übrigen dünn besiedelten, meistens dann auch zur Bergbau- und Industriezone verkehrsgünstig gelegenen Gebieten bewegt sich die Volksdichte zwischen 25 und 100, je nach Bodenausstattung und Verkehrslage. Volksdichten unter 25 sind in größerer Ausdehnung heute nicht mehr anzutreffen.

### c) Die Bevölkerungsentwicklung 1820—1925

Zu Tafel 34

Die Erläuterung der Bevölkerungskarte für 1925 hat gezeigt, daß für die heutige Bevölkerungsverteilung in den Saarlanden die natürliche agrarische Produktionskraft im Gegensatz zum Jahre 1820 nicht mehr bestimmend ist. Da Bergbau und Industrie innerhalb dieser Zeitspanne zu den Hauptlebensgrundlagen der Bevölkerung wurden, so heben sich auf der Bevölkerungskarte für 1925 neue Lebensräume heraus, die sich mit denen des Jahres 1820 nicht mehr decken. Nur unter Beachtung dieser Tatsachen ist ein fruchtbare Vergleich der beiden Bevölkerungskarten möglich. — Die stärksten und am wenigsten einheitlichen Veränderungen gegenüber dem Jahre 1820 haben die großen Waldgebiete erfahren. In dem Waldland auf dem produktiven Karbon des Kohlengebirges hat sich die Bevölkerung verdreifacht, im Warndt etwa verfunfacht und im pfälzischen Buntsandsteinwaldland etwa verachtacht, während die Bevölkerung der Waldgebiete des Hochwaldes, soweit sie von der Karte erfaßt sind, auf das Doppelte bis Dreifache ihres Bestandes im Jahre 1820 angestiegen ist. Kaum weniger starke Veränderungen zeigt der Vergleich der beiden Karten für das Saartal und für den Anteil am Saar-Nahe-Bergland. Am wenigsten verändert hat sich das Bevölkerungsbild der lothringischen Muschelkalkfächern.

Den Gang der Bevölkerungsentwicklung innerhalb der Grenzen des heutigen politischen „Saargebietes“ (Fläche: 1912,07 qkm) zeigen die folgenden Zahlen:

Jahr	Bevölkerung	Volksdichte (pro qkm)
1820	123958	65
1843	176158	93
1871	272610	143
1895	440566	230
1910	652294	341
1925	770830	405
1927	774546	405
1932	815907	427

Im Vergleich zu anderen Industriegebieten ist der *Entwicklungsrythmus* durchaus stetig und gleichmäßig, und das erklärt sich daraus, daß auch der Aufschwung der Industrie, die die stetige Aufwärtsbewegung der Bevölkerung hervorgebracht hat, sich organisch, nicht sprunghaft vollzog. Die Gebiete rund um die zentrale Bergbau- und Industriezone geben ihren durch natürliche Vermehrung entstandenen Überschuß an Arbeitskräften an diese ab; so ist im Saarindustriegebiet keine bodenfremde Bevölkerung anzutreffen. Den Stand dieser Bevölkerungsentwicklung im einzelnen gibt für das Jahr 1925 die mit einer Karte der Berufsstruktur vereinigte Karte der Bevölkerungszunahme (Tafel 34). Aus dieser Karte ist der Vergrößerungsfaktor der Bevölkerung jedes einzelnen Ortes für die Zeitspanne 1820—1925 abzulesen. Aus der Häufung der gleichartigen Werte ergeben sich die auf der Karte besonders herausgehobenen neuen Lebensräume der Bevölkerung.

Die *anthropogeographischen Leitlinien* der Saarlande in der Gegenwart sind zwei sich schneidende Achsen: die Verkehrs- und Industrieachse des Saartales und die sich von Bexbach (Pfalz)

über Neunkirchen und Saarbrücken bis ins lothringische Warndtgebiet hinziehende Kohlenachse. Von diesen Achsen aus entwickelte sich die *neue anthropogeographische Einheit des Saarindustriegebietes*. Diese dehnte sich allmählich von dem Waldgebiet des produktiven Karbons auf die nördliche offene Karbonlandschaft, auf einen Teil des Buntsandsteinwaldlandes im Warndt und im Westrich und auf das mittlere Saartal aus. Ein Vergleich der Karten der Industrien des Saarreviers (Tafel 24), der Bevölkerungsverteilung im Jahre 1925, der Bevölkerungszunahme und der Berufsstruktur zeigt eindrucksvoll die Einheit dieser Landschaft. Der Verlauf der beiden Achsen prägt sich am schärfsten in der Bevölkerungsverteilung aus (vgl. auch Tafel 391 u. k); denn auf diesen Achsen reihen sich die größten Siedlungen auf, und im Schnittpunkt beider entwickelte sich die Großstadt Saarbrücken. Im ganzen Gebiet entstanden besondere Brennpunkte der Bevölkerungsverdichtung dort, wo Verkehrsachsen sich schneiden oder auf die Kohlenachse treffen. So liegen ähnlich wie Saarbrücken auch Neunkirchen, Homburg, Völklingen, Dillingen und St. Ingbert in solchen Schnittpunkten. Während in Saarbrücken alle wichtigen Lebensadern des Saarindustriegebietes zusammenlaufen, treffen in Neunkirchen die schon in Homburg gesammelten Verkehrsachsen der Pfalz und die vom Nahegebiet kommenden auf die Kohlenachse. In Dillingen vereinigen sich Verkehrsachsen des Hochwaldvorlandes mit denen von Lothringen (Prims- und Niedtal). Völklingen zieht die Verkehrsstraßen aus dem Kölletal, dem weiter anschließenden nördlichen Saargebiet und aus dem Warndt an und liegt dazu noch in dem Saatalabschnitt, der von der Kohlenachse geschnitten wird. In St. Ingbert treffen ebenfalls wichtige pfälzische Verkehrsachsen, die von Zweibrücken und Kaiserslautern kommen, auf die Kohlenachse. Alle diese Verkehrschnittpunkte haben 10000 und mehr Einwohner, sind Standorte der Großindustrie und Eckpunkte des dichtbevölkerten Gebietes, in welchem die meisten Siedlungen weit über 3000 Einwohner haben (Volksdichte 500 bis über 1600). Hier verdienen 20–40 mal mehr Menschen ihr Brot durch die Industrie als durch die Landwirtschaft; hier haben sich die Einwohnerzahlen fast aller Ortschaften seit 1820 mindestens um das Sechsfache und zum größten Teil noch bedeutend mehr vergrößert. Hier sind 14 neue Siedlungen entstanden, in denen in erster Linie Bergleute ansässig sind und die sich zu großen und größten Arbeiterdörfern entwickelt haben (z. B. Herrensohr-Jägersfreude, Altenwald, Bildstock, Elversberg, Altenkessel-Neudorf).

Um dieses industrielle Kerngebiet zieht sich eine Zone, deren Bevölkerungszunahme pro Ortschaft unter dem Saargebietsdurchschnitt liegt (Vergroßerungsfaktoren 5 bis 2). Diese ganze Zone trägt, anthropogeographisch gesehen, den Charakter des Übergangs von dem Industriegebiet zu den Landwirtschaftsräumen. Trotz der noch zwischen 1000 und 3000 sich bewegenden Einwohnerzahlen bleibt der ländliche Charakter der Siedlungen noch gewahrt. Zwischen dem Arbeiterhaus treffen wir überall auch das Bauernhaus. Das ganze Gebiet ist die eigentliche Heimat des Bergmannsbauern, den die industrielle Tätigkeit nicht von seiner Scholle lösen konnte. Diese gleichen Beziehungen zwischen Mensch, Boden und Industrie geben auch hier wieder den verschiedensten natürlichen Landschaften das gleiche anthropogeographische Gepräge. Die Zone, in der sich der Vergroßerungsfaktor 2 häuft — und das

bedeutet eine Bevölkerungszunahme, die ungefähr dem durchschnittlichen Geburtenüberschuß der Saargegend entspricht —, bildet die Abgrenzung gegen die Räume des Bevölkerungsstillstandes und der -abnahme.

Das geschlossenste Gebiet des Stillstandes und zum Teil sogar der Abnahme der Bevölkerung zeigt unsere Karte für die lothringischen Muschelkalkflächen. Diese ausgesprochen landwirtschaftlichen Räume reichen im Westen und Süden ganz dicht an das Saarindustriegebiet heran und lassen nur eine schmale Übergangszone. Im Gegensatz hierzu erstreckt sich im Norden diese Übergangszone über das ganze Hochwaldvorland und auch über den Hochwald selbst, so weit er im Bereich der Karte liegt. Hier sind nur wenige Orte mit Bevölkerungsstillstand anzutreffen. Kleinere Räume des Bevölkerungsstillstandes liegen noch östlich des Glans im Bereich des nordpfälzischen Berglandes.

Wir fassen zum Schluß noch einmal die Grundgedanken der Karte der Bevölkerungszunahme der Saarlande zwischen 1820 und 1925 zusammen. In der zentralen Bergbau- und Industriezone nahm die Bevölkerung am stärksten zu. Um diese herum legen sich Übergangsräume, in denen das Bevölkerungswachstum entsprechend der Entfernung zum Industriegebiet allmählich nachläßt. Im Westen und Süden treten Gebiete der Bevölkerungsabnahme und der landwirtschaftlichen Muschelkalkhochflächen Lothringens nahe an das Industriegebiet heran, während im Norden Hochwald und Hochwaldvorland ein fast geschlossenes Gebiet gleichmäßig schwacher Bevölkerungszunahme darstellen. Kleinere Gebiete der Pfalz zeigen Bevölkerungsstillstand. Diese Räume mit gleichartigem Bevölkerungswachstum sind die anthropogeographischen Landschaften der Saarlande mit einheitlichen Lebensgrundlagen der Bevölkerung<sup>1)</sup>.

#### Schrifttum

- L'Annuaire du Département de la Moselle. Metz 1820.  
 Bärtsch, C.: Beschreibung des Regierungsbezirks Trier. 2 Bde., Trier 1846–49.  
 Barnstedt: Versuch einer kurzen statistisch-topographischen Beschreibung des Großherzoglich Oldenburgischen Fürstentums Birkenfeld. Birkenfeld 1832.  
 Capot-Rey, R.: L'Agriculture dans le Territoire de la Sarre. (Annales de Géographie XXXII, Paris 1923.)  
 Gemeindelexikon für den Freistaat Preußen, Bd. XIII, Berlin 1930.  
 Haflacher, A.: Das Industriegebiet an der Saar. (Mitt. d. Hist. Ver. f. d. Saargegend, Heft 12, Saarbrücken 1912.)  
 Kötlinger, A.: Handel und Schiffahrt zu Anfang des 19. Jahrhunderts. (Mitt. d. Hist. Ver. f. d. Saargegend, Heft 8, Saarbrücken 1908.)  
 Kolb, G. F.: Statistisch-topographische Schilderung von Rheinbayern, Speyer 1831; dazu Alphabetisches Verzeichniß der Gemeinden des Rheinkreises, Speyer 1824.  
 Lauer, W.: Die Glasindustrie im Saargebiet. Diss. Tübingen 1922.  
 Ortschaftenverzeichnis für den Freistaat Bayern. München 1928.  
 Le Répertoire des Communes des Départements du Bas Rhin, du Haut Rhin et de la Moselle. Straßburg 1926.  
 Rizecker, O.: Die Bevölkerungsverteilung im Saargebiet. Diss. Berlin 1930.  
 Saarwirtschaftsstatistik, Heft 5, Saarbrücken 1932.  
 Schmür, C.: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Saargebiet. (Jahresber. d. Frankf. Ver. f. Geogr. u. Statist., 87–89. Jahrg., Frankfurt a. M. 1925.)  
 Statistisch-topographische Beschreibung des Regierungsbezirkes Trier. Trier 1923.  
 Tille, A.: Zur Geschichte der Saarförderung und Saarschiffahrt. (Südwestdeutsche Wirtschaftsfragen, Heft 7, Saarbrücken 1907.)

<sup>1)</sup> Für die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Bevölkerungswachstum und Berufsstruktur vgl. die Erläuterungen zu Kapitel 18 „Zur Berufsverteilung“, S. 101.

## II. GESCHICHTE UND KULTUR

### 5. Der Wandel der politischen Lage des „Saargebiets“ im deutsch-französischen Grenzraum

Zu Tafel 7

Von Josef Niessen

Die politische Seite der Saarfrage steht in unmittelbarstem Zusammenhang mit Frankreichs Rheinpolitik. Die Saarlande liegen auf dem Wege Frankreichs aus dem Pariser Becken zur innerdeutschen Schlüsselstellung im Mainzer Becken. Die Saar bildet vor Maas und Mosel den am weitesten vorgeschobenen der Flußabschnitte, die an diesem wichtigsten Stück der deutschen Westgrenze dem Rhein in gleicher Richtung vorgelagert sind. Von der Saartalniederung konnten die zum Oberrhein führenden Wege unmittelbar beherrscht werden, vom mittleren Saarabschnitt insbesondere die durch das Saar-Nahe-Bergland und die Kaiserslauterner Senke führenden Straßen. Die Saarfrage ist in ihrer wirklichen Bedeutung nur dann ganz zu verstehen, wenn sie im

Zusammenhang mit der französischen Angriffspolitik gegen den Rhein und damit im Rahmen der Geschichte der deutschen Westgrenze überhaupt betrachtet wird.

#### a) Die mittelalterliche deutsche Westgrenze (seit 925) und die französischen Einbrüche bis 1552

Zu Tafel 7 a und b

Die Westgrenze des „Heiligen Römischen Reiches“ vom 10. bis 13. Jahrhundert ist die gleiche Grenze, die im Jahre 843 das Mittelreich Lothars I. vom Westreich trennte. In unserem Abschnitt wurde sie als Reichsgrenze seit dem Jahre 925 wieder wirksam durch Vereinigung des Ostfränkischen Reiches mit dem Königreich Lotha-

ringen. Sie verlief, abgesehen von Flandern, das beiderseits der Staatsgrenze lag, weit westlich der heutigen Sprachgrenze auf romanischem Volks- und Kulturboden. Sie folgte in ihrem nördlichen Teile zunächst der Schelde, ging dann aber von der Scheldequelle südlich Cambrai auf der Wasserscheide von Oise und Sambre bis zur Maas, die gegenüber Mézières berührt wurde, sprang wieder westwärts auf die Hähnen der Argonnen vor und zog knapp an Langres vorbei zum Quellgebiet von Maas und Saône, folgte dieser und ging gegenüber Châlons auf das östliche Ufer über, um dann, wieder gegen Westen ausbiegend, im Rhoneabschnitt über die westliche Wasserscheide hinaus bis zu den Quellen von Allier und Loire zu gelangen. Der Zug der Grenze war damit wesentlich von verteidigungsfähigen Höhen bestimmt, aber aus der militärischen Lage des Jahres 843 heraus, sodaß dem Westreiche an allen kritischen Stellen die Vormacht gesichert war. Die Grenze hatte daher, von O her betrachtet, mehrere schwache Stellen: die Scheldegrenze, von der aus der Westen den niederländischen Raum beherrschte, und besonders die Flussstellung an der Saône mit einem Brückenkopf des Westreiches vor Châlons. An dieser letzten Stelle war die Einheit des Rhein- und Rhonegebietes im Rahmen des Deutschen Reiches empfindlich zerrissen. Die Saarländer lagen geschützt hinter einem breiten Gürtel reichsromanischen Gebietes gerade an der Stelle, wo dank der „dreifach gestaffelten Schutzwehr“ der Argonnen, der Maashöhen und der Woëvre (*Steinbach*) die natürliche Stärke der Grenze besonders groß war.

Nahezu vierhundert Jahre hat diese Grenze unverrückbar gehalten. Frankreichs innere Schwäche, des Deutschen Reiches überragendes Ansehen und kraftvolle Wehrhaftigkeit, die freilich niemals zur Landgewinnung im Westen ausgenutzt wurde, verbürgten den Bestand. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts kam es zum ersten Einbruch in die westliche Grenzzone, als im Interregnum das Reich, von Parteikämpfen zerrissen und ohne einheitliche Führung, dem mittlerweile erstarkten französischen Königstum, das damals mit der Erwerbung der Champagne unmittelbarer Grenznachbar geworden war, nicht mehr mit geballter Macht entgegentreten konnte. Frankreich drang in die Rhonestellung ein, nahm die Landschaft Bassigny und rückte nördlich und südlich der Argonnen an die Maas heran, die es bei Mouzon und Vaucouleurs auch überschritt. Die Argonnenfront aber hielt stand trotz der Angriffe auf Beaulieu. Für Frankreich war die zu Beginn des 14. Jahrhunderts erzielte Vierströmegrenze an Schelde, Maas, Saône, Rhone, zu deren Anerkennung der deutsche König sich verstehen mußte, nur eine Etappe auf dem Wege zu größeren Zielen, und die Verbreitung eines Gerüchtes, König Albrecht habe sich mit dem französischen König dahin geeinigt, daß künftig der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bilden solle, ist bezeichnend für die Ansprüche der Franzosen in damaliger Zeit.

Das folgende „Burgundische Zwischenspiel“ ist in diesem Sinne vom französischen König angeregt und in seinen Anfängen bewußt als Ausdehnungspolitik gefördert worden. Die Burgunderherzöge waren ein Zweig des französischen Königshauses. Auch die Tatsache, daß die Burgunderherzöge später in schärfsten Gegensatz zu Frankreich gerieten, daß sie nach der Erwerbung zahlreicher deutscher Reichsteile als Reichsfürsten sich bezeichneten, hat weder die große politische noch die kulturelle Gefahr für den Westen des Reiches wesentlich verringert. Der französische König, der bereits 1444 auf einem episodenhaften Zuge nach Lothringen und ins Elsaß die „historischen Rechte“ Frankreichs auf die Rheingrenze anmeldet hatte, stand beim Tode Karls des Kühnen (1477) bereit, sie einzufordern. Die französische Gefahr für die rheinischen Lande war damals ungemein groß. An Maria von Burgund und ihrem Verlobten, dem deutschen Kaisersohne Maximilian von Habsburg, hing das Schicksal der deutschen Westlande. In schweren Kämpfen, denen die Reichshilfe versagt blieb, hat Maximilian die Niederlande und die Freigrafschaft gegen Frankreich für sein Haus erobert und aus den Trümmern der burgundischen Herrschaft eine starke Hausmacht als *Grenzwall* gegen Frankreich aufgerichtet. Seitdem hielt Habsburg die beiden Tore nach Deutschland besetzt. Die Freigrafschaft deckte die Burgundische Pforte, dahinter der oberrheinische Hausbesitz Habsburgs lag; in den Niederlanden wurde die schwache Reichsgrenze an der Schelde bis auf die natürliche Verteidigungslinie der Höhen des Artois vorgetragen. Damit war das Übergewicht Deutschlands wiederhergestellt.

Die habsburgische Sperrmauer, die trotz des starken Eigenlebens der einzelnen Teile machtpolitisch einheitlich in die Erscheinung trat, wies aber eine empfindliche Lücke auf: zwischen der Freigrafschaft und den Niederlanden lagen das *Herzogtum Lothringen* und die Reichsstädte und Bistümer Metz, Toul und Verdun. Auf diese politisch schwache Stelle wandte sich die Aufmerksamkeit der Habsburger ebensosehr wie die der Franzosen. Der Kaiser gewann den Herzog und gliederte dessen Land durch politische

Bevorzugung und dynastische Bindung in die Abwehrfront ein; der König suchte die Städte zu gewinnen. Das Eigenleben der westlichen Reichsteile war zu Beginn des 16. Jahrhunderts bereits so stark, daß die Neugestaltung der Reichsverfassung, insbesondere die Rechtsprechung des Reichskammergerichts sich hier nicht mehr mit voller Schärfe durchführen ließ (vgl. S. 47). Das Selbstständigkeitsstreben des Herzogs von Lothringen erleichterte ein Entgegenkommen, und seine Reichsfreudigkeit bedurfte eines besonderen Antriebs. Die mit dem *Vertrag von Nürnberg 1542* vollzogene Anerkennung der Sonderstellung Lothringens innerhalb des deutschen Reichsverpflichtungen gleichzeitig mit der Heraussetzung der Reichsverpflichtungen kam auch einer inneren Stärkung gleich, weil sie die Auflösung dieses Gebietes in eine Fülle selbständiger Herrschaften verhinderte und eine Zusammenfassung der ganzen Kräfte des Landes für den Grenzkampf ermöglichte. Lothringen blieb dem Kaiser verpflichtet, der kurz nachher für seine niederländisch-burgundischen Gebiete eine ähnliche Sonderstellung und damit einen inneren Zusammenhang mit Lothringen erreichte. Daß Frankreich in der Folgezeit die Verselbständigung dieser grenzmarkähnlichen Gebiete zu seinem Vorteil im politischen Kampfe ausnutzen konnte, lag in erster Linie daran, daß dieser Schritt des Kaisers, der doch dem Schutz des Ganzem zu dienen geeignet war, von den deutschen Fürsten mißdeutet wurde. Die innerdeutschen Gegenwirkungen, die ihren tieferen Grund in dem Gegensatz von „Kaiser“ und „Reich“ oder besser von Reichseinheit und Territorialismus hatten, vereitelten einen dauernden Erfolg, als Frankreich Gelegenheit hatte, unter bedenkenloser Ausnutzung der religiösen Verhältnisse in Deutschland diesen Riß zu vertiefen. Bedenklicher nämlich als die Aussonderung staatsrechtlich bevorzugter Grenzgebiete war die innere Zerrissenheit Deutschlands, der Territorialismus, den das Vorgehen Karls V. der „Vormauer des Reiches“ bewußt hatte fernhalten wollen.

Den schwersten Schlag gegen den nach einheitlichen Gesichtspunkten festgefügten Grenzwall führten deutsche Fürsten aus innerpolitisch-religiösen Beweggründen. Als Moritz von Sachsen im Kampfe gegen die Vormachtstellung des Kaisers und für die Freiheit des Glaubens beim französischen König, dem ausgemachten Feind des Hauses Habsburg, Stütze suchte, benutzte dieser die Gelegenheit, die eiserne Klammer zu sprengen, die sich um seine Lande gelegt hatte, und die erste Wunde im deutschen Grenzwall aufzureißen, indem er sich die Reichsstädte Metz, Toul und Verdun als „künftiger Reichsvikar“ übertragen ließ. Die deutschen Fürsten mochten sich der Tragweite dieses Schrittes, zu dem sie rechtsrechtlich in keiner Weise befugt waren, nicht bewußt sein und darin eine vorübergehende Kampfmaßnahme erblickten, die militärischen Vorbereitungen Heinrichs II. namentlich in Metz, der Zug gegen Straßburg hätte sie aufklären können. Kaiser Karl V. erkannte die Gefahr, vergebens versuchte er die Wunde zu schließen; nach der unglücklichen Belagerung von Metz aber war das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten (Karte b).

#### b) Die deutsche Westgrenze nach dem Westfälischen Frieden 1648

Zu Tafel 7 c

In langsamer, zäher und zielsicherer Arbeit hat Frankreich die in den Reichsstädten gewonnenen Schutzzrechte, die sich in Toul und Verdun teilweise mit ähnlichen Rechten aus älterer Zeit befrühten, ausgebaut, sich nach der Militärhoheit die „zur Sicherung der Besatzungsgruppen“ notwendigen Verwaltungsbefugnisse und endlich die Gerichtshoheit angeeignet, um dann auch schrittweise in den Bistümern Fuß zu fassen. Eine Festsetzung Frankreichs in Homburg-St. Avold an der Straße Metz – Saarbrücken – Kaiserslautern, die 1572 geplant war (vgl. S. 46), konnte im letzten Augenblick verhindert werden. Das Herzogtum Lothringen bemühte sich, die Bresche zu schließen oder wenigstens einzuzwingen. Als offenbar wurde, daß Frankreich auf die Angliederung der Bistümer hinzielte, hat der Herzog von Lothringen mit Hilfe seiner Verwandten auf den Bischofsstühlen und mit Zustimmung des Kaisers zahlreiche bishöfliche Lehen angekauft und ihre Umwandlung in unmittelbare Reichslehen betrieben. Die auf solche Weise entstandenen Grafschaften Clermont und Hattonchâtel, die Reichsmarkgrafschaft Nomeny u. a. banden ihn wieder fester an das Reich. Im entscheidenden Augenblick aber, als die Reichsstädte Metz, Toul und Verdun, die während der Religions- und Bürgerkriege in Frankreich teilweise in der Hand des Herzogs von Lothringen waren, dem Reiche wiedergewonnen werden konnten, versagte Kaiser Rudolf II. aus Furcht vor einer Gegenbewegung der mißtrauisch gewordenen protestantischen deutschen Fürsten dem Herzog die erbetene Hilfe. So hat Frankreich seine Stellung in den Reichsstädten trotz der staatsrechtlich unwirksamen Form der Erwerbung wieder bezogen und unter Heinrich IV. zur vollen Annexion ausgebaut. Von 1601 bis 1614

wurden auch nach und nach die Bistümer unter die französische Herrschaft gezwungen, die Berufung an das Reichskammergericht verboten, ohne daß dieses Verbot unmittelbar befolgt wurde (vgl. Tafel 9 d), und endlich die französische Provinzialverwaltung in den „Dreibistümern“ eingeführt. Die französischen Rheingelüste nahmen wieder feste Form an, und Heinrich IV. rüstete zum aktiven Eingreifen in die Erbstreitigkeiten am Niederrhein, zur Verwirklichung von Sullys „großen Plan“, als ihn der Mordstahl traf. In den wirren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges war die mehr und mehr durchlöcherte deutsche Westfront nicht mehr zu halten. Der deutsche Bruderkampf gab Frankreich den Weg frei zum Oberrhein.

Der Name Richelieu ist mit der französischen *Rheinpolitik* bis heute aufs engste verknüpft; sie erhielt von ihm ihre nachdrückliche Richtung, ihre staatsmännische Reife, ihre abgewogene Methode. Der Kampf galt Habsburg, er traf am schwersten das Reich. Als der Kaiser in der ersten Phase des Krieges die Fürsten niedergeworfen hatte und als Wirkung seiner Vormachtstellung die Anfänge eines festen gefügten Reichsblocks sich abzeichneten, da griff Frankreich, das bis dahin an der Ausweitung der Maas-Mosel-Bresche arbeitete, fast gleichzeitig mit Schweden in den innerdeutschen Machtkampf ein. Denn es erkannte, daß die Überwindung der religiösen und territorialen Zersplitterung des Deutschen Reiches ihm die Möglichkeit genommen hätte, aus der Schwäche Vorteil zu ziehen: Verewigung des Gegensatzes zwischen Kaiser und Reich durch Förderung der „deutschen Libertät“ wurde die Hauptthese der französischen Staatskunst bei der Niederringung des Hauses Habsburg; das räumliche Ziel war die Eroberung der Rheingegenden. Ein militärischer Vorstoß in das Herz Lothringens nach Marsal, Nancy, Epinal, Bitsch (1632–34) diente der Sicherung des Weges zum Rhein. Die Argonnenstellung Lothringens im Clermontois wurde beseitigt und als Vorposten gegen die spanischen Besitzungen in Luxemburg und der Freigrafschaft die Städte Sedan und im Anschluß daran ein Streifen rechts der Maas, Sierck an der Mosel und La Mothe im Bassigny besetzt und ausgebaut. Der *Westfälische Friede 1648* verschaffte Frankreich den anerkannten Besitz der Reichsstädte und Reichsbistümer Metz, Toul und Verdun, und am Oberrhein konnte, ehe noch das Mittelstück Lothringen oder gar die spanischen Flanken (Freigrafschaft und die Niederlande) überwunden waren, der österreichische Besitz in den französischen Staatskörper eingegliedert werden. Als französischer Vorposten wurde Philippsburg auf dem rechten Rheinufer besetzt (Karte c).

#### c) Die deutsche Westgrenze nach dem Frieden von Rijswijk 1697

Zu Tafel 7 d

Der französischen Staatskunst war es bei den Verhandlungen in Münster und Osnabrück gelungen, Lothringen ebenso wie Spanien auf Grund der staatsrechtlichen Sonderstellung dieser Gebiete innerhalb des Reiches, vom „deutschen Frieden“ ausschließen zu lassen. Sie bewies damit, daß sie den Sinn der von Karl V. geschaffenen Sperrzone besser begriffen hatte, als die Deutschen selber. Der Rückendeckung beraubt, kämpften beide Länder noch eine Weile, mußten dann aber im *Vertrag von Vincennes 1659* bzw. im *Vertrag von Rijswijk 1697* den Erfolg der französischen Ausdehnungspolitik anerkennen.

Mit der Besetzung des Bistums Metz war Frankreich bereits bis an die Vogesen und die obere Saar herangekommen und hatte in dem nördlichen Elsaß mit den österreichischen Rechten auf die Landvogtei Haguenau und die Schutzherrschaft über die zehn Reichsstädte wichtige, ausbaufähige Positionen bezogen. Im Pyrenäenfrieden erreichte Frankreich die Abtretung von Diedenhofen und erweiterte seine Stellung rechts der Maas um Ivoy-Carignan, Montmédy, Damvillers. Der Herzog von Lothringen, der Bar und die früher besetzten Punkte an der Maas abtreten und den französischen Truppen das ungehinderte Durchzugsrecht durch sein Gebiet zugestehen sollte, weigerte sich, wurde dann aber im Vertrag von Vincennes gegen die Rückgabe von Bar zu empfindlichen Abtretungen gezwungen. Sierck mit 30 Dörfern erweiterte die Diedenhofener Erwerbung und war wichtigster Platz zur Beobachtung von Luxemburg und Trier. Sodann schuf sich Frankreich einen Militärweg von Verdun über Metz zum Elsaß, an dem Gorze, Marsal, Saarburg und Pfalzburg lagen. Damals faßte es zum ersten Mal auch Fuß an der mittleren Saar, indem es sich Siersdorf mit der Brücke über die Nied, Fremersdorf, und die in der großen Saarschleife gelegene Burg Montclair abtreten ließ. Damit beherrschte Frankreich die wichtigsten Verbindungen aus dem Elsaß und aus Lothringen zur Mosel nach Luxemburg und Trier. Das lothringische Widerstandszentrum war aufgelöst; Herzog Karl IV. hatte sich in die Linie Homburg—Landstuhl—Hohenecken zurückziehen müssen.

Schon 1670 war Lothringen wieder ganz in französischer Hand. Der *Friede von Nijmegen 1678/79* zeigte Ludwig XIV., der Spanien und das Reich zu bedeutsamen Abtretungen zwang und mit der Freigrafschaft die unmittelbare Verbindung zum Sundgau gewann, auf der Höhe seiner Macht. Die Weigerung des Herzogs von Lothringen, in eine Vertauschung seiner Hauptstadt Nancy mit Toul und eine weitere Durchsetzung seines Landes mit Militärstraßen zu willigen, veranlaßte den König, das Herzogtum weiter besetzt zu halten und sich wichtige Punkte an seiner östlichen Grenze zu sichern. Die Einnahme von Homburg an der Straße nach Kaiserslautern gab den Auftakt zu den „Reunionen“. Die schon in früheren Zeiten versuchte Methode, in Friedensschlüssen oder mit Gewalt erlangte Gebiete durch rechtliche Ausnutzung der Abhängigkeiten zu erweitern und durch genaue Untersuchung aller Rechtstitel, die sich auf die Neuerwerbungen bezogen, sich eine Handhabung zu Gebietsverweiterungen zu verschaffen, wurde nach 1679 planvoll ausgebaut. Die Reunionskammern, einseitig französische Gerichtshöfe, die, Kläger und Richter zugleich, sich internationale Befugnisse ammaßen, waren eine völkerrechtliche Ungeheuerlichkeit und zeigten in ihrer Arbeit die schärfste Überspannung der französischen Ausdehnungspolitik. Frankreich trieb dadurch mitten im Frieden seine Erwerbungen bis an die Queich und in die Nähe des Rheines vor (vgl. Tafel 7d). Zugleich mit dem politischen Vorschreiten erfolgte die militärische Sicherung der Gebiete zunächst im kleinen. Dann aber wurden gleichzeitig mit der Einrichtung der „Saarprovinz“, die alle reunierten Gebiete südlich der Mosel und Deutschlotten umfaßte, *Saarlouis* vor die französische Hauptfront Diedenhofen—Metz—Pfalzburg vorgeschoben als Verwaltungs- und militärischer Mittelpunkt (1680–84).

Mit diesem Zeitpunkt beginnt die bewußte französische Saarpolitik. Die Saar wird wichtigster Abschnitt vor der Rheinfront, Aufmarschgebiet gegen die Pfalz, den Hunsrück und die Mosel, die sie in weitem Bogen beherrscht. Nur für kurze Zeit tritt die Saarstellung zurück hinter einer Höhenstellung, die sich an die 1687 gegründete Festung Montroyal anschloß. Diese beherrschte als vorgeschohner Posten den ganzen Mittelrhein von Köln bis Mainz und diente der unmittelbaren Erfassung der Rheinlinie, der Stützung und Deckung der militärisch erreichten Stromgrenze; diese bedurfte einer starken Versorgungsbasis im Hintergelände, als Frankreich in räumlicher Fortsetzung des mit den „Reunionen“ gewonnenen Besitzes den Pfälzischen Krieg mit dem Ziel der Aufrollung der Rheinfront begann (1688).

Als der Kaiser nach der Überwindung der Türkengefahr in den Pfälzischen Krieg eingreifen und sich der „großen Allianz“ gegen Frankreich anschließen konnte, wurde der französische Vorstoß zum ersten Mal aufgefangen und zurückgeworfen. Nach dem *Frieden von Rijswijk* mußte Frankreich auf die von der Metzer Reunionskammer erworbenen Gebiete verzichten, Luxemburg und das Herzogtum Lothringen seinem rechtmäßigen Herrn wieder zurückgeben. Frankreich behielt jedoch Straßburg, Saarlouis und Longwy. Saarlouis schützte weiter die Saarlinie, genau wie Landau die Queichlinie, die beide territorial hatten aufgegeben werden müssen. Auf diese Weise behielt das französische Festungssystem für den Angriff wie für die Abwehr seine alte Bedeutung und war in keiner Weise durch den Frieden von Rijswijk geschädigt. Vergeblich wandten sich die westlichen Reichsstände, insbesondere die unmittelbar bedrohte Grafschaft Saarbrücken, gegen die Belassung der Festung Saarlouis bei Frankreich, gegen den „Pfahl im deutschen Fleisch“. Frankreich verzichtete auf Homburg, Bitsch und Nancy; gegen die Herausgabe von Saarlouis wehrte es sich mit äußerster Zähigkeit und ließ sich gar das Festungsgebiet auf einen Umkreis von einer halben Meile beschränken, ein Beweis dafür, wie sehr den französischen Unterhändlern die Saarlinie als strategisch-militärische Grenze des Königreichs erschien. Auch sollte Frankreich die von der Breisacher Kammer ausgesprochenen Reunionen, die Gebiete des Bistums Speyer, des Deutschen Ordens, der Markgrafen von Baden, der Herzöge von Pfalz-Zweibrücken, der Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Pfalzgrafen wieder herausgeben, soweit sie nicht im „Elsaß“ lagen. Doch Frankreich weigerte sich, gestützt auf eine einseitige Auslegung des Raumbegriffs Elsaß, zu räumen, und die betroffenen Reichsstände, die sich des französischen Verwaltungsdrucks nicht erwehren konnten, haben teilweise, als auch der Spanische Erbfolgekrieg keine grundsätzliche Regelung brachte, in einer Reihe von Verträgen mit der französischen Krone die französische Oberhoheit anerkannt und sich ihre feudalen Rechte und Einkünfte gesichert, so die Elsässische Ritterschaft, der Bischof von Straßburg, der Graf von Hanau-Lichtenberg, der Herzog von Pfalz-Zweibrücken und der Bischof von Speyer. Andere Herrschaften hat Frankreich nach dem Tode der Inhaber eingezogen und an französische Prinzen vergeben, so Fleckenstein an den Prinzen von Rohan-Soubise. Der Deutsche Orden, der Graf von Leiningen, der Markgraf von Baden und der

Pfalzgraf bei Rhein haben für ihre im erweiterten Elsaß liegenden Herrschaften das tatsächlich bestehende Untertanenverhältnis ebensowenig anerkannt wie der Kaiser die Verträge. Im nördlichen Elsaß gelang es Frankreich so, die Spannung zwischen militärischer und staatlicher Grenze allmählich auszugleichen.

*d) Die deutsche Westgrenze im Jahre 1789 und die Eroberungen der französischen Revolutionsheere*

Zu Tafel 7e und f

An der Saar blieb Frankreich zunächst noch äußerst beengt auf Saarlouis, wenn es ihm auch gelang, in Verhandlungen mit dem Herzog von Lothringen eine Erweiterung des Festungsraums um Roden, Fraulautern, Ensdorf, Lisdorf und Wallerfangen zu erreichen (1716/17). Dann aber brachte ihm der Polnische Erbfolgekrieg im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten des söhnelosen Habsburger Herrscherhauses einen großen Erfolg. Im *Wiener Frieden* von 1735 und der 1738 folgenden endgültigen Abmachung wurde ohne Rücksicht auf den Willen der Bevölkerung und die Lage der deutschen Westfront ein Ländertausch dadurch vollzogen, daß der zum Prinzgemahl für die Erbin des Hauses Habsburg ausersehene Herzog Franz Stephan von Lothringen das Großherzogtum Toskana für seine Herzogtümer Lothringen und Bar übernahm. Diese gingen an den polnischen Exkönig Stanislaus Leszinski, den Schwiegervater Ludwigs XV., über und sollten nach dessen Tode an Frankreich fallen (Tafel 7e). Es war eine völlig zerrissene, mit Gebietssplittern und territorialen Überschneidungen durchsetzte Grenze, die Frankreich 1766 an der mittleren Saar übernahm. Frankreich hat zunächst versucht, die Unklarheiten als Ansatzpunkte für neue Erwerbungen zu benutzen, mußte sich aber davon überzeugen, daß seine Mittel für diese Politik nicht mehr ausreichten. Es beschritt daher den Weg der Verhandlungen, den es meisterhaft zu gehen verstand. Die wahren Ziele der *Austauschverhandlungen*, die von 1766 bis 1787 an allen Teilen der Grenze stattfanden (vgl. Tafel 8 u. S. 47f.) und, rein äußerlich betrachtet, als Maßnahmen zur Verwaltungsvereinfachung, zur Verbesserung des Handels und der Wirtschaftsbeziehungen erscheinen, sind nicht immer leicht zu erkennen. Sieht man aber genauer zu, so fällt doch eine gewisse Lässigkeit in der Behandlung der wirtschafts- und handelspolitischen Fragen auf; um so größere Sorgfalt erfahren die militärisch-strategischen Belange. Das Ziel bleibt auch im Zeitalter der Wirtschaftsinteressen und der Methode der „friedlichen Durchdringung“ das alte, an der Maas, an der Mosel, an der Saar und an der Queich: die Schaffung einer militärisch günstigen Operationsbasis. Und der Angelpunkt ist die Stellung an der mittleren Saar, der „kleine Rhein“.

Den französischen Revolutionsheeren gelang in zwei Jahren (1792–94), was jahrhundertlang das erstrebte Ziel der französischen Ausdehnungspolitik gewesen war, die *Erreichung der Rheingrenze*. Die 1789 noch hinter der Saar- und Queichfront liegenden selbständigen deutschen Reichsgebiete wurden bereits 1792 militärisch besetzt und der französischen Republik angegliedert. Auch der Tausch des Amtes Schaumburg, für den das Äquivalent noch ausstand (s. S. 48), und von Püttlingen wurde rückgängig gemacht; sie kamen zum Moseldepartement. Mittlerweile waren die ganzen linksrheinischen deutschen Lande in den Händen der Franzosen; die beiden deutschen Militärmächte, Preußen und Österreich, hatten 1795 und 1797 unter Verzicht auf ihre Besitzungen das linke Rheinufer preisgegeben, so daß die endgültige Abtretung im Vertrag von Lunéville (1801) nur mehr die völkerrechtliche Anerkennung eines bestehenden Zustandes war (Tafel 7f). Der „historische“ Anspruch der Franzosen schien befriedigt, die „natürliche Grenze“ erreicht. Doch auch jetzt zeigte sich, daß Flußgrenzen keine brauchbaren Grenzen sind, sondern nur Abschnittsziele, Fußpunkte für weitere Eroberungen. — Die Saarlinie trat damals in den Hintergrund; die Festung Saarlouis wurde vernachlässigt.

*e) Die deutsche Westgrenze nach 1814/15 und nach 1871*

Zu Tafel 7g und h

Den französischen Truppen gelang die Eroberung des linken Rheinufers; was den französischen Beamten aber nicht gelang, war die Eingliederung der deutschen Bevölkerung in den französischen Nationalstaat, denn sie innerlich fremd blieb. Das zeigte sich, als die französische Eroberungswelle zurückgestaut und nach der Überwindung Napoleons Frankreich wieder in seine alten Grenzen eingewiesen werden konnte. Auch in den Saarlanden war die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande allgemein. Um so größer aber war auch die Enttäuschung der Bevölkerung, als die Bestimmungen des I. Pariser Friedens bekannt wurden. Zwar hielt man sich im allgemeinen an den Grundsatz, daß alle Eroberungen der französischen Umwälzungsepoke rückgängig gemacht, die Grenze von 1792 die künftige Grenze Frankreichs sein sollte. Doch wurde dem französischen König darüber

hinaus in einer großmütigen Geste von den Verbündeten ein Geschenk gemacht: sie überließen ihm außer Landau und Saarlouis auch einen Teil der Nassau-Saarbrückischen Lande, die Kantone Saarbrücken, St. Johann, St. Arnual und einen Teil des Kantons Lebach, Gebiete, die nie im Frieden zu Frankreich gehört hatten. Sie überantworteten damit nicht nur eine rein deutsche Bevölkerung, sondern auch die beiden wirkungsvollsten Offensivstellungen den Franzosen und gefährdeten damit die Sicherheit des Raumes zwischen Mosel und Rhein; sie verzichteten auch auf ein wegen der Kohlengruben wertvolles Wirtschaftsgebiet. Ungeheuer groß war die Empörung über den Verlust des „Armen Saarvöglein“ im deutschen Volke. Aber es bedurfte sowohl des zähen Strebens einflußreicher heimischer Kräfte unter Führung von Heinrich Böcking und der Aufpeitschung der nationalen Öffentlichkeit im „Rheinischen Merkur“, als auch noch der Episode der Hundert Tage und der zweiten Niederwerfung Napoleons, um die wirtschaftlichen und militärischen Fehler an der Saar im II. Pariser Frieden zu beseitigen. Es war wenig genug, was von den Sicherheitsforderungen der Militärs und den Wünschen der deutschen Patrioten nach Angliederung des Volkskörpers bis zur Sprachgrenze in den deutschen Staatsverband verwirklicht werden konnte. Die Rettung Saarbrückens war immerhin das erfreuliche Ergebnis eines freudigen, rückhaltlosen Bekennnisses der deutschen Bevölkerung zu einem deutschen Staat, der erste durchschlagende Erfolg eines *volksdeutschen Grenzkampfes* in einer Zeit, da man in den Kreisen der Diplomaten diesen Kräften noch keine politische Geltung zubilligen wollte. Den Saarländern ist damit das tragische Grenzlandschicksal des Elsaß und der deutschlothringschen Gebiete erspart geblieben. Preußen übernahm an diesem wichtigen Abschnitt den Schutz der deutschen Westgrenze (Tafel 7g).

Frankreich hat in dieser Bereinigung eines unverzeihlichen Fehlers bei der Grenzziehung von 1814, in der Anerkennung des politischen Willens der deutschen Bevölkerung an der Saar ein ihm zugefügtes Unrecht, eine schwere Kränkung seiner nationalen Ansprüche, eine Gefährdung seiner „Sicherheit“ gesehen. Die Saarfrage ist von 1815 bis 1871 nicht zur Ruhe gekommen. Immer dann, wenn sich Reibungen in den preußisch-französischen Beziehungen ergaben, wenn die allgemeine politische Lage in Mitteleuropa die Möglichkeit von Kompensationen für Frankreich erscheinen ließ, tauchte auch die *Saarfrage als Vorstufe zur Rheinfrage* wieder auf; sie wurde zum Barometer der politischen Wetterlage. Frankreich hat sich mit dem Frieden von 1815 nie abfinden wollen, weil er ihm eine stets wache Erinnerung an die Niederlage war. Der Sinn der französischen Politik nach 1815 war die Wiederherstellung der französischen Führung auf dem Kontinent, die Verhinderung der Festigung eines States im mitteleuropäischen Raum, der dessen Geschicke selbst in die Hand nehmen konnte. Das militärische Übergewicht am Rhein, die Erwerbung der Schlüsselstellung Mainz, zum mindesten aber der Saarlinie hätte Frankreich eine erfolgreiche Wiederbelebung der alten Interventionspolitik möglich gemacht. So sehen wir denn in dem wechselseitigen Spiel der französischen Diplomatie, in ihren kühnen Kombinationen immer wieder das Verlangen nach der Rheingrenze, vielgestaltig und je nach der Gelegenheit als Anregung oder Forderung: einmal ist es die Rheingrenze von Köln bis Straßburg, dann der Raum südlich der Mosel bis zum Rhein, dann ein rheinischer Pufferstaat. Mindestforderung aber ist der „kleine Rhein“, d. i. die Wiederherstellung der Grenze von 1814. Von ihm geht man aus; auf ihn zieht man sich zurück, wenn der „große Rhein“ im Augenblick nicht erreichbar erscheint. Eine besondere Note erhalten diese politischen Forderungen mit den Ansprüchen der französischen Wirtschaft, die vor allem in den sechziger Jahren sehr stark waren und im Bau des Kohlenkanals ihren Ausdruck fanden (vgl. S. 93). Die hierin liegende Gefährdung der staatlichen Zugehörigkeit ist von der Saarbevölkerung klar erkannt worden, und als einmal im Spiel der Verhandlungen von einem Verkauf der staatlichen Kohlengruben an Frankreich die Rede war, hat die Bevölkerung in einer Willenskundgebung an das französische Volk ihre Verbundenheit mit Deutschland eindeutig zum Ausdruck gebracht. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Saarländer bei einem weniger glücklichen oder erfolgreichen Ausgang der deutschen Einigungskämpfe dem französischen Druck erlegen wären. Auch 1870 setzt Frankreich zum ersten Stoß in der Saargegend an.

Erst nach dem siegreichen Abschluß des Deutsch-Französischen Krieges, als nach dem Frieden von Frankfurt die mittleren Saarländer hinter den lothringischen Schutzwäll zu liegen kamen, hat Frankreich die Hoffnung auf die Erwerbung der Saarländer aufgegeben. Die Saarfrage schied aus der deutschen und französischen Außenpolitik aus. Im Bismarckreich selbst war man so sicher, daß man eine Gefährdung der Früchte des Sieges, erst recht der alten deutschen Lande, nicht für möglich hielt (Tafel 7h).

*f) Die deutsche Westgrenze nach 1919. Das „Saargebiet“  
Zu Tafel 7i*

Nach dem Großen Kriege war die Saarfrage in ihrer ganzen Schwere wieder da. Sorgfältig vorbereitet, stellte Frankreich auf dem Friedenskongreß seine politischen und wirtschaftlichen Forderungen auf ein „Saargebiet“ („Bassin de la Sarre“). Wieder wurde die Saar als Ausgangspunkt für die Erörterung der Rheinfrage, innerhalb derer sie selbst eine besondere Behandlung erfuhr. Die im Vordergrunde stehenden wirtschaftlichen Forderungen hätten ohne besondere Schwierigkeit in irgendwelcher Form sich verwirklichen lassen, auch ohne daß eine nach Sprache, Art und Willen deutsche Bevölkerung 15 Jahre lang der Herrschaft einer wesensfremden, erklärten, nicht der Bevölkerung, sondern dem Völkerbund verantwortlichen Regierungskommission unterstellt zu werden brauchte. Aber gerade darin, daß Frankreich diese Regelung im Ausgleich weitergehender Absichten gegen den heftigen Widerstand Wilsons durchsetzen konnte, zeigt sich, daß die wirtschaftlichen Forderungen nur eine Verschleierung des strategischen und politischen Gesichts der Saarfrage waren (Tafel 7i).

In der französischen Literatur ist immer wieder von den historischen Ansprüchen Frankreichs auf die Saargegend, von der jahrhundertealten Verbindung mit Frankreich die Rede. Demgegenüber beweist unsere Kartenfolge: Frankreich ist erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit kleinen Gebietsteilen an die Saar herangekommen und hat nur kraft des Rechtes, das einem Eroberer gegeben ist, auf deutschem Reichsboden des Herzogtums Lothringen die Festung Saarlouis angelegt. Erst 1766 gingen lothringische Gebietsteile an der Saar, die nur einen Bruchteil des heutigen „Saargebietes“ ausmachen, in französischen Besitz über. Nur von 1801 bis 1814 gehörte das ganze „Saargebiet“ als Teil des deutschen linken Rheinufers dem französischen Staate an. Das Zwischenspiel von 1814/15, das mit seiner willkürlichen Grenzziehung die Gegend von Saarlouis und Saarbrücken betraf, kann

keinen geschichtlichen Anspruch begründen. Gegenüber einer ein Jahrtausend währenden deutschen Herrschaft über deutschen Volks- und Kulturboden an der Saar schrumpfen die Zeiten französischer angemähter Herrschaft auf kleinste Zeitabschnitte zusammen (Tafel 7k).

Das Versailler Diktat hat das „Saargebiet“ für fünfzehn Jahre der deutschen Staatshoheit entzogen und der französischen Beeinflussung überantwortet. Die von Frankreich erstrebte Rheingrenze ist nach der Überspannung der Mittel in den Nachkriegsjahren heute nicht mehr erreichbar. Die Saar ist jetzt als „kleiner Rhein“ für Frankreich wieder Rückzugslinie, militärischer Abschnitt, politische Mindestforderung. Deutschland dagegen hat ein unverlierbares und unveräußerliches geschichtliches Recht auf sein Land an der Saar, das man ihm vorenthält; das deutsche Volk fühlt sich verbunden und zutiefst verpflichtet den Volksgenossen, die, dem deutschen Boden verwurzelt, von deutscher Schicksalsgemeinschaft, Sprache, Gesittung und Kultur geformt, der deutschen Nation ohne jede Einschränkung angehören.

Schrifttum

- Schüle, Aloys:* Frankreich und das linke Rheinufer. Stuttgart und Berlin 1918.  
*Haller, Johannes:* Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen. Stuttgart und Berlin 1930.  
*v. Borries:* Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Westgrenze zwischen den Ardennen und dem Schweizer Jura. Peterm. Mitt. 1915.  
*Oncken, Hermann:* Die historische Rheinpolitik der Franzosen. Stuttgart 1922.  
*Steinbach, Franz:* Geschichte der deutschen Westgrenze. Bonn 1930.  
*Kern, Fritz:* Die Anfänge der französischen Ausdehnungspläne bis zum Jahre 1308. Tübingen 1910.  
*Mommsen, Wilhelm:* Richelieu, Elsaß und Lothringen. Ein Beitrag zur elsäß-lothringischen Frage. Berlin 1922.  
*v. Raumer, Kurt:* Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik. München und Berlin 1930.  
*Oncken, Hermann:* Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges 1870/71. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig 1926.

## 6. Zur Territorialgeschichte der Saarlande

Zu den Tafeln 8, 9 u. 13d

Von Josef Niessen

Die außerordentlich starke räumliche Aufteilung, die uns die Karte der Staatsgebiete am Ende des 18. Jahrhunderts zeigt, entspricht dem geographischen Aufbau der Lande an der mittleren Saar, die in eigenartiger Verzahnung mit den anschließenden Landschaften hinsichtlich der Bodengestalt und der natürlichen Hilfsquellen große Unterschiede aufweisen. Die Unstetigkeit der territorialen Gebilde, die in den zahlreichen Kämpfen eines selbstbewußten Adels, bei den unausgesetzten Erbteilungen, Verkäufen, Verpfändungen, Verleihungen und Entfremdungen immer wieder neue Gestalt gewannen, lassen es geraten erscheinen, im folgenden auf alle Einzelheiten zu verzichten und in der vielgestaltigen Geschichte der zahlreichen Einzelterritorien einige einheitliche Züge herauszustellen und nach allgemeinen Gesichtspunkten die wechselvollen Schicksale dieser politischen Gebilde in ihren Grundlinien zu fassen.

*a) Die Gaugrafschaften an Saar und Blies*

Zu Tafel 13d

Die Verwaltungseinteilung in spätkarolingischer Zeit ist uns im allgemeinen bekannt. Die in den Annales Bertinianni zum Jahre 870 (Vertrag von Meersen) für unsere Gegend genannten *Gaugrafschaften* tragen den Namen von Flüssen und stellen offenbar natürliche Siedlungseinheiten dar: oberer und unterer Saargau, Bliesgau, Niedgau, Albgau. In Urkunden erscheint dann noch der Rosselgau, ein Unterbezirk des Saargaus. Es ist aber nicht möglich, die Grenzen der einzelnen Gau einigermaßen zuverlässig festzulegen (vgl. Tafel 13d und die Aufstellung S. 49).

Verhältnismäßig zahlreich sind die Ortsangaben für den Bliesgau, dessen Grenzen, soweit es sich um die Abgrenzung nach N und O handelt, in den breiten Säumen der pfälzischen Bergwälder und im Köllertaler Wald festliegen und in den kirchlichen Grenzen der späteren Zeit ihre Bestätigung finden. Wie er aber gegen den Obersaargau, den Albgau und den Niedgau abzugrenzen ist, bleibt unklar. Hier helfen auch die kirchlichen Grenzen nicht weiter. Die Häufigkeit gleich- und ähnlich lautender Ortsnamen, die ungleichmäßigen Angaben über die Cauzugehörigkeit der Orte bringen weitere Unsicherheit in die Gaugeographie. „Lestorphen in pago Nidensi“ kann ebenso Linsdorf bei Großtannen wie Lisdorf bei Saarlouis sein. Saarbrücken liegt nach den urkundlichen Angaben einmal im „Saargau, in der Grafschaft des Volmar“, ein anderthalb „in der Grafschaft Habkirchen im Rosselgau“, der seiner-

seits mehrfach zum Bliesgau gerechnet wird. Auch der Versuch, für die Feststellung der Gau die Grafschaftsinhaber heranzuziehen, muß scheitern, weil die Grafschaften sich oft zu mehreren in einer Hand befinden oder bereits geteilt sind und es in keinem Falle sicher ist, ob nicht die Gaubezeichnung als der Name für die Landschaft weiterlebt, nachdem die alte Verwaltungseinheit bereits länger von der „territorialen“ Grafschaft abgelöst ist. Die Unsicherheit in den Gauangaben in Verbindung mit den Grafschaften, deren Inhaber sich nach ihrem Burgsitz nennen, deutet auf frühe und weitgehende Zersetzung der alten Gaugrafschaften. Wir besitzen keine Handhabe, den Übergang von der Gaugrafschaft zur territorialen Grafschaft oder auch das Schicksal der territorialen Grafschaften in der urkundenarmen Zeit des 10. bis 12. Jahrhunderts zu verfolgen. Weder bei der Grafschaft Habkirchen noch bei der Grafschaft Wallerfangen läßt sich ein Zusammenhang mit früheren oder späteren territorialen Bildungen nachweisen, und die Übereinstimmung der Grafschaft Habkirchen mit der Bliesgaugrafschaft oder der Grafschaft Wallerfangen mit der des unteren Saargaus ist nicht zu erweisen. Das völlige Verschwinden dieser Grafschaften in späterer Zeit bestätigt vielmehr die starke Auflösung der unteren Verwaltungsbezirke im alten Königreich Lotharingien, die das in inneren Kämpfen zerstörte Land in spätkarolingischer Zeit und unter den Ottonen zeigt. Unter diesen Umständen muß auch der Versuch, in späteren Gerichtsbezirken für den Bliesgau alte Hundertschafts- oder Landgerichte festzustellen, Bedenken erregen.

*b) Die Anfänge der Territorialbildung. Der Machtbereich des älteren Saarbrücker Grafenhauses*

Zu Tafel 9a

Die gesamten Lande an der Saar gehörten zum Königreich oder Herzogtum Lotharingien und, als dieses in zwei Stücke auseinanderbrach, zu dem oberen Teil. Das Amt eines Herzogs von Oberlothringen entbehrt aber der realen Machtgrundlagen so sehr, daß in großen Teilen des Herzogtums seine Befehlsgewalt nur dem Namen nach bestand. Die von der Reichskirchenpolitik auch in ihren weltlichen Machtgrundlagen geforderten, mit Reichsgut verschwenderisch ausgestatteten kirchlichen Würdenträger waren so stark, daß sie den Einfluß des Herzogs, des amtlichen Vertreters des Königs, sehr beschnitten. Das gilt namentlich für die Gebiete

des Erzbischofs von Trier und des Bischofs von Metz, die im Norden und in der Mitte des oberlothringischen Amtsbezirkes die herzoglichen Befugnisse so einengten, daß das Amt mehr und mehr an Bedeutung verlor und in den Parteikämpfen des Investiturstreites bis auf den Namen verschwand. Im reichsromanischen Gebiet blieb dem Herzogshaus ein geschlossener alodialer Besitz, der in Verbindung mit wichtigen Kirchenvögten der Ausgangspunkt für die spätere Machtstellung der Herzöge von Lothringen geworden ist. Die Besitzungen im deutschen Sprachgebiet, in der Gegend von Bitsch und Wallerfangen, die die Keimzellen des späteren „Deutschen Amtes“ (Bailliage d’Allemagne) wurden, hat der Begründer des zweiten lothringischen Herzogshauses, Gerhard vom Elsaß, zugebracht. Damit gewinnt der Herzog von Lothringen Einfluß an der mittleren Saar.

Doch sind seine Rechte noch ebenso verstreut und zersplittet wie die der übrigen adligen Herren in diesem Gebiete, unter denen die Grafen von Saarbrücken und Saarwerden, von Homburg und Blieskastel, unter sich mannigfach verwandt und verschwägert, eine gewisse Machtstellung sich erworben hatten. Sie treten uns zunächst entgegen als Besitzer mehr oder minder großer alodialer Herrschaften, die sie zu räumlich sehr begrenzten Gerichtsbezirken oft patrimonialer Ausprägung ausgebaut hatten, als Inhaber von Kirchenvögten und Kirchenlehen: Nirgends zeigt sich geschlossener Besitz, und wir können uns die Unbestimmtheit der staatlichen Gewalt in den durch- und nebeneinanderliegenden Herrschaftsgebieten nicht groß genug vorstellen. Nicht gerade häufig sind die Fälle, in denen nur einer Inhaber eines Dorfes, einer Bannherrschaft oder einer Vogtei ist, seltener noch sind mehrere Dörfer zu einer geschlossenen Gebietsherrschaft vereinigt. Häufig aber begegnen uns mehrheitliche Dörfer und Gerichte, die sich teilweise bis zum Ende des alten Reichs gehalten haben. Bei solchen schon rein äußerlich verworrenen Verhältnissen ist, ganz abgesehen von den verfassungsrechtlichen Formen, die Bildung eines Territoriums von einiger Geschlossenheit und Größe ein überaus langwieriger und verzwickelter Vorgang.

Die schon in ihren Anfängen bedeutendste und aussichtsreichste Herrschaft an der mittleren Saar war die der *Grafen von Saarbrücken*. Man hat früher in den Grafen von Saarbrücken, deren Geschlechterfolge mit Sigibert I. (1080) beginnt, die unmittelbaren Nachfolger der Garfen des unteren Saargaus gesehen und auf dem Wege der Namenvergleichung ihre Abstammung vom ardenischen Grafenhaus für sicher gehalten. Die in der Karte (Tafel 9a) niedergelegte Aufarbeitung des leider sehr lückenhaften Urkundenmaterials über den ältesten Familienbesitz, das zur Stütze für die genealogischen Untersuchungen dienen kann, läßt erkennen, daß Beziehungen zu den Ardennengrafen nicht vorhanden sind. Ja, der geringe Besitz des Geschlechtes an der Saar macht es unwahrscheinlich, daß hier der Schwerpunkt und Ausgangspunkt gelegen hat. Die Burg Saarbrücken der Warndt, Wadgassen sind altes Königsgut, das sich später teilweise im Besitz der Kirche befindet. Dagegen weisen die ältesten Besitzungen und Rechte der Familie in das nordöstliche Lothringen, in die Gegend von Geblingen, Mörsberg, Burgalben, Linder und Diermeringen, in die Pfalz um Zweibrücken und Bergzabern, an den Oberheim um Worms und Speyer und ins nördliche Elsaß, wo der Werdische Zweig später die Landgrafschaft erwirkt. Sie liegen durchweg im Gebiet diesesseits der Sprachgrenze, dessen Sonderstellung gegenüber dem westlich anschließenden romanischen Gebiet dadurch deutlich wird.

Der weitverteilte Besitz des Hauses Werd-Saarbrücken schuf manigfache Verbindungen und erklärt die hohe kirchliche Stellung mehrerer der ältesten Mitglieder in Worms und Mainz, die Verwandtschaft mit dem Königshause und den Besitz zahlreicher Kirchenvögten. Auf Grund der Beziehungen der Saarbrücker Grafen zum zweiten lothringischen Herzogshaus, das aus dem Elsaß stammt und gleichfalls in der Gegend von Bitsch und an der mittleren Saar Besitzungen hatte, sind hier gewisse Zusammenhänge zu vermuten. Der Werdische Zweig, dem die älteren Herren von Rixingen und Forbach, von Ochsenstein und Greifenstein entstammen, verliert früh den Zusammenhang mit den Saar-gegenden. (Ihr Einzelbesitz ist in der Karte [Tafel 9a] nicht enthalten.) Das Saarbrücker Haus, dem die Grafen von Zweibrücken, von Hartenberg-Leiningen und von Eberstein (im Schwarzwald) entstammen, war das mächtigste Geschlecht im Raum zwischen dem Rhein, der Mosel und der Sprachgrenze. Wenn es die Möglichkeit zur Bildung eines großen Territoriums auf der Achse der durch die Kaiserlauterner Senke führenden Straße Mainz-Metz nicht ausnutzen konnte, so liegt das an dem privatrechtlichen Charakter der herrschaftlichen Rechte der damaligen Zeit, die unbekümmert geteilt und vererbt wurden. Die Abspaltung der Linien Zweibrücken und Hartenberg-Leiningen vom Gesamthause bewirkte auf die Dauer eine Aufteilung des Macht- und Einfluß-

bereiches. Die am Oberrhein und in der Pfalz liegenden Besitzungen und Rechte wurden größtenteils an diese Nebenlinien abgegeben oder wegen der räumlichen Entfernung an rheinische Adelsfamilien (Boland, Wild- und Rheingrafen) verlehnt. Im folgenden wird die weitere Entwicklung der Grafschaft Saarbrücken, des Kernterritoriums an der mittleren Saar, etwas genauer behandelt (Kap. c) und im Anschluß daran der Anteil der übrigen größeren Territorien an den Saarlanden im Überblick gegeben.

### c) Die Grafschaft Saarbrücken seit 1300 und ihre dynastischen Beziehungen

Zu Tafel 8 und 9b

Die *Grafen von Saarbrücken* behielten ein kleines festgefügtes Gebiet mit den Burgen zu Saarbrücken und Warsberg als Mittelpunkt, dem sich zahlreiche Kirchenvögten anschlossen; sie besaßen die Vogteien über das Familienkloster Wadgassen, dessen Besitzungen uns einen guten Überblick über den Machtbereich des Saarbrücker Gesamthauses geben (vgl. Tafel 11d), über die Stifter St. Arnual, Neumünster, über die Abteien Fraulautern, Herbitzheim und Homburg-St. Avold. Erst im 16. Jahrhundert tritt dazu die Vogtei über die Abtei St. Martin zu Lubeln. Ist vielleicht schon in der Abzweigung von Zweibrücken, das auch die wichtige Vogtei über die Abtei Hornbach erhielt, das Streben nach geschlossenem, übersehbarem und verteidigungsfähigem Besitz zu erkennen, so wird diese Arrondierungspolitik vollends deutlich, als Zweibrücken seit der Mitte des 13. Jahrhunderts seine an der Saar gelegenen Besitzungen auszutauschen beginnt und schließlich mit der Übertragung seiner Lehen in Saargemünd, Linder und Mörsberg (Marimont) an den Herzog von Lothringen das günstiger gelegene Bitsch erwirbt. Zweibrücken wendet sich damit von der Saar ab und dem Rheine zu und knüpft schon bald die Beziehungen zu den Pfalzgrafen. Saarbrücken, das seinerseits die Verbindungen zum Rhein hin löst, wendet seinen Blick den westlichen Nachbarn zu und sucht hier weitere Ausdehnung und Machtzuwachs. So ist denn Anknüpfung dynastischer Beziehungen des saarbrückischen Grafenhauses zu Lothringen, Bar, Apremont, Vaudemont, Falkenberg u. a. und endlich die Begründung des Hauses Saarbrücken-Commercey die ganz natürliche Folge einer längeren Entwicklung.

Die Hinneigung der Saarbrücker Grafen aus dem Hause Commercey zu französischem Wesen, der Eintritt in die Dienste des Königreichs, der den tatkräftigen und waffenkundigen Männern Ehre und Sold brachte, sind eine zeitlich bedingte Erscheinung. Merkwürdig benutzten die Grafen die reichen Einkünfte aus dem französischen Dienst auch zum Ausbau und zur Erhaltung ihrer deutschen Stellung. Beim König war Schutz zu finden gegen die Ausdehnungsbestrebungen des Herzogtums Lothringen, das nach Überwindung der großen Schwächeperiode des 12. Jahrhunderts im Raum zwischen Metz und Trier vorzustoßen begann. Noch 1275 hatte der Graf von Saarbrücken mit dem Herzog von Lothringen im Blieskasteler Streit gemeinsam gegen den Bischof von Metz gekämpft, der die Selbständigkeit seiner Grafschaft bedrohte. Bald darauf hatte er sich gegen den lothringischen Druck zu wehren. Die Verbindung des Grafen Johann I. von Saarbrücken-Commercey mit Erzbischof Baldwin von Trier, die ihm gegen die Abtretung des als Stützpunkt gegen die lothringische Schaumburg wichtigen St. Wendel außer einer großen Geldsumme trierische Lehen in Mettlach, Orscholz, Udern, Hamm a. Mosel, Osann und im Idarbann, dazu den Spiemont und das Dorf Linxweiler eintrug, ist aus dem gemeinsamen Gegensatz zum Herzog von Lothringen entstanden. Auch die Einkünfte, die Graf Johann II. als Pensionär des französischen Königs hatte, wurden großenteils zur Stärkung der Stellung an der Saar und zum Ausbau eines großen Lehnshofes verwendet. Dieser Lehnshof, der durchweg aus deutschen Lehnsmannen sich zusammensetzte, ist der beredteste Ausdruck der Machtstellung, die die Grafen von Saarbrücken im 14. Jahrhundert noch hatten. Auf die Dauer aber waren die zahlreichen Burgmannen, deren die Grafen zur Ausübung des Geleitsrechts auf den großen Straßen, die bei Saarbrücken sich trafen, und zur Wahrnehmung der Schutzrechte in den zahlreichen Kirchenvögten bedurften, dem Besitzstand der Grafschaft gefährlich. Die hohen Lehnshabgaben an die Herren von Warsberg, von Kerpen, von Fleckenstein, von Soettern, von Dagstuhl, um nur die wichtigsten zu nennen, waren eine schwere Belastung für die Grafschaft, die, als die französischen Einnahmen ausblieben, schnell an Bedeutung verlor.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts nahm Saarbrücken die dynastische Verbindung mit den Rheingegenden wieder auf. Die Vereinigung der Häuser Saarbrücken und Nassau (vgl. Tafel 9b) erwies sich in der Folgezeit als überaus nützlich, wenn auch über die Herrschaften Kirchheim und Stauf, Jugenheim und Alsenz eine

unmittelbare Landverbindung nicht mehr zu erreichen war. Auch das wichtige Homburg an der Straße Mainz—Saarbrücken kam als Wachstumsspitze für ein weiteres territoriales Vordringen ebenso wie in Frage wie das Pfandlehen an der Sickingischen Burg zu Landstuhl. Im 15. und 16. Jahrhundert geriet die Grafschaft Saarbrücken erneut in schwerste Bedrängnis von W her. Das Herzogtum Lothringen gab den französischen Druck, der auf seinen westlichen Grenzen lastete, nach O weiter und suchte hier seine Widerstandskraft zu verstärken. Im Einklang mit einer umfassenden Arrondierungspolitik steht eine zielbewußte Territorialpolitik, die nach westlichem Vorbild Lehnsherrschaft in Landesherrschaft wandelt, wobei hier allerdings weniger der Landesherr als der mit gesamtstaatlichen Aufgaben betraute einheimische Adel die treibende Kraft gewesen ist (vgl. S. 47). Den Grafen von Saarbrücken gelingt es zwar noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts, durch Heirat die *Grafschaft Saarwerden* dem lothringischen Zugriff zu entziehen und damit die Umklammerung der Vogtei Herbitzheim und das Eindringen Lothringens in den Rücken der saarbrückischen Stellung (Illingen) zu verhindern. Aber gerade der Streit um Saarwerden belastet das Verhältnis von Lothringen und Saarbrücken für lange Zeit. Lothringen wird der „unfreundliche Nachbar“, der jede Gelegenheit benutzt, sein Übergewicht geltend zu machen. Saarbrückens Verluste vermehren sich, als zu den machtpolitischen die konfessionellen Gegensätze treten. Zwar gelang es den Grafen von Saarbrücken, die Stifter St. Arnual und Neumünster zu säkularisieren und die in der „Grafschaft“ gelegenen Besitzungen und Rechte an sich zu ziehen, dafür gingen aber die Vogteien über die katholisch gebliebenen Abteien und Klöster nach und nach restlos an Lothringen verloren (s. S. 51), und in den langwierigen Austauschverhandlungen gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hat Saarbrücken weitere empfindliche Verluste erlitten: in Bolchen, Fremmersdorf a. d. Saar, bei Herbitzheim, Wiesweiler, im weiteren Warndtgebiet (vgl. Tafel 9 c) und bei Dieuze. Im allgemeinen aber kam der westliche Vorstoß an dem saarbrückischen Kern zum Stehen. Weder Lothringen noch auch später Frankreich hat die Abwehrstellung, welche die Grafen von Nassau-Saarbrücken als Vorposten eines südwestdeutschen Territorialblocks an der mittleren Saar, in Saarbrücken und Saarwerden, bezogen hatten, überwinden können. Die mittlere Saar blieb deutsch.

*d) Die übrigen Territorien an der mittleren Saar  
(Erzstift Trier, Pfalz, Lothringen)*

Zu Tafel 8

Das Bild, das wir von der politischen Entwicklung des Kerngebietes an der mittleren Saar gewinnen, läßt erkennen, daß die aus ihm vorstoßenden machtpolitischen Kräfte verhältnismäßig schwach waren und Anlehnung zunächst im Westen, später aber im Osten suchen mußten, daß ferner von den Randgebieten her ein starker politischer Druck vorhanden war, der in der politischen Gestaltung wirksam geworden ist.

Trier hatte im Gebiet der mittleren Saar schon früh nachweisbare Besitzungen, sie jedoch zunächst nicht territorialpolitisch ausgewertet. Die Gewinnung von Luxemburg im Anschluß an die St. Maximiner Besitzungen ist lange Zeit das Ziel des territorialen Strebens der Trierer Erzbischöfe gewesen; seit der Erwerbung von Koblenz und der Grafschaft Marienfels auf der rechten Rheinseite richten sie ihren Blick einseitig auf die Verbindung der getrennt liegenden Besitzstücke auf der Moselachse. Erst nachdem die Kämpfe mit Luxemburg abflauten, als die Verbindung von Trier und Koblenz vollzogen war, erfährt der Raum südlich von Trier mehr Aufmerksamkeit. Die Reste des Trierer Besitzes lassen das Vorgehen noch deutlich erkennen. Aus dem Hochwald heraus schob sich Trier an die Nahe heran, gewann den Idarwald und das Öffnungsrecht in Oberstein und versuchte von hier aus auf die Verhältnisse an der Saar Einfluß zu gewinnen, insbesondere die kleineren Territorialherren an der Saar zu einem Bund gegen Lothringen zusammenzuschließen. Nach sorgfältiger Vorbereitung stieß dann Baldwin von Trier gegen die lothringische Stellung im Saartal und bei Tholey vor. Er nutzte die Geldverlegenheit des Bischofs von Metz und den Familienzwist im Hause Finstingen zum Erwerb der Herrschaft Blieskastel aus, veranlaßte den verbündeten Grafen von Saarbrücken, ihm den Stützpunkt St. Wendel zu überlassen, um dann den Herzog von Lothringen zur Anerkennung älterer, fast überdeckter trierischer Rechte zu zwingen. Nach langem Widerstand bekanntete sich dieser nach einem Spruch des Trierer Manngerichts als Lehnsmann für Burg und Stadt Siersck, Lummerfelden (Lubeln?), Berus, Dahlem, Siersberg, Wallerfangen, Felsberg, einen Teil von Montclair und Merzig und verzichtete ausdrücklich auf Schwarzenberg, Büschfeld, Motten, St. Wendel, Perl und Oberleuken.

Diese letzten Gebiete finden wir noch im 18. Jahrhundert im Trierer Besitz oder in der Hand der Ritterschaft, die sich erst im 16. Jahrhundert von Trier trennte. Die Lehnsherrschaften, die Erzbischof Balduin in kraftvoller Entfaltung seiner Macht neu knüpfte, zerrissen unter seinen schwächeren Nachfolgern wieder und gerieten in Vergessenheit. Mit den Herzögen von Lothringen wurde ein Ausgleich gefunden, als das Schwergewicht des Trierer Territoriums sich mehr und mehr zum Rheine hin verlagerte. Doch zeigt der ausgefranste Südrand des Trierer Gebietes ebenso wie die vielfach vorhandenen Unklarheiten in den Herrschaftsrechten und die zahlreichen kleinen selbständigen Territorien, daß die Kräfte des Herzogs und des Kurfürsten sich hier die Waage hielten. Blieskastel, das weitab vom Trierer Hauptblock zu starke Kräfte des Trierer Territoriums band, wurde von Trier wenig beachtet, zunächst mehrfach verpfändet, endlich der Familienpolitik der Kurfürsten dienstbar gemacht und selbständige Reichsherrschaft der Grafen von der Leyen.

Der stärkste Gegenspieler der Trierer Erzbischöfe beim Vordringen in den Nahgegenden und an die Kaiserslauterner Straße war der *Pfalzgraf*, der von seiner zentralen Lage am Main- und Neckarmündung aus nach allen Seiten hin sein Einflußgebiet vorschob. Besonders kräftig drängte er in den Hunsrück vor. Hier aber stand ihm eine geschlossene Macht entgegen, die bereits wichtige Punkte besetzt hatte und nur mehr die Angliederung einiger unzusammenhängender Gebiets herrschaften (Teile von Veldenz und Sponheim) ermöglichte. Mit der Erwerbung des wichtigen Kaiserslautern an der Reichsstraße Mainz—Metz (1357) hat die Pfalz die Leitlinie für ein Vordringen westwärts in das Flußgebiet des Blies erhalten, das aus dem Saar-Nahe-Bergland kräftig unterstützt werden konnte. Durch Kauf sicherte sich der Pfalzgraf von dem verschuldeten letzten Sproß der Walramischen Linien des Herzogshauses von Zweibrücken den quer über die Straße gelagerten Hauptstock des Gebietes mit Hornbach, Zweibrücken und Bergzabern und erhielt bereits 1387 westlich anschließende Gebiete, die als Reichslehen heimgefallene Herrschaft Kirkel mit dem „Limbacher Geleit“. Zu einer geschlossenen Verbindung dieser in den Hunsrück und den Westrich vorgeschnobenen Besitzungen reichten die Machtmittel der Pfalz nicht aus. Die Pfalzgrafen haben, ähnlich wie Trier es bei Blieskastel tat, diese Außenbezirke für die Familienpolitik, in diesem Falle zur Ausstattung jüngerer Söhne verwandt, dabei aber die Fäden zum Hauptblock nicht abreißen lassen und dadurch den Bestand der Gebiete und einen besseren Ausbau der Herrschaftsrechte gesichert. Das 1449 erworbene wichtige Homburg haben sie zwar bald wieder als Heiratsgut einer Tochter den Grafen von Saarbrücken überlassen, dagegen das von den Grafen von Saarwerden gegründete Kloster Wörtsweiler dem Grafen von Saarbrücken als den rechtmäßigen Erben vorerhalten. Gegen 1750 hat Pfalz-Zweibrücken das mittlerweile entfestigte und wertlos gewordene Homburg im Austausch gegen das etwas abgelegene Bexbach zurückgehalten und am Ende des 18. Jahrhunderts das früher lothringische Amt Schaumburg gewonnen (vgl. u. S. 48). Im allgemeinen hat aber die Pfalz an dieser Stelle ebenso wie die ersten Grafen von Zweibrücken stärkere Verbindung zum Rhein hin behalten, eine geschichtliche Tatsache, die in der Ausbildung eines eigenen bayrischen Pfalzgebietes im 19. Jahrhundert wieder wirksam geworden ist.

Die Anfänge des *Herzogtums Lothringen* haben wir oben bereits angedeutet (vgl. S. 43f.). Der Besitz, den Gerhard vom Elsaß dem Herzogtum Lothringen im deutschen Sprachgebiet zubrachte, scheint zunächst recht schwach gewesen zu sein. Bitsch und eine Gebietsherrschaft bei Saargemünd sind uns als Ausgangspunkte bekannt. Die Besitzungen zwischen Saar und Mosel sind wohl teilweise aus luxemburgischen Beziehungen gewonnen worden. Entlang dem Lauf der Nied, in der Bucht zwischen dem Warndt und den von Trier gehaltenen Ausläufern des Rheinischen Schiefergebirges, in Wallerfangen, Siersberg, Felsberg saß Lothringen auf trierischen Lehnstücken an einem wichtigen Stück der mittleren Saar und hielt hier die Verbindung mit den Vogteien über alten Metzer und Verduner Kirchenbesitz im Gegend von Tholey und St. Wendel. Die Hauptburg dieses Gebietes, die Schaumburg, spielte bereits eine große Rolle in den Kämpfen, die sich an den Versuch des Herzogs, von Bitsch aus Blieskastel zu erwerben, anschlossen. Als er fehlschlug, sah sich Herzog Friedrich III. veranlaßt, auch das abgelegene Bitsch gegen die zweibrückischen Rechte in Saargemünd, Mörsberg und an den wirtschaftlich wichtigen Salinen von Linder einzutauschen. Die Oberlehnrechte in Bitsch behielt er sich aber vor. Die Arrondierung des Besitzes um Saargemünd und die Stellung nördlich von Saarbrücken auf dem Gau und an der Saar setzte die Besitzungen des Grafen von Saarbrücken im weiteren Warndtgebiet unter starken Druck. Der alte, vielleicht allodialen Burg in Altwersberg erstand in der lothringischen Lehnburg Neu-

warsberg ein so starkes Gegengewicht, daß Saarbrücken zur Aufgabe seiner Burg gezwungen wurde. Damit beginnt die allmähliche Auflösung der auch im Vorgelände liegenden gräflichen Rechte die erst ihr Ende erreicht, als Saarbrücken auf das engere Waldgebiet des Warndt zurückgeworfen ist.

*e) Die geschichtliche Stellung des Warndtgebietes*  
Zu Tafel 9c

Wenn im folgenden die territorialen Veränderungen im Warndtgebiet (Tafel 9c) etwas näher betrachtet werden, so geschieht das, weil wir damit auch Gelegenheit erhalten, den inneren Gründen der Verschiebungen nachzugehen und das Wesen der staatlichen Kräfte zu erkennen, die hierbei eine treibende oder eine beherrschende Rolle spielten. — Der große Warndtwald, der im Norden bis Berus, im Süden bis Forbach und St. Avold reichte, im Osten vom Saartal, im Westen vom Niedfluß begrenzt wurde, war ein alter Königsforst. Zu ihm gehörte der Königshof Wadgassen, den 1080 der Graf Siegbert von Saarbrücken von König Heinrich IV. mit den zugehörigen Forsten und Jagden zum Geschenk erhielt. Mit ihm in Verbindung stand die Burg Saarbrücken, die, als Reichslehen im Besitz des Bistums Metz, von diesem an die Grafen von Saarbrücken weitervergab war. In der Burg Alt-warsberg haben wir den zweiten Mittelpunkt der gräflichen Machtstellung zu erblicken. Ham, Gertingen und Falk sind die zugehörigen Ortschaften. Von hier aus wurde die Vogtei in Homburg-St. Avold und in der Mettlacher Meierei Hollingen-Valmünster wahrgenommen, die bereits im 12. Jahrhundert sich im Besitz der Saarbrücker Grafen befanden. Verstreuter Besitz lag im ganzen Vorgelände im Anschluß an das Geblinger Tal und Herbitzheim. — Der Einbruch des Herzogtums Lothringen in die geschlossene saarbrückische Warndtstellung erfolgte an einer wichtigen Stelle schon verhältnismäßig früh. Als Hauptvogt der Mettlacher Besitzungen im Niedtal (vgl. Tafel 11d) beanspruchte es das Lehnrecht in Hollingen und das mit Valmünster verbundene Jagdrecht in dem „Kreuzwald“ genannten Teil des Warndt. Ein Ausgleich der beiderseitigen Ansprüche scheint dadurch eingetreten zu sein, daß Saarbrücken seine Rechte Lothringen zu Lehen auftrug und mit der Lehnshoheit zurückerhielt. Damit war an den tatsächlichen Verhältnissen wenig geändert, nur der rechtliche Charakter gewandelt, was sich erst später fühlbar auswirkte.

Der Warsberger Besitz begann bereits abzubrockeln, als die Zweibrücker den Rückzug von der Stellung an der Saar antraten. Ihr Anteil ging an einen der Burgleute über, der die Burg Neu-warsberg erbaute (1262) und sie, nachdem er von der zweibrückischen Lehnspflichtigkeit ledig geworden war, dem Herzog von Lothringen zu Lehen auftrug, um nun zwischen Saarbrücken und Lothringen seine Eigenstellung zu begründen. 1283 erworb dann Lothringen das Burglehen, das Boehm von Warsberg, der Ahnherr der Familie Dagstuhl, von der Gräfin Lauretta von Saarbrücken in Alt-warsberg zu Lehen trug. 1427 versuchte Saarbrücken durch Ankauf eines Erbenanteils an Alt-warsberg und Gertingen seinen entfremdeten Rechten wieder Anerkennung zu verschaffen. Als dann aber in einer innerlothringischen Fehde beide Burgen zerstört wurden und Metz daraufhin auf seine Oberherrschaft daran zugunsten von Lothringen verzichtete, ging der ganze Besitz trotz heftigen Widerspruchs den Grafen von Saarbrücken verloren, einschließlich der Teile des Warndts, die als Zubehör zur Burg galten. 1614 erscheint die Familie derer von Warsberg noch als Inhaber saarbrückischer Lehenstücke in Leidlingen und Ihn.

Auch in das geschlossene Recht an der Vogteiherrschaft Homburg-St. Avold, dessen Hochvogtei dem Bistum Metz zustand, legte das Ausscheiden der Zweibrücker die erste Bresche dadurch, daß sie die Untervogtei an die Herren von Dorsweiler, die Ahnherren der Herren von Kriechingen, abtraten. Immerhin blieb hier die saarbrückische Stellung gefestigt, bis das Bistum Metz zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Hälfte der Hochvogtei den Herzögen von Lothringen verpfändete, dieses die Pfandschaft an einen Zweiten weitergab und das Einführungrecht an einen Dritten verpfändete. An sich war das Vogteirecht der Grafen von Saarbrücken dadurch nicht berührt. Sie haben aber die Gefahr erkannt, die in den lothringischen Pfandschreien lag, zumal sie gerade damals in den Ansprüchen Lothringens auf die 1527 ererbte Grafschaft Saarwerden die Wucht des lothringischen Vorstoßes verspürten. Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken hat deshalb 1551 den Bischof von Metz dazu gebracht, ihm die andere Hälfte der Hochvogtei zu verpfänden und die Verwaltung zu übergeben. Er hat dann seinerseits seine Vogteirechte den bisherigen Untervögten, den Herren von Kriechingen, als Afterlehen abgetreten. Gleichzeitig hat er, als der machtpolitische Gegensatz zu Lothringen mehr und mehr offenbar wurde, seine Stellung im Vor-

gelände weiter verstärkt: mit der Grafschaft Saarwerden war den Grafen von Saarbrücken das Einführungrecht an der Pfandschaft Bolchen und den Dörfern Helsdorf und Ottendorf zugeschlagen, durch Kauf erlangten sie die Herrschaft Büdingen mit Laningen und Fremersdorf, die Herrschaft Helflingen und endlich mit Zustimmung des Kaisers die Vogtei über den ausgedehnten Besitz der Abtei Lubeln, die sich den lothringischen Hoheitsansprüchen entziehen wollte.

Als dann aber zu Beginn der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts feststand, daß die Grafschaft Nassau-Saarbrücken in die Hände der protestantischen Weilburger Hauses übergehen würde, erhöhte die saarbrückische Machtstellung links der Saar ihren heftigsten und entscheidenden Stoß. Lothringen wußte den Bischof von Metz, ein Mitglied seines Hauses, zu bereden, dem Herzog Heinrich von Guise-Lothringen nach Auslösung aller Pfandschaften die Hochvogtei über die Herrschaft Homburg-St. Avold als Erblehen zu überlassen (1572). Daß Frankreich hinter diesen Vorgängen stand, wurde erst bekannt, als Herzog Heinrich 1581 die Herrschaft an den Herzog von Lothringen verkauft und die mit Frankreich bereits abgeschlossenen Kaufbriefe dem Kaiser auslieferete. Nur die Trübung des Verhältnisses zwischen Heinrich von Guise und dem französischen König, eine Episode in den französischen Bürgerkriegen, hat es verhindert, daß Frankreich sich schon damals an der Heerstraße Metz-Mainz in der Nähe der Saar festsetzte und auch hier einen Unruheherd schuf. Nassau-Saarbrücken wurde gezwungen, auf seine Pfandschreie von 1551 zu verzichten und behielt nichts als die Lehnshoheit über die an die Kriechinger weiterverlehnte „Erbkastenvogtei“, die es noch 1680 geltend machte.

1581 wurde Saarbrücken weiter zurückgedrängt: nach erbitterten Verhandlungen mußte es sich dazu verstehen, zugunsten Lothringens auf die Rechte an der Herrschaft Bolchen, die Vogtei von Lubeln und Fraulautern, die Dörfer Gänslingen und Dommenheim b. Dieuze, Richlingen und Hanweiler b. Bitsch, Bliesber singen und Bliesmengen, Fremersdorf und Mechern an der Saar, Hülzweiler und Griesborn und endlich auf das zwischen der Herrschaft Berus und dem Warndt gelegene Merten zu verzichten, ohne dafür einen entsprechenden Gegenwert zu bekommen. Im 17. Jahrhundert gingen weitere Stücke teils an Lothringen, teils an Kriechingen verloren: Hollingen-Valmünster, von dessen Gebiet bereits bedeutende Stücke an Bolchen und Berus abgegeben waren, die Herrschaft Helflingen, die Herrschaft Büdingen, die an Kriechingen verkauft wurden. Saarbrücken behielt noch das Kernstück des Warndts, der damals der Besiedlung und der Glasindustrie erschlossen wurde.

*f) Die innere Entwicklung der Territorien seit dem Ausgang des Mittelalters. — Der Geltungsbereich des Reichskammergerichts*

Zu Tafel 9d

Im machtpolitischen Kampfe war Saarbrücken den lothringischen Anstrengungen nicht gewachsen gewesen. Für die Wahrnehmung des Amtes als Kirchenvogt kam der evangelische Graf aus grundsätzlichen Erwägungen heraus nicht mehr in Frage. Aber nicht nur diese allgemeinen Tatsachen sind für das Zurückweichen Saarbrückens entscheidend, die *Wandlung in den staatsrechtlichen Anschauungen* spielt eine ebenso bedeutsame Rolle. Die Rechte der einzelnen Territorialherren lagen oft in buntestem Gemenge nebeneinander. Nur ein Beispiel: Sulzbach war im 15. Jahrhundert vierherrig; beteiligt waren mit Lehen die Herren von Hunolstein, Kerpen, Sötern und Sulzbach. Die Kohlgruben waren so geteilt, daß ein Viertel dem Grafen von Nassau-Saarbrücken zustand, ein Viertel dem Herzog von Lothringen und Nassau-Saarbrücken gemeinsam, ein Viertel den Wellenschlegern und ein letztes Viertel Nassau-Saarbrücken und Ottweiler, und zwar wieder geteilt zu einem Drittel und zwei Dritteln. Solange die Wahrnehmung von Hoheitsrechten, auch der Gerichtsrechte, vorzugsweise als finanzielle Einnahmegquelle, als eine Art Domäne betrachtet wurde, deren Summe entscheidend war für Hofhaltung und Macht, bot das Nebeneinander von Rechten = Einkünften außer Schwierigkeiten bei der Erhebung keine allzu großen Nachteile. Als aber dann im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts der Begriff der Landeshoheit eine schärfere Prägung erfuhr, war eine Bereinigung dieser verworrenen Verhältnisse eine unbedingte Notwendigkeit. Sie fand überall statt und führte notwendig zu einer Konzentration auf bestimmte Gebietsherrschaften unter Aufgabe von weniger wichtigen Außenposten.

Bei gleichartigem Recht war ein billiger Ausgleich zu finden. Schwieriger aber war eine Auseinandersetzung mit dem Herzogtum Lothringen, das im Laufe der Entwicklung unter westliche staatsrechtliche Anschauungen geraten war. Die Vereinheitlichung des

Gewohnheitsrechts in den Coutumes Lorraines, deren Auslegung und Handhabung nach römisch-rechtlichen Grundgedanken hatte hier allmählich und fast unmerklich unter Beibehaltung der äußeren Formen das Staatsrecht, insbesondere auch das Lehnrecht, gewandelt. Die seigneuriale Gerichtsbarkeit blieb bestehen, aber ihre Bedeutung wurde ausgehöhlt von der sicher und schnell arbeitenden Rechtsprechung der Beamtengerichte, die sich allmählich auch überordneten. Den Abschluß bezeichnet in Lothringen die Verdrängung des uralten ritterschaftlichen Assisengerichts durch die Cour souveraine, die als französische Einrichtung aus der langen Zeit der Kriegsbesetzung (1642–61, 1670–98) übernommen wurde.

Die Wirkung der Entwicklung eines neuen Suzeränitätsbegriffes, der eine straffere Handhabung der Lehnsoberhoheit mit sich brachte, ist auf Schritt und Tritt zu beobachten. Es liegt durchaus in dieser Richtung, wenn 1566–71 die Bewohner von Völklingen, wohl nicht ohne Einfluß von außen, sich beim Bischof von Metz als ihrem Oberlehnsherrn und Souverän über die ihnen vom Grafen von Saarbrücken auferlegten Fronden beklagen und die Beamten des Bischofs sich für berechtigt halten, den Gerichtszwang und die Landeshoheit für ihren Herrn zu beanspruchen und die Einwohner von ihrer Gehorsamspflicht gegen ihren bisherigen Landesherren zu entbinden. Überall werden lockere Lehnsbindungen wieder neu geknüpft, verschollene Abhängigkeiten wieder hergestellt, Rechte und Einkünfte beschneit, Lasten gesteigert. Die Handhabung eines gleichmäßigen Besteuerungsrechts und der Gerichtsaufsicht, Eingriffe aller Art in die wohlerworbenen Rechte der Lehnsträger, Steigerung der Ansprüche gegenüber dem Partner an einer Gemeinherrschaft führen zu Unsicherheit und Besitzverkümmern. Rücksichtslos hat der Herzog von Lothringen seinen Lehnsträgern gegenüber die Landeshoheit behauptet, möchten sie noch so viele Einzelrechte in der Hand halten. Jede günstige Gelegenheit wurde genutzt. Als einer der Erben von Bitsch, der Graf von Hanau-Lichtenberg, beabsichtigte, „als des Reiches Graf, der nur mit der Lehenshaft Lothringen zugethan, sonst aber niemand andern als dem h. Reich mit der Hochheit und Superiorität unterworfen were“, in diesem Gebiete die Reformation einzuführen, weiß der Herzog das diesen Eingriff „in unser Land und Provinz“ auf Grund der lehnsherrlichen Rechte zu verhindern. Er behauptet, als Lehen sei Bitsch seiner Landeshoheit unterworfen und die Untertanen zur Errichtung von Landsteuern und zur Leistung von Fronden verpflichtet. Hält man dem gegenüber, daß die Herren von Eltz und der Graf von Saarbrücken als Pfandherren von Blieskastel daselbst die Reformation einführen könnten (s. S. 52), daß die von Saarbrücken zu Lehen gehende Herrschaft Hütersdorf trotz der noch 1577 ausgestellten Lehnssreserve bereits 1571 als souveränes ritterschaftliches Gebiet der Herren von Hunolstein galt, daß die Herren von Kerpen ihren Lehnssitz in Illingen und Ruhlingen-Lixingen als selbständige reichsritterschaftliche Gebiete halten konnten, daß endlich der Äbtissin von Fraulautern wegen der Hochgerichtsbarkeit in Schwarzenholz gegenüber der von der Grafschaft Saarbrücken geltend gemachten „Schirmgerechtigkeit“ die Landeshoheit „mit allen ankliebenden Rechten und Gerechtigkeiten“ vom Reichskammergericht zugesprochen wurde, dann wird der Unterschied zwischen der deutschen und der westlichen Auffassung vom Wesen und den Grundlagen der Landeshoheit deutlich. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die gesetzliche Auffassung bezüglich der Auswirkungen des Lehnrecht des Reichskammergericht beschäftigt und war für den Herzog von Lothringen mitbestimmend geworden, bei der Neurordnung der staatsrechtlichen Stellung seines Landes zum Reich im Jahre 1542 die Entlassung aus dem Reichslehnsverband zu betreiben. Er mußte aus territorialpolitischen Gründen Wert darauf legen, daß die weiterher Spruchpraxis des Reichskammergerichts in lehrrechtlicher Hinsicht seinen straff aufgebauten Lehnskörper nicht zerstörte und die Schaffung eines einheitlichen Staatsgebildes verhinderte. Andererseits war das Reichskammergericht den noch selbständigen Gebieten eine starke Stütze. Das schroffe Vorgehen der lothringischen Herzöge, ihre Auslegung des Lehnrecht, fand namentlich in den östlichen Randgebieten des Herzogtums, die allmählich stärker in den Bereich der lothringischen Ausdehnungsbestrebungen gerieten, teilweise schärfsten Widerstand. Zahlreiche Beschwerden beim Oberhessischen Kreisdirektorium, beim Kaiser und beim Reichstag, dem der Herzog nach wie vor als Stand angehörte, Klagen beim Reichskammergericht, das auch für das Herzogtum in Landfriedenssachen zuständig blieb, und beim Reichshofrat weisen darauf hin. Die Grafen von Saarbrücken, die Herren von Eberstein-Frauenberg, von Leiningen-Rixingen, die Wild- und Rheingrafen als Herren von Mörchingen, die Grafen von Salm und Kriechingen, selbst der Prinz von Vaudemont, der Sohn des Herzogs, als Herr von Bitsch kämpfen vor dem Reichs-

kammergericht um ihre Selbständigkeit, ihre Reichsumittelbarkeit und gegen die Überspannung der lehnsherrlichen Ansprüche (vgl. Tafel 9d). Sie hatten nicht immer Erfolg; denn die Rechtsprechung des Reichskammergerichts war langsam und nicht gleichmäßig. Sie gründete sich auf die „Landsbräuche“, das Gewohnheitsrecht, das hier in einem Übergangsgebiet zwischen zwei größeren Territorialkomplexen nicht einheitlich und daher dem ausgeklügelten und festgefügten westlichen Recht nicht immer gewachsen war. Immerhin hat das Reichskammergericht nach anfänglichem Schwanken die Grafschaft Saarwerden dem Reiche als unmittelbare Herrschaft erhalten, den Grafen von Salm die Abtei Senones zurückgeführt, der Reichsgrafschaft Kriechingen einige versprengte Stücke ihres umfangreichen Besitzes als unabhängige Territorien bewahren können. Auch in der anschließenden Saargegend hat es das deutsche Recht gestärkt und die Anwendung westlicher staatsrechtlicher Normen zu verhindern gewußt. Selbst Lothringen hat, von Frankreich in seiner Existenz bedroht, mit dem Reiche wieder engere Verbindung zu knüpfen gesucht und war längere Zeit bereit, aus dem deutschen Teilen seines Gebietes ein reichsunmittelbares Herzogtum Saarland zu errichten. Hier war auch die Stelle, an der sich der Kampf zwischen westlichen und deutschen Verfassungseinrichtungen berührte und eine Übergangs- und Ausgleichszone entstand.

Damit war der Zerstörung des deutschen Rechtes ein Damm entgegengesetzt. Die Verbreitung und Anwendung römisch-rechtlicher und französischer Rechtsgrundsätze und -auffassungen, wie wir sie im Anfangsstadium bei der Rechtsvereinheitlichung in Lothringen beobachten, wie sie Frankreich jeweils in Besatzungszeiten planvoll vorbereite oder auch als Vorstufe zur endgültigen politischen Durchdringung und Eingliederung durchführte, fand am Reichskammergericht die stärkste Gegenwehr. War seine Rechtsprechung auch wegen der Umständlichkeit des Verfahrens und der Schwierigkeiten bei der Exekutive mehr auf die Verteidigung eingerichtet, so beweist die Tatsache, daß das deutsche Recht selbst auf lothringischem Boden nur langsam und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nie völlig zurückgetreten ist, in allen übrigen Saarterritorien aber voll in Geltung blieb, den Wert dieses Widerstandszentrums für den deutschrechtlichen Charakter der Lande an der Saar. Wie Frankreich dieses Hemmnis bewertete, zeigt die wutvolle Zerstörung des Reichskammergerichtsgebäudes und die Verschleppung der die westlichen Grenzlande betreffenden Akten bei der Brandschatzung der Stadt Speyer im Jahre 1688.

#### g) Die Grenzverhandlungen mit Frankreich im

18. Jahrhundert

Zu Tafel 8

Im Laufe des 18. Jahrhunderts rückte Frankreich in die Stellung Lothringens ein, nachdem es schon 1661 in Fremersdorf und Siersdorf, 1680 in Saarlouis an der Saar dauernd Fuß gefaßt hatte. War bei dem Herzogtum Lothringen als einem Staat im deutschen Reichsverband ein Zusammenleben mit anderen deutschen Territorien auch in engerer Gemeinschaft dadurch möglich, daß man an die bestehenden Verhältnisse nicht rührte oder sie mit Hilfe der ausgleichenden Tätigkeit der Reichsbehörden ordnete, so war ein solches freundnachbarliches Zusammenleben nicht mehr möglich, seit nach dem Übergang der lothringischen Gebiete an Frankreich (1737 bzw. 1766) keine gemeinsame Plattform mehr bestand, auf der Streitfragen rechtlich entschieden werden konnten. In Würdigung dieser Sachlage war bereits bei Abschluß des Wiener Friedens im Jahre 1735 die Notwendigkeit einer klaren Grenze zwischen deutschem Reichs- und französischem Staatsgebiet erkannt und die Anregung zur Einleitung von Grenzausgleichsverhandlungen gegeben worden. Es hätte nun nahe gelegen, das Reich mit dieser schwierigen Aufgabe zu betrauen; doch wußte Frankreich eine Generalbereinigung von oben her zu verhindern und im Art. 4 des Vertrages zu erreichen, daß Grenzverhandlungen mit den einzelnen Territorialherren vorgesehen wurden. Die Grenze, die auf der Strecke von der Mosel bis an die Saar bei Bübingen nahezu dreimal so lang war wie die Luftlinie, war vom Gemeinherrschaften und Gebietssplittern durchsetzt. Wenn Frankreich die Verhandlungen trotz der offen zutage liegenden Verwaltungs- und Zollschwierigkeiten auf die lange Bank schob, so ist darin die Absicht zu erkennen, die aus der Verquickung der Hoheitsrechte sich ergebenden Reibungen zu politischen Vorteilen auszunutzen. Der Trierer Kurfürst erkannte richtig, daß „die beybehaltung der lothringischen Gemeinschaften zu weiter nichts anzusehen ist, als das Regnum Austrasias mit dem Rhein- und Moselfüssen längst vorgehabter massen zu begrenzen“. Erst als Minister Vergennes in richtiger Wertung der Frankreich nach dem Siebenjährigen Krieg bzw. dem Englisch-französischen Kolonialkriegs verbliebenen Machtmittel seine Politik den gegebenen Verhältnissen anpaßte und auf dem Wege der „friedlichen Durchdringung“ (pénétration

pacifique) vorsichtig und verdeckt die Ziele der traditionellen Rheinpolitik zu verwirklichen suchte, mußte er darauf bedacht sein, die aus den zahlreichen Übergriffen übereifriger Beamter sich ergebenden Verstimmungen zu beseitigen und die Grenzbereinigung mit dem Ziele einer persönlichen Bindung der Landesherren an die französische Politik durchzuführen.

In einer Reihe von Abkommen und Grenzverträgen wurde eine stark vereinfachte Grenze erreicht. Zuerst kamen die *Verhandlungen mit dem Fürsten von Nassau-Saarbrücken* am 15. Februar 1766 und 16. November 1770 zum Abschluß: Der König trat die lothringische Exklave Püttlingen ab, verzichtete auf seine Rechte in Niedersalbach, Wustweiler und Wustweilerhof, überließ den Fürsten die Dörfer Wiesbach, Humes und den Kutzhof und die lothringischen Anteile an Uchtelfangen und Kaisen. Dagegen mußte der Fürst dem König die Landesherrlichkeit über die Abtei Wadgassen und die zugehörigen Dörfer Hostenbach, Schafhausen und Werbeln und 1500 Morgen Wald im Warndt abgeben. Die Mitte der Saar wurde Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Weiter fielen an Frankreich die nassauischen Dörfer Überherrn und Friedrichswiller, der Indelborner und der Linseler Hof, Diesen und Spittel und deren Anteile am Warndtwald. Im zweiten Vertrag tauschte Frankreich das Dorf Emmersweiler gegen Karlsbrunn und erhielt weitere kleine Waldstücke im Warndt (vgl. Tafel 8 und 9c).

Der *Vertrag mit Österreich* vom 16. Mai 1769 regelte die Grenze gegen Luxemburg, beseitigte lothringische Exklaven und Gemeinschaften in Nittel, Wies, Nemig und Wochem und brachte den Verzicht auf die von Lothringen schon länger eingezogene Herrschaft Rollingen südlich von Bolchen.

Nach jahrelangen schwierigen Verhandlungen kam am 1. Juli 1778 der *Vertrag mit dem Kurfürstentum Trier* zustande, nachdem ein geheimer Vorvertrag wegen politisch bedenklicher Forderungen den Widerstand des Domkapitels und des Kaisers hervorgerufen hatte. Nach dem Wortlaut des endgültigen Vertrages verzichtete Kurtrier auf seine Ansprüche an den Prümischen Maasherrschaften Revin, Fumay und Pepin, wurde die Gemeinherrschaft Merzig-Saargau so geteilt, daß die Saar die Grenze bildete, und erhielt Trier als Ausgleich für den Mehrwert des linken der Saar liegenden Teile die lothringischen Rechte an der Herrschaft Theley und dem Hof Imsbach, außerdem die landesherrlichen Rechte am Wald Winterhauch und den Dörfern und Bämmen Mittelbollenbach, Nahbollenbach, Breunenborn und Mettnich. Die grundherrlichen Rechte des Kurfürsten im Gebiet von Merzig-Saargau blieben in vollem Umfange gewahrt. Andere Abmachungen betrafen Wirtschafts- und Handelsfragen.

Mit den *Grafen von der Leyen*, die Inhaber der Reichsherrschaft Blieskastel waren, wurden die Verhandlungen am 27. November 1781 abgeschlossen: Der Graf von der Leyen trat ab das Gebiet von Wölferdingen, Wustweiler und Rilchingen, ferner Freimengen und Dietschweilerhof am Warndt, endlich ein Gebiet bei Blieschweyen, und Bliesbrücken, dazu jeweils den Lauf der Saar und der Blies da, wo sie die Grenze bilden. Frankreich übergab die Gebiete von Kleinblittersdorf und Auersmichern, Altheim, Niedergaibach und Uttweiler. Der König verzichtete auf seine Hoheitsrechte in Bliesmengen und Bliesholchen und auf die abgelegene Herrschaft Oberkirchen. Auch hier blieben in den von den Grafen von der Leyen abgetretenen Stücken die Domänenrechte gewahrt; Wölferdingen erhielt den Charakter einer Barone.

Auch mit den Herzögen von *Pfalz-Zweibrücken* hat Frankreich weitgehende Vereinbarungen getroffen: Nachdem bereits in einem Vertrag vom 3. April 1783 die lothringischen Exklaven Hoppstätten, Freisen, Weierbach und Dreweiler an den Herzog abgetreten worden waren, erhielt dieser im Vertrage vom 6. Januar 1787 das ganze Amt Schaumburg, ohne daß Gegenleistungen zunächst sichtbar wurden. Die geheimen Artikel des Vertrages enthielten aber schwerwiegende Bestimmungen. Danach übermachte der Herzog von Pfalz-Zweibrücken als voraussichtlicher Erbe der kurpfälzischen Besitzungen dem König von Frankreich die im Nordelsaß gelegenen pfälzischen Ämter Anweiler, Neukastel und den südlich der Queich gelegenen Teil der Herrschaft Falkenburg, desgleichen die schon 1766 zedierten Erbansprüche auf die Ämter Kleeburg, Katharinenberg und Wegelsberg.

In den Verhandlungen Frankreichs mit den benachbarten Reichsfürsten standen, von außen gesehen, die wirtschaftlichen und zollpolitischen Dinge durchaus im Vordergrund. Sie waren im Zeitalter des Merkantilismus ein bevorzugtes Mittel der „friedlichen Durchdringung“. Aber gerade der Vertragsabschluß mit dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken, der die Quiechgrenze und die Einbeziehung Landaus in das Elsaß erreichen sollte, zeigt mit aller Deutlichkeit, daß die letzten Ziele Frankreichs nach wie vor mit Nachdruck verfolgt wurden und daß es ihm in erster Linie auf den Ausbau einer militärisch günstigen Grenze ankam. Auch am

„kleinen Rhein“ hat Frankreich den militärischen Gesichtspunkt stets vor Augen gehabt. Die Saar und die Blies waren auf große Strecken zur Grenze geworden, und damit war eine nach den strategischen Anschauungen der Zeit vorteilhafte Grenze erreicht, deren Wert der Brückenkopf bei Saarlouis noch steigerte. Wenn es bei den Verhandlungen nicht gelang, auch noch den Rest der Grafschaft Saarbrücken auf dem linken Saarufer einschließlich des Warndt Frankreich einzuverleben, was man zu Beginn der Verhandlungen vielfach befürchtete, so lag das daran, daß die Grafen von Saarbrücken ihren Stammsitz zähe verteidigten und daß eine so auffällige „Grenzbereinigung“ dem Sinn der Politik der „friedlichen Durchdringung“, d. h. der Einschärfung des deutschen Widerstandes, widersprochen hätte. Andererseits bedeutete das von Wadgassen und Forbach her eingeschnürte Saarbrücken keinerlei militärisches Hindernis mehr, nachdem die Straßenverbindung von Saarlouis nach St. Avold im Zuge der alten Salzstraße erreicht und auch die Verbindung von St. Avold mit Saargemünd und Bitsch nach Beseitigung der Herrschaft Wölferdingen sichergestellt war. Frankreich hatte militärisch wichtige Punkte an der Saar und im Elsaß gegen abgelegene und militärisch völlig belanglose Gebietsteile eingetauscht.

Für die von Frankreich abgetretenen Gebiete wurde jeweils ausdrücklich bestimmt, daß sie unter die Oberhoheit des Reiches und die Jurisdiktion der Reichsgerichte treten sollten. Damit war auch in rechtlicher Hinsicht eine scharfe Grenze erreicht (vgl. Tafel 9d). Der Hauptblock der Staatsgebiete an der Saar blieb bis zur französischen Eroberung, wenn auch politisch zerissen und aufgelockert, im Verbande des Deutschen Reiches und des oberhessischen Reichskreises (vgl. Tafel 9b). Die Lande an der Saar hatten durch Jahrhunderte in der Auseinandersetzung mit dem Herzogtum Lothringen trotz der vorgeschobenen Lage ihre enge Verbundenheit mit dem trierisch-pfälzischen Territorialkomplex und damit ihre Einordnung in die mittelrheinischen Zusammenhänge erwiesen. Die vor der geschlossenen Front liegenden selbständigen deutschen Reichssplitter, die Grafschaften Saarwerden, Kriechingen und Salm und die Reichsherrschaften Lixingen und Ruhlingen, sind bis zum Ende des Reiches die Zeugen des erbitterten Rückzugskampfes dieser Einheit gegen die macht-politischen Vorstöße Lothringens und Frankreichs geblieben.

#### Schrifttum

- Fabricius, W.:* Erläuterungen zum Geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz. Bd. II. Die Karte von 1789. (Publ. der Gesellsch. f. Rheinische Geschichtskunde XII, Bonn 1893.)  
*Krohn:* Beiträge zur Territorialgeschichte der Saargegend. Progr. Saarbrücken 1885.  
*Niessen, J.:* Grundzüge der Territorialentwicklung an der mittleren Saar. (Rhein. Vierteljahrsschriften II, 1932, S. 1–19.)  
*Sittel:* Sammlung der Provinzial- und Partikulargesetze und Verordnungen. 2 Bde., Trier 1843, S. 1–18.  
*Ruppertsberg, A.:* Geschichte des Saargebiets. Saarbrücken 1923.  
*Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme.* Hrsg. von Kloeckern. Saarbrücken 1929.  
*Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Landes- und Ortsbeschreibung.* 3 Teile, Straßburg 1898–1901.  
*Pöhlmann, C.:* Die älteste Geschichte des Bliesgaus. I. Teil. (Unsere Saarheimat, Bd. VIII, Saarbrücken 1925.)  
*Vanderkindere, L.:* La formation territoriale des principautés belges au Moyen-Age. Bd. II, Brüssel 1902.  
*Parisol, R.:* Les origines de la Haute-Lorraine et sa première maison dueale. Paris 1909.  
*Witte, H.:* Genealogische Untersuchungen zur Geschichte Lothringens und des Westrichs. (Jahrb. d. Gesellsch. f. lothring. Geschichte u. Altertumskunde V, 1893, S. 75ff.)  
*Jungk, A. H.:* Regesten zur Geschichte der ehemaligen Nassau-Saarbrückischen Lande. (Mitt. d. Histor. Vereins f. d. Saargegend XIII u. XIV, 1914 u. 1919.)  
*Kremer, J. M.:* Genealogische Geschichte des Ardennischen Hauses, insbesondere des Grafen von Saarbrück. 2 Teile, Frankfurt u. Leipzig 1785.  
*Kölner, Fr.:* Geschichte des vormaligen Nassau-Saarbrück'schen Landes und seiner Regenten. I. Teil, Saarbrücken 1841.  
*Ruppertsberg, A.:* Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken. 2 Bde., Saarbrücken 1893 u. 1908.  
*Crollius, G. Chr.:* Origines Bipontinae. Zweibrücken (o. J.).  
*Lehmann, J. G.:* Kurze urkundliche Geschichte des Gräflisch-Zweibrückischen Hauses. München 1867.  
*Gayot, J.:* Histoire de la Seigneurie de Bliescastel. (Bull. de la Soc. des Amis des pays de la Saare II, 1925, S. 59–346.)  
*Honthheim, I. N.:* Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica. 3 Bde., Aachen 1750.  
*Marx, J.:* Geschichte des Erzstifts Trier. 5 Bde., Trier 1859–64.  
*Dom Calmet:* Histoire ecclésiastique et civique du Duché de Lorraine. 3 Bde., Nancy 1728.  
*Parisot, R.:* Histoire de Lorraine. 3 Bde., Paris 1919–24.  
*Mathieu, F. D.:* L'ancien régime en Lorraine et Barrois (1693–1789). Paris 1907.  
*Filte, S.:* Das staatsrechtliche Verhältnis des Herzogtums Lothringen zum Deutschen Reich seit dem Jahre 1542. Straßburg 1891 (veraltet).  
*Babelon, E.:* Au pays de la Sarre, Sarrelouis et Sarrebrück. Paris 1918.  
*v. Briesen, C.:* Urkundliche Geschichte des Kreises Merzig. Saarlouis 1863.  
*Kell, J. H.:* Geschichte des Kreises Merzig. Saarbrücken 1925.

Niessen, H.: Geschichte des Kreises Saarlouis. Saarlouis 1893.

Saarlouis 1860—1930. Hrg. v. Latz. Saarlouis 1950.

Müller, M.: Die Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkrieg. Saarbrücken 1927.

Krämer, W.: Geschichte von St. Ingbert. Saarbrücken 1925.

Kreuzberg, B. J.: Die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen des Kurstaates Trier zu Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

bis zum Ausbruch der französischen Revolution. (Rhein. Archiv XXI, Bonn 1932.)

Kreusberg, B. J.: Zur Saarpolitik Frankreichs in den letzten Jahrzehnten vor der französischen Revolution. (Rhein. Vierteljahrssbl. II, 1932, S. 97—116.)

Ennen, E.: Die Organisation der Selbstverwaltung in den Saarstädten vom ausgehenden Mittelalter bis zur französischen Revolution. (Rhein. Archiv XXV, Bonn 1933.)

### Zur Gaueteilung der Blies- und Saargegenden (zu S. 43 und Tafel 13 d)

Name des Ortes	Name der Grafschaft	Heutiger Name	Datum	Quelle
<b>Saargau:</b>				
—	Sarachova superior et inferior	—	870	MG. LL. 1, 567
Odovvines luica . . . . .	in pago Saroensi, in comitatu Bedensi	Ollesleken	964	MRUB 1, 326
Rodena villa . . . . .	in pago Sarensi, in comitatu Waldra-	Roden	995	MRUB 1, 326
Sarebrucka . . . . .	vigensi [mari]			
Wadegozingen . . . . .	in pago Sargowe situm, in comitatu Vol-	Saarbrücken	1065, apr. 3.	MG. DD HIV 2, 318; MRUB 1, 414
	in pago Sargavve. in comitatu Sigiberti	Wadgassen	1080	MRUB 1, 434
<b>Bliesgau:</b>				
Gamundias zwischen Atroalba u. Suabala	im Bliesgau	Hornbach	vor 737	Neubauer, Regg. Hornbach nr. 1
Aurica Macheria . . . . .	in Salomine, Blesinse, Rosalinse pagis	Auersmacher	777	MRUB 1, 261
Gamundias . . . . .		Hornbach	?	
Haribertesvillare . . . . .		Kochlingen b. Auersmacher		
Cochelingas . . . . .		Fechingen	?	
Fechingas . . . . .		Hornbach	796	Pöhlmann nr. 4; Neubauer Regg.
Fachinulpingas . . . . .		Mimbach		[nr. 6]
Gamundias . . . . .	in pago Blesinse	Habkirchen	819	Pöhlmann nr. 6
villa Myndenbach . . . . .		?	861	" nr. 7
Apponia ecclesia . . . . .	in pago Blisinsi	—	884, juni 30.	Jungk Regg. nr. 18
Ratrammesvilre . . . . .	in pago Bliaasahgowe	Walsheim	888, juni 28.	Pöhlmann nr. 10 n. Crollius;
Berna . . . . .	in pago Roslinense, in comitatu Blesinse	Felsalben		Böhmer-Mühlbacher Regg. nr. 1749
Bischmisheim . . . . .		Rosselgau?		
Walhesheim . . . . .	in pago Bliesiggowe, in comitatu Erein-	Medelsheim		
Felishalba . . . . .	fri	Habkirchen		
Lantovinga . . . . .		Illingen	893, febr. 17.	MRUB 1, 141
Roslohgowe . . . . .		Schiffweiler		[MG SS 1, 291]
Medilimesheim . . . . .		Rimlingen	954	Pöhlmann nr. 14; Annalista Saxo
Appenchoricha . . . . .	[mitis]	Hornbach		Pöhlmann nr. 15
villa Letoltingos . . . . .	in pago Blesinsi, in comitatu Odacri co-	Ernstweiler	982, sept. 30.	Pöhlmann nr. 16, MG DD OII 280
Seufines villare . . . . .		Hornbach	1087/1100	Pöhlmann nr. 17, 18
villa Rimilinga . . . . .	in comitatu Blesinse	Blittersdorf		
Hornbach . . . . .	in pago Blesensi [tis Volmari			
Ernustwilere . . . . .	in pago Bliesichgowe, in comitatu comi-			
abbacia Hornbach . . . . .	in pago Blisengowe, in comitatu Gode-			
Bitharioville . . . . .	[fridi]			
<b>Untergau Rosselgau:</b>				
Rosalinse . . . . .			776—777	Neues Archiv 32, 341
Roslinse . . . . .			952, sept. 9.	Jungk nr. 27
Roslinse . . . . .	in comitatu Blesinse		953, März 27.	Ebda nr. 28
Berna . . . . .	in pago Roslinense	Bischmisheim	884, Juni 30.	Jungk nr. 18
Biscofesheim . . . . .	[Rosselgouvre]			
Sarbrucka villa . . . . .	in comitatu Happinhacha et in pago		1046, Mai 25	MRUB 1, 377
Berna . . . . .	in Rosslinse, in comitatu Blesinse		1152, oct. 16	Jungk reg. nr. 85
Biscofesheim . . . . .				
<b>Niedgau:</b>				
Burmeringas . . . . .	in pago Nedinse in comitatu Liutardi	Burmeringen b. Remich	909	MRUB 1, 217
Nach Els.-Lothr. III, S. 776, sind folgende Orte in einer Urkunde von 842 im Niedgau erwähnt: Gangoniaga finis = Gänglingen, Goderingas = Gindringen, verschw. Ort b. Kriechingen, Wanolvingas = Füllingen, Edeningas = Ederingen, verschw. Ort bei Flettingen; in einer Urkunde von 911: Lestorphen = Linsdorf b. Gr.-Tannchen oder Lisdorf b. Saarlouis; in einer Urkunde von 1030: Busendorf,				
<b>Grafschaft Wallerfangen:</b>				
predium Dalahem . . . . .	in Rezcensi pago in comitatu Walder-	Dalheim, Kan-	962	MRUB 1, 272
	vina, cui Egilofus comes preesse	ton Remich		
	videtur [vingensi]			
Rodena villa	in pago Saroensi, in comitatu Waldra-	Roden	995	MRUB 1, 326

### 7. Zur Kirchengeschichte an der mittleren Saar

Zu den Tafeln 10 u. 11

Von Josef Niessen

#### a) Die Trierer Kirchenprovinz

Zu Tafel 10 b

Das Land an der mittleren Saar, insonderheit das heutige „Saargebiet“, gehörte ausschließlich zur Trierer Kirchenprovinz, die, auf der römischen Provinzeinteilung Diokletians fußend<sup>1)</sup>,

<sup>1)</sup> Nach der Notitia Galliarum war die Metropolis der Provincia Belgica prima die civitas Treverorum mit der Colonia Augusta Treverorum; ihr un-

die Bistümer Metz, Toul und Verdun mitumfaßte und sich durch viele Jahrhunderte hindurch erhielt, bis sie durch grundlegende Umgestaltungen in der Zeit der französischen Revolution aufgelöst wurde. Selbst die großen politischen Veränderungen in ihrem Raum an der deutschen Westgrenze während des 16. bis

terstanden die civitas Mediomaticum mit Divodurum (Metz), die civitas Leucorum mit Tullum (Toul), und die civitas Virodunensis mit Virodunum (Verdun).

18. Jahrhunderts, der Anfall der Suffraganbistümer und ihres weltlichen Herrschaftsbereiches, der Übergang des Herzogtums Lothringen an Frankreich haben die alten Zusammenhänge, die auch in der „Reichskirche“ wirksam geworden waren, nicht zu sprengen vermocht: die Bistümer Metz, Toul und Verdun blieben bis zur Auflösung des Reiches unter der kirchlichen Leitung des Trierer Erzbischofs<sup>2)</sup>.

Die Grenze zwischen dem Erzbistum Trier und seinem Suffraganbistum Metz geht quer durch unser Gebiet, und zwar gehörte das Saartal bis nach Wadgassen und Malstatt hin zum Trierer Sprengel, während das Flußgebiet der Blies und die südlich und westlich anschließenden Gegenden an der Saar und an der oberen und mittleren Nied von Metz her erfaßt wurden. Die natürliche Grenze bildete der Saarkohlenwald (Köllethal- und Warndtwald). Von der Nied her drang das Bistum Metz noch mit einigen Pfarreien bis auf die Kalkflächen des Saargaus westlich Saarlouis vor.

Wir dürfen nach den Aufschlüssen, welche die letzten großen Ausgrabungen in Bonn und Trier gebracht haben, mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß gegen Ende der Römerherrschaft das Christentum am Rhein allgemein zur Herrschaft gelangt war und namentlich in den nicht der unmittelbaren Germanengefahr ausgesetzten Landstrichen um Trier und Metz ein reges kirchliches Leben sich entwickelt hatte. Wieweit aber Christengemeinden aus den kirchlichen Mittelpunkten, den civitates, in die Landstädte und auf das platt Land vorgedrungen waren, können wir nur in einzelnen Fällen unmittelbar erkennen. Von spätromischen Christengemeinden in unserem engeren Gebiet ist nichts bekannt.

Die um 250 n. Chr. in Trier, um 300 n. Chr. in Metz unter der Leitung eines Bischofs stehenden christlichen Gemeinschaften haben die germanische Eroberung überdauert. Auch in den vici an der Römerstraße Metz—Straßburg, Vic, Marsal, Saarburg, und im Moseltal, Karden, Koblenz, scheinen die Christengemeinden nicht untergegangen zu sein. In den hier bestehenden Kollegiatstiftern, einem Stab von Geistlichen unter der Leitung eines Chorbischöfes, scheint eine ältere kirchliche Tradition nachzuwirken. Von hier aus wurde in frühfränkischer Zeit die Missionierung der eingewanderten heidnischen Völkerschaften in Angriff genommen. So kommt es, daß im Bistum Metz die älteren kirchlichen Zentren Vic, Marsal und Saarburg jeweils am äußersten Rande ihres ausgedehnten Missions- bzw. Verwaltungsbizirkus eng beieinander an einer Römerstraße liegen<sup>3)</sup>.

Eine Neugründung aus frühmerowingerischer Zeit ist die Stiftung des Grimo in Tholey, die ebenso wie Karden Sitz eines Chorpiskopats und eines Priesterstiftes wurde, dessen Kirche, mit Pfarrechten, insbesondere dem Taufrecht, ausgestattet, den Mittelpunkt der Missionstätigkeit auf dem Hunrück bildete. Erst im 9. Jahrhundert wurde das Stift in ein Benediktinerkloster verwandelt<sup>4)</sup>.

An die Stelle der Chorbischöfe traten nach 888 (Synode von Metz) die Archidiakone, nach denen in der Folgezeit die größeren Unterabteilungen der Bistümer *Archidiakonate* genannt wurden, die sich dann bis zum Ende der Reichskirche gehalten haben. Die weitere Unterteilung in Landkapitel oder *Dekanate*, im Bistum Metz *Archipresbyteriate* (Erzpriesterschaften) genannt, mag einer ursprünglichen Einteilung nach Großpfarreien entsprechen; später umfaßt jedes Dekanat oder Archipresbyteriat eine größere Anzahl von Pfarreien.

Das *Trierer Archidiakonat St. Mauritius zu Tholey* umfaßte die Dekanate Merzig, Perl und Wadriß, die alle bedeutenden Anteil am „Saargebiet“ besaßen. Das *Metzer Archidiakonat Marsal* reichte mit den Archipresbyteriern Mörchingen (Habuding), Waibelskirchen (St. Avold) und Kedingen nur an das Saargebiet heran, während das *Archidiakonat Saarburg* und die Archipresbyteriate St. Arnual, Neumünster und Hornbach große Teile umfaßten. Die Tatsache, daß auch die letztgenannten Unterbezirke teilweise an die ältesten bekannten kirchlichen Stiftungen der Gegend sich anschließen, läßt vermuten, daß es sich auch hier um vorgeschoßene Missionsorte handelt<sup>5)</sup>. Wie aber die Entwicklung aus solchen kirchlichen Keimzellen im einzelnen vor sich gegangen ist, können wir nicht nachweisen.

<sup>2)</sup> In der von A. Brackmann und M. Spahn herausgegebenen Sammlung „Die Reichskirche“ werden wir wohl bald eine Darstellung der aus dieser Sachlage sich ergebenden Verhältnisse zu erwarten haben. Vgl. Leo Just: Das Erzbistum Trier und die luxemburgische Kirchenpolitik. (Die Reichskirche, Bd. I, Leipzig 1932.)

<sup>3)</sup> Wolfram: Zur Geschichte der Einführung des Christentums und der Bildung der Archidiakonate in Lothringen. (Festschr. I. A. Schulte, 1927.)

<sup>4)</sup> J. Marx: Der Ursprung des Archidiakonats resp. Klosters Tholey. (Trierer Archiv II, 1901, S. 71.) — W. Leivison: Zur Geschichte der Abtei Tholey. (Festschrift I. A. Schulte, 1927, S. 62ff.)

<sup>5)</sup> Bei dem Stift Neumünster sind wir über die Ursache der Gründung unterrichtet: Als der Metzer Bischof im Jahre 875 die Gegend an der Blies besuchte, fand er argo Mißstände unter der christlichen Bevölkerung. Die Stiftung zu Ehren des hl. Lubentius sollte diese beheben.

### b) Die Pfarreien und kirchlichen Stiftungen im 14. Jahrhundert

Zu Tafel 10a

Die ersten sicheren Nachrichten, die uns einen Einblick in die räumliche Unterteilung der Bistümer gestatten, stammen aus dem 14. Jahrhundert. Es sind das sog. Polen, kirchliche Zinsregister, die teils die Abgaben der Kirchen an das Bistum, teils solche an den Papst enthalten. Für Trier hat W. Fabricius unter dem Titel „Taxa generalis subsidiaria clerici Trevirensis“ ein Abgabenverzeichnis nach einer Abschrift des 18. Jahrhunderts veröffentlicht<sup>6)</sup>, das bis in die Zeit Erzbischof Baldwins zurückreicht. Für Metz sind ähnliche Urkunden von P. Kirsch in den Vatikanischen Archiven gefunden worden<sup>7)</sup>. Diese Verzeichnisse sind aber weder vollständig<sup>8)</sup> noch in jeder Hinsicht richtig. Sie können nachgeprüft werden an Hand der urkundlichen Nachrichten, die uns über Schenkungen, Patronate und Kollatoren erhalten sind<sup>9)</sup>. Eine besonders wichtige Quelle für eine recht frühe Zeit ist das Verzeichnis der zur Wallfahrt nach Mettlach verpflichteten Pfarreien (Kirchen) aus der Mitte des 12. Jahrhunderts<sup>10)</sup>, das uns ein sehr entwickeltes Pfarrsystem erkennen läßt. Auf Grund dieser Nachrichten erhalten wir einen Überblick über die kirchliche Einteilung und das Pfarrsystem in vorreformatorischer Zeit (Tafel 10a). Wie überall zeigt sich auch hier ein dichtes Pfarrnetz in den alten Siedlungsgebieten; weit verstreut und meist eine ganze Reihe von Dörfern mitumfassend, liegen sie in den Ausbaugebieten. Vom 14. bis 16. Jahrhundert sind die Veränderungen gering; sie betreffen nie die umfassendere räumliche Gliederung, sondern stets nur die Pfarreien; deren Neueinrichtung aber war wegen der damit verbundenen vermögensrechtlichen Fragen ebenso schwierig<sup>11)</sup>, wie eine Verlegung: 1442 wird der Pfarrsitz von Kastel (Usme) nach Freudenberg verlegt, zu gleicher Zeit etwa die Pfarrei von Kerbach nach Forbach, etwas später Eschweiler-St. Oranna nach Berus. Nur im äußersten Norden des Metzer Bistums ist es zu einer Verschiebung der Bistumsgrenzen gekommen. Als der Erzbischof von Trier im 14. Jahrhundert Landesherr in St. Wendel geworden war und 1461 die Einkünfte der Pfarrei seinem Tafelgut zuschlagen konnte, geriet der Pfarrbezirk, der auch mehrere Dörfer der Umgebung umfaßte, allmählich unter die unmittelbare kirchliche Aufsicht des Erzbistums. Endgültig aber wurde die Abtrennung St. Wendels erst, nachdem die Protestantisierung eines großen Teiles der Territorien an der mittleren Saar die Pfarrei isoliert hatte.

Außerhalb der kirchlichen Verwaltungsorganisation standen unter bischöflicher Aufsicht die geistlichen *Stifter*, *Abteien* und *Klöster*, die als Brennpunkte kirchlicher Kultur gleichwohl eine große regionale Bedeutung hatten. Das dem ältesten Metzer Gründungen St. Nabor (St. Avold), gegründet 509, und St. Martin zu Glanders (Lubeln), gegründet 587, benachbarte St. Arnual an der Saar, das zu Beginn des 7. Jahrhunderts die Grabstätte seines Gründers wurde, ist im 9. Jahrhundert unter dem Grafen Odaker neu erstanden bzw. nach vorübergehender Verweltlichung seiner alten Bestimmung wieder zugeführt worden. Das um 740 von dem Schottenmissionar Pirmin begründete Hornbach erlebte seine Blütezeit, als ihm im 11. Jahrhundert reiche Besitzungen der Salier folgten. Die Stiftung des hl. Lubentius zu Neumünster vom Jahre 871, die nachher in ein adliges Frauenstift verwandelt wurde, diente der Belebung des christlichen Geistes an der oberen Blies. Diesem von Metz ausgehenden Stiftungen standen die von Trier beeinflußten Frühgründungen an Ansehen, Reichtum und kultureller Bedeutung ebenbürtig zur Seite: das auf den Trümmern römischer Befestigungen erbaute Tholey, gegründet 630, und das in die Wald einsamkeit gelegte Mettlach. Die alten Abteien sind durchweg königliche oder bischöfliche Gründungen mit weit verstreutem, oft recht umfangreichem Besitz. Demgegenüber zeigen die späteren geistlichen Stiftungen, insbesondere die von kleineren Dynastenfamilien geförderten Zisterzienser-, Prämonstratenser- und Augustinerklöster (Wörsch-

<sup>6)</sup> Trierer Archiv VIII, S. 1ff.

<sup>7)</sup> P. Kirsch: Die päpstlichen Kollektoren in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. Paderborn 1894. Mit geringen Verbesserungen auch bei N. Dorsaux: Les anciens pouillés du diocèse de Metz. Nancy 1902.

<sup>8)</sup> So fehlt die exakte Großpfarrei St. Arnual.

<sup>9)</sup> Marx: Die Entwicklung des Pfarrsystems im Bistum Trier. (Trierer Archiv XXIV/XXV, 1916, S. 1–158.)

<sup>10)</sup> Die nahezu geschlossene Verpflichtung aller in einem bestimmten Umkreis von Mettlach gelegenen Pfarreien, hat die Vermutung nahegelegt, daß hier ein kirchlicher Verwaltungssprengel älterer Zeit noch durchschimmerte. Doch war die Benediktinerstiftung Mettlach im Gegensatz zu Tholey kein Priesterstift. Es diente im stillen Waldtal der Pflege des Mönchsideal der Abgeschiedenheit und Beschaulichkeit, dem Seelsorgetätigkeits freim war. Sicher aber bestand ein Zusammenhang der Pflicht zur Wallfahrt mit den grundherlichen Rechten der Abtei Mettlach (vgl. Tafel 11 d).

<sup>11)</sup> Bezeichnend ist das Beispiel Saarbrücken. Ruppertsberg, A.: St. Arnual. Essen 1932, S. 11 ff.

weiler, Wadgassen, Fraulautern u. a.) einen erheblich geringeren und räumlich geschlosseneren Besitz. Während der Besitz der Abtei Mettlach sich über den größten Teil der nördlichen und mittleren Saarlande und in das lothringische Stufenland hinzestreckte, auch nach der Mosel und Maas hin noch weit über den Kartenausschnitt sich ausdehnte, ist in der Verteilung des Besitzes der saarbrückischen Familienstiftung Wadgassen eine weitgehende Übereinstimmung mit dem Macht- und Einflußgebiet dieser Grafen zu erkennen (vgl. Tafel 9a).

c) Die protestantische Kirche an der Saar. —

Die Gegenreformation

Zu Tafel 11c

Im Zeitalter der *Glaubensspaltung* wurden die kirchlichen Grenzen schwankend und unsicher. Mit dem Übertritt der Grafschaft Nassau-Saarbrücken zum Protestantismus ging der nördliche Teil der Archipresbyterats St. Arnual und das Stift selbst der katholischen Kirche verloren. Der Sitz des Landkapitels wurde nach Saaralben verlegt, bewahrte aber, da das Amt des Erzpriesters nicht an den Pfarrer des Hauptortes geknüpft war, den alten Namen: „Archipresbyteratus Sancti Arnuali sive de Alba“. Das Archipresbyterat Neumünster dagegen ging zunächst ganz unter, das dortige Frauenstift wurde säkularisiert, St. Wendel dem Erzbistum Trier eingegliedert. Auch der nördliche Teil des Archipresbyterats Hornbach, das Teile von Pfalz-Zweibrücken, Hanau-Lichtenberg und die saarbrückische Herrschaft Homburg umfaßte, mußte vom Bistum Metz aufgegeben werden, während die im südlichen Teil von den Lichtenbergern unternommenen Reformationsversuche in der Grafschaft Bitsch an dem Widerstande des Lehnsherrn, des Herzogs von Lothringen, scheiterten. Selbst in teils den Grafen von Saarbrücken, teils den Herren von Eltz verpfändeten kurtrierischen Herrschaft Blieskastel gelang den Pfandherren vorübergehend die Einführung der Reformation. — Weniger umfangreich waren die Verluste des Erzbistums Trier. Nur in den der Grafschaft Saarbrücken unterstehenden Pfarreien, in den pfälzischen Teilen, im Kriechingenschen Saarwellingen und in einigen reichsritterschaftlichen Gebieten, u. a. auch auf der Burg Montclair, wurde die Reformation nach oft recht erheblichem Widerstand durchgesetzt.

Der erstarkende, mehr und mehr alle Lebensgebiete seiner Untertanen erfassende Territorialstaat des ausgehenden Mittelalters hatte bereits auf die kirchliche Verwaltung starken Einfluß zu nehmen gewußt. Er hatte aber den überstaatlichen Verwaltungsaufbau der Kirche nur behindert, nicht durchlöchert. Die Anlehnung, welche die *neue Glaubensbewegung* beim Landesfürstentum suchte und fand, hat die staatskirchlichen Anfänge weiter ausgebaut, und als auf dem Reichstag zu Speyer 1526 den Reichsständen das „Jus reformandi“ zuerkannt worden war, war die landeskirchliche Form des Protestantismus gegeben. Es ist aber in den Gebieten, die im Blickfeld unserer Betrachtung liegen, nicht immer und nicht überall der Wille der Landesherren für die Durchführung der Reformation maßgebend gewesen; vielfach war die Bevölkerung bereits überwiegend für den neuen Glauben gewonnen, ehe der Landesherr den Übertritt vollzog und dann der Bewegung mit Kirchenordnung und staatlicher Kirchenaufsicht die feste Form gab. Die allmäßliche, oft kaum bemerkbare geistige Umstellung in der Bevölkerung, die sich auch in der Duldsamkeit der Reformationsbewegung in unserer Gegend charakterisiert, das Fehlen des kämpferischen Geistes, was sich in Übergangs- und Ausgleicherscheinungen ausprägt, macht es unmöglich, den Gang der Ereignisse im einzelnen zu bestimmen, den Zeitpunkt des Übertritts dieses oder jenes Ortes zum neuen Glauben zu ermitteln.

Der erste Territorialstaat unseres Gebietes, der sich der neuen Bewegung anschloß, war das *Herzogtum Pfalz-Zweibrücken*. Pfalzgraf Ludwig II., ein Freund Franz von Sickingens, hatte nach der Zerstörung der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit“, dem dort lebenden Prediger Johannes Schwebel an seinem Hofe eine Zufluchtsstätte bereitet<sup>12)</sup>. Schwebels maßvolles Wirken an der Stadtkirche zu Zweibrücken gewann der neuen Lehre viele Anhänger, doch kam es in Erwartung eines freien Konzils, das die deutschen religiösen Verhältnisse regeln sollte, nicht zum vollen Bruch, und Ludwig, der 1532 starb, hat sich auch an den reichs-politischen Maßnahmen der Evangelischen nicht beteiligt. Erst Pfalzgraf Wolfgang, der 1543 die Lande übernahm, hat die Reformation entschieden weitergetrieben. Er säkularisierte die geistlichen Stiftungen, u. a. Hornbach und Wörschweiler, und gab in der nach ihm benannten Kirchenordnung vom 1. Juni 1557 seiner Landeskirche eine Verfassung. Die Aufsichtsbezirke richteten sich nach der weltlichen Verwaltungsteilung. Wolfgang's Nachfolger, Pfalzgraf Johann trat zur reformierten Lehre über und

<sup>12)</sup> Vgl. Fr. Jung: Johann Schwebel, der Reformator von Zweibrücken. Kaiserslautern 1910.

befahl die Glaubensänderung in allen seinen Ämtern und lehnbaren Herrschaften. Die Gliederung der Kirchenaufsichtsbezirke in Synoden und Inspektionen blieb bestehen.

In der *Grafschaft Nassau-Saarbrücken* und der *Herrschaft Ottweiler* kam die Reformation verhältnismäßig spät zur Einführung. Graf Johann Ludwig (1490–1545) hielt noch streng am alten Glauben fest und unterdrückte jede Regung der neuen Lehre. Unter der Regierung der Grafen Philipp II. und Johaans IV. (1545–73) begann das Luthertum seinen Einfluß geltend zu machen, ohne sich jedoch als Landesreligion durchsetzen zu können. Von unten her drängte evangelische Gesinnung an die Oberfläche und forderte die Beseitigung der katholischen Einrichtungen. Die schon früh im Konvent von St. Arnual auftretenden Zersetzungsscheinungen wurden von der Landesherrschaft bekämpft, jedoch nicht mit dem Nachdruck, der die Maßnahmen der Herzöge von Lothringen kennzeichnete. Auch erschienen die Verhältnisse in St. Arnual ein willkommener Anlaß, das „Kaiserliche, freie und weltliche Stift“ unter die Landesherrschaft zu beugen und die Güter nach und nach einzuziehen. Maßgebend für die unbestimmte Haltung der Saarbrücker Grafen war die Wiedervereinigung der bereits in den fünfziger Jahren völlig protestantisierten Grafschaft Saarwerden mit der Grafschaft Saarbrücken. Als Landesherr eines katholischen und eines evangelischen Gebietes war dem Grafen eine tolerante Haltung geboten. Das Zaudern hatte aber auch noch einen weiteren, politischen Grund. Der geschlossene Besitz der Grafschaft Saarbrücken war verhältnismäßig gering; dagegen besaß der Graf von Saarbrücken zahlreiche Kondominien und verstreute Rechte im Herzogtum Lothringen, dazu eine Reihe von Kirchenvoigteien mit geringen Rechten, aber bedeutenden Einkünften außerhalb seiner „Grafschaft“: St. Avold, Wadgassen, Fraulautern, Lubeln (Lungfelden). Bei der streng katholischen Haltung des Lothringer Herzogs, der im engen Einvernehmen mit dem Bischof von Metz stand, schien es nicht geraten, diese Außenposten zu gefährden. So dauerte es bis zum Übergang der Grafschaft Saarbrücken an die Weilburger Linie 1574, ehe das Luthertum, das bereits weit vorgedrungen war, als Landesreligion anerkannt und nun auch mit aller Strenge durchgeführt wurde. Am 1. Januar erfolgte in allen Kirchen des Landes die Abstelzung der Messen und die Predigt des „reinen Evangeliums“. Am 21. Januar 1576 wurde dann nach den Ergebnissen einer Visitation die Neuordnung des Kirchenwesens in der Grafschaft durchgeführt. Als Pfarren wurden eingerichtet: 1. Heusweiler mit Wahlscheid; Eiweiler, das gleichfalls eingefügt werden sollte, blieb, weil man sich mit dem Kollator nicht einigen konnte, selbständige Pfarrei. 2. Völklingen mit den Filialen Geislautern, Groß-Rosseln, Schwabach-Griesborn. 3. Kölln; das Präsentationsrecht des Abts von Wadgassen blieb unberührt, d. h. er hatte den evangelischen Pfarrer zu ernennen. 4. Dudweiler mit Sulzbach. 5. Bischmisheim mit Scheid. 6. Ommersheim. 7. Malstatt mit der Filiale Aschbach-Gersweiler-Ottenhausen. 8. Wiesbach mit Settingen. 9. St. Arnual mit Fechingen, Güdingen, Heßlingen. 10. St. Johann. Reisweiler trat erst 1591 zur neuen Lehre über. In der Herrschaft Ottweiler mußten 1575 die Pfarrer von Niederlinxweiler und Dirmingen, die am alten Glauben festhielten, ihr Amt niederlegen. Pfarrer waren in Ottweiler, Neunkirchen, Schiffweiler, Urexweiler, Niederlinxweiler, Dirmingen, Dörrenbach. 1592 wurde auch Spiesen und zuletzt das damals noch saarbrückische Lehen Illingen evangelisch.

Die Durchführung der Reformation in der Grafschaft Saarbrücken und in der Herrschaft Ottweiler hat tiefgreifende politische Wirkungen gezeitigt. Sie erfolgte zu einem Zeitpunkt, da die Katholizismus, nach dem Trierer Konzil (1545–63) innerlich sich wieder befestigend, zum Widerstand bereit war und schon bald zum Gegenstoß ansetzte. Eine unmittelbare Folge des Übertritts der Saarbrücker Grafen war der verlustreiche Tauschvertrag mit Lothringen vom Jahre 1581, in dem die Grafen auf die Kirchenvoigteien über Lubeln und Fraulautern, auf die Pfandschaft St. Avold, auf die Anrechte an der Herrschaft Bolchen und umfangreichen Streubesitz verzichten mußten (s. Tafel 9c und S. 45). Daraus erklären sich auch die vielfachen Schwierigkeiten, die sich namentlich in den Randgemeinden und den Kondominien zeigten, erklären sich auch die zahlreichen Veränderungen, die schon bald eintraten. Rosseln, das zur Pfarre Völklingen geschlagen worden war, erhielt 1575 einen evangelischen Prediger. Die Einwohner kamen nicht in seinen Gottesdienst; der Pfarrsitz wurde dann 1608 in das eben gegründete Naßweiler verlegt. Auch die Einwohner von Überherrn, das eine Filialkirche von Eschweiler-Berus war, weigerten sich, die neue Lehre anzunehmen, und wurden darin vom Abt zu Wadgassen bestärkt, der für ihre geistliche Versorgung von Biesten aus sich einsetzte. Die 1618 eingerichtete eigene lutherische Pfarrei Überherrn hatte nur wenig Zulauf und ging später ein. In Eppelborn, das lothringische Unterherrschaft

war, hatten die Herren von Hagen bereits vor 1569 die Reformation durchgeführt. 1610 griff hier der Lehnsherr ein und setzte trotz des Einspruchs der Pfalzgrafen, die für die Evangelischen „wohl erworbene Rechte“ geltend machten, die Rekatholisierung der Pfarre durch (1618). Von dieser Maßnahme wurde auch das saarbrückisch-lothringische Kondominat Uchtelfangen betroffen, wo zunächst ein Simultaneum geschaffen, dann aber wegen der harten Gegensätze die Auflösung der Pfarrei und die Angliederung der katholischen lothringischen Untertanen an die Pfarrei Eppelborn, der lutherischen saarbrückischen Untertanen an Dirmingen vereinbart wurde (1621). Auch in den *Pfalz-Zweibrückischen Teilen* kam es zu Schwierigkeiten. Vulkankirchen, die Pfarrkirche von Kirkel sollte mit der Pfarrei Fronsbach (Rohrbach, Hassel) verbunden werden. Die Pfarreingessenen waren damit nicht einverstanden und „ließen zu einem Meßpfaffen nach St. Ingbert“ oder in ihre alte baufällige Kirche (Geistkircher Hof). Die Pfarreien der *Herrschaft Blieskastel*, die mit dem Übertritt der Herren von Eltz schon um 1550 evangelisch geworden waren, waren von 1607 dem katholischen Glauben wiedergewonnen; hier hatte der Trierer Erzbischof als Landesherr seine Rechte geltend gemacht, er behielt auch eine Zeitlang die geistliche Leitung der ehemals Metzer Pfarreien Ormesheim, Selbach, Lautzkirchen, Rubenheim und Reinheim<sup>13)</sup>. Die dem neuen Glauben treu bleibenden Trierer Untertanen schlossen sich benachbarten zweibrückischen reformierten Gemeinden an, so die von Rubenheim der Pfarrei Kirchheim-Breitfurt. Überall waren die Außenposten und Exklaven der katholischen Gegenwirkung ausgesetzt. Als das saarbrückische Wiesweiler 1621 an Lothringen abgetreten wurde, wurde die Pfarrei sofort rekatholisiert und der Pfarrsitz nach Settingen verlegt; damit ging auch das unter saarbrückischer Landeshoheit verbleibende Settingen, dessen Pfarrstelle von Tholey besetzt wurde, dem Protestantismus verloren. Auch in der unter wadgassischer Mithoheit stehenden Pfarrei Ensheim-Eschringen war die Reformation ebensowenig endgültig durchzuführen wie in Saarwellingen-Schwalbach oder Überherrn, Spittel und Rosseln. Die Katholiken „kann man nit zwingen um Lottringen willn“. Andererseits entstanden bei der Besiedlung des Wardtts einige neue Pfarreien, darunter auch als reformierte Gemeinde das von französischen Emigranten 1604 besiedelte Ludweiler. Eine zweite reformierte Gemeinde in der Grafschaft Saarbrücken war vorübergehend in Wilhelmsbronn, erst im Jahre 1747 wurde eine reformierte Kirche in Saarbrücken gestattet.

Der schärfste und nachhaltigste Vorstoß der *Gegenreformation* erfolgte in unmittelbarer Verbindung mit dem politischen Vorschreiten Frankreichs nach dem Frieden von Nijmegen (1679). Die Verbindung von politischen Zielen und kirchlichen Ansprüchen war nach der Abtreter der Dreistürmer im Westfälischen Frieden wegen des absichtlich unklaren Wortlauts der betreffenden Bestimmungen gegeben, und ihre Vermengung war ein bevorzugtes Mittel der französischen Ausdehnungspolitik in diesem Abschnitt. Die Grundlinie war politischer Art, und ob es sich um lehnsrechtliche oder geistliche Ansprüche des Metzer Bischofs handele, war in der politischen Wirkung gleich. Schon 1662 hatte der Bischof beim Grafen von Saarbrücken kirchliche Rechte geltend gemacht; die deutschen Landesherren mögen wohl geahnt haben, daß die vom Bischof von Metz für den Bereich des Archidiakonats Saarburg für das Jahr 1669 angestellte Kirchenvisitation einen politischen Hintergrund hatte. Der Widerstand, den der Bischof fand, war allgemein: „Man hatte uns durch Bewaffnete die Tore schließen lassen in Lixheim, Finstingen, Saarwerden, Bockenheim, Saarbrücken, Hornbach, Zweibrücken, Homburg; wir waren genötigt, unsere Reise aufzugeben, denn wir erwarteten in Bitsch und Lützelstein eine gleiche beleidigende Haltung gegenüber der Kirche. ... Wir trugen unsere Beschwerden dem König vor, der als Beschützer der Kirche in seinem Herrschaftsbereich uns auch damals seinen allmächtigen Schutz hätte angedeihen lassen, wenn nicht die Kriege gegen Deutschland ausgebrochen wären“<sup>14)</sup>. Diese Behinderung war nach dem Frieden von Nijmegen wegfallen, Ludwig XIV. stand auf der Höhe seiner Macht. Bereits 1680, fast gleichzeitig mit der Einrichtung der Reunionskammer in Metz, unternahm der Bischof wieder eine Visitationsreise, die offenbar den Zweck hatte, neben der kirchlichen Restauration die politische Reunion vorzubereiten. Und wenn der Bischof auf dieser Reise dem Einspruch der Fürsten und ihrer Beamten gegenüber immer wieder darauf verweist, daß von deutschen Abmachungen und Grundsätzen weder auf weltlichem noch auf geistlichem Gebiet die Rede sein könne, weil ihre Lande in seiner Diözese lägen und daher der Souveränität des Königs unterstanden, so liegt darin eine Interpretation des Vertrages von Münster, die von der Reunionskammer erst in der Sitzung vom 10. September 1683 ausgesprochen

<sup>13)</sup> Vgl. Dorvaux, S. 177.

<sup>14)</sup> Aus dem Bericht des Bischofs von Metz. Vgl. Dorvaux, S. 199.

worden ist, die Komödie des „Gerichtsverfahrens“ aber um so schärfer beleuchtet.

Die Reunionen gaben die Lande an der Saar völlig in die Hand des Königs, der hier die neue „Saarprovinz“ einzurichten begann. In dem Augenblick, da das Reich mit dem Kaiser im Kampf gegen den „Feind der Christenheit“, die Türken, stand, schritt Ludwig XIV. zur Annexion mitten im Frieden und verbrachte die machtpolitischen Ziele mit gegenreformatorischen Bestrebungen. Mit allen Mitteln versuchten die Beamten den Protestantismus an der Saar auszuhöhlen. Die nur oberflächlich protestantisierten Gemeinden waren bald zurückgewonnen, Saarwellingen, Schwalbach, Reisweiler und Eiweiler, Überherrn, Ensheim-Eschringen und Ommerseheim waren seitdem katholisch. Für die übrigen Gebiete bestimmte ein Befehl des Intendanten der Saarprovinz vom 21. Dezember 1684, daß in Gemeinden, wo zwei Kirchen vorhanden seien, die eine den Katholiken eingeräumt, sonst aber die einzige den Katholiken zur Mitbenutzung freigegeben, d. h. simultan werden solle. Daraufhin erhielten die Katholiken in St. Johann die Pfarrkirche, in Ottweiler und Homburg wurden neue Kirchen für sie auf Kosten des französischen Staates gebaut, der auch Zuschüsse für die neu eingerichteten Pfarreien leistete. In vielen Orten wurden Simultaneen durchgesetzt, die auch großenteils bestehen blieben, als Frankreich zur Aufgabe der Reunionseroberungen sich verstehten mußte. Im Artikel 4 des Friedenstraktats von Rijswijk gelang es den französischen Unterhändlern, die Aufrechterhaltung des derzeitigen Religionsstandes in den an Deutschland zurückfallenden Orten durchzusetzen, und am 25. Juni 1697 überreichte der französische Gesandte dem Reichstag in Regensburg eine Liste der hierbei zu berücksichtigenden Gemeinden (vgl. Tafel 11c). Im einzelnen traten später noch einige Änderungen ein, namentlich im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken, wo die Krone Schweden die Rijswijker Klausen nicht anerkannte, im allgemeinen aber blieb dieser Zustand erhalten. In der Grafschaft Saarbrücken wurde 1747 eine zweite reformierte Kirche in Saarbrücken errichtet, während im Herzogtum Zweibrücken dank der Fürsorge des Pfälzer für religiöse Flüchtlinge eine Anzahl lutherischer Pfarreien entstanden. Als katholische Pfarreien mit Weltpriestern erhielten sich solche in Zweibrücken, Hornbach und Contwig.

Die von den französischen Beamten geforderte katholische Restauration in den reunierten Gebieten ließ auch die in der Reformationszeit eingegangenen kirchlichen Verwaltungsbezirke wieder auflieben, und es ist bezeichnend, daß nicht nur das Archipresbyterat Neumünster wieder eingerichtet, sondern auch die schon vor der Reformation dem Bistum Metz entfremdete Pfarrei St. Wendel zeitweise zurückgeholt wurde. Während der Zeit der französischen Okkupation war der Pfarrer von St. Wendel Landeschand oder Erzpriester von Neumünster, und zu seinem Aufsichtsbezirk gehörten die reorganisierten Pfarreien von St. Wendel, Illingen (seit 1660 wieder katholisch), Ottweiler, Mittelbexbach und Breitenbach. Nach dem Abzug der französischen Truppen aber zog der Erzbischof von Trier St. Wendel wieder an sich und setzte sich gegen die Ansprüche des Bischofs von Metz zur Wehr, verhinderte die Visitation und setzte endlich den Pfarrer, der immer noch als Archipresbyter der amtlichen Schriftstücke von Metz erhielt, ab. 1711 ist das Archipresbyterat Neumünster verschwunden, und der Erzpriester von Hornbach übernimmt nach der Aufgabe von Breitenbach die Aufsicht über die restlichen drei Pfarrgemeinden. Eine zweite größere Veränderung brachte im Trierer Sprengel die Gründung von Saarlouis. 1680 wurde auf dem Boden der Pfarre Kirchhofen-Fraulautern Beaumarais angelegt; die von den Franzosen erbaute Kirche wurde Filialkirche von Kirchhofen. Bei der Zerstörung von Wallerfangen ging die alte Pfarrei dieser Stadt zugrunde, ihr Gebiet kam an Kirchhofen-Beaumarais, die Augustiner daselbst siedelten nach Lisdorf und endlich nach Saarlouis über. Saarlouis erhielt 1687 seine Pfarrkirche, die von Franziskaner-Rekolleten versorgt wurde.

Die Franziskaner-Rekolleten haben als Träger der Volksmission neben den alten, in der Nähe protestantischer Gebiete erhalten gebliebenen Klöstern, den Prämonstratensern von Wadgassen und den Wihelmiten zu Gräfinthal, einen Hauptanteil an der Wiederherstellung des katholischen Lebens. Sie saßen in Saargemünd, Oberhomburg, Bolchen, Teterchen, Limberg bei Saarlouis, Christianenberg bei Wadern (Kapuziner), Homburg, Blieskastel in kleinen Konventen über das ganze katholische Gebiet verstreut und besorgten die meist kümmerlich dotierten kleineren katholischen Neugründungen und Simultaneen. Die Volksmissionen blieben erhalten, und die eine oder andere Neugründung, wie die Errichtung einer katholischen Kirche für das saarbrückische Rosseln auf lothringischem Boden 1726, die nochmalige Wiederherstellung des Archipresbyterats Neumünster im Jahre 1770 sind Zeichen für die Aktivität des katholischen Lebens. Das Archipresbyterat Neumünster war in großen Teilen ausgesprochen

ner Diasporabezirk und umfaßte alle auf deutschem Reichsboden liegenden Pfarreien des Bistums Metz, soweit sie zu den Bezirken St. Arnual und Hornbach gehört hatten.

*d) Die kirchliche Verwaltungseinteilung der neueren Zeit*

Zu Tafel 10c und d

Die *französische Revolution* zerstörte die alte kirchliche Ordnung. Die Gesetze vom 15. und 17. Fructidor IV (I. u. 3. Sept. 1796) über die Aufhebung der Klöster und kirchlichen Genossenschaften, die Einziehung und den Verkauf der Güter fand nun auf die alfranzösischen Teile Anwendung. Bei der Organisation des Saardepartements am 23. Januar 1798 zögerte die französische Regierung mit der Übertragung dieser Gesetze auf die neuworbenen Gebiete und wartete aus politischen Gründen mit der Publikation bis zum Juni 1802. Mittlerweile hatte der französische Staat mit dem III. Stuhl das Konkordat vom 15. Juli 1801 abgeschlossen, das eine grundlegende Neuordnung der kirchlichen Verwaltungseinteilung vorsah. Danach sollten in ganz Frankreich 10 Erzbistümer und 50 Bistümer errichtet werden, und zwar im engsten Anschluß an die bestehenden Departementsgrenzen. Der Trierer Stuhl verlor seinen Metropolitanscharakter und ansehnliche Teile seines ehemaligen Sprengels. Das neue Bistum Trier, das das Saardepartement umfaßte, wurde ebenso wie das Bistum Mainz und Aachen dem Erzbistum Mechelen unterstellt, während Metz, dem die Departements Ardennen, Wälder und Mosel zugewiesen wurden, zum Erzbistum Besançon kam. Wie die Bistümer mit den Departements, so sollten die Pfarreien mit den Kantonen (Friedensgerichtsbezirken) übereinstimmen. In jedem Kanton sollte nur eine Hauptpfarrei eingerichtet werden und nach Bedarf Hilfs(Sukkursal)kirchen und Kapellen. Diese neue Pfarrorganisation, die im Einvernehmen mit den weltlichen Behörden durchgeführt werden mußte, hat wegen der Schwierigkeiten, die sich allenfalls bei der Auswahl der Kirchen, der Verteilung des Kirchenvermögens u. a. ergaben, geraume Zeit in Anspruch genommen.

Zum Bistum Trier (Saardepartement) gehörten:

Kanton Arnal (als Exklaven dazu die Ortschaften Hündlingen, Lixingen, Ruhlingen, Settingen und Diedingen), Saarbrücken, Blieskastel, Lebach, Merzig, Ottweiler, St. Wendel, Waldmohr, Baumholder, Birkenfeld, Kusel, Grumbach, Hermeskeil, Wadern;

zum Bistum Metz (Moseldepartement):

Busendorf (Ittersdorf, Leidingen, Ihn), Sierck, Rehlingen, Sarrelieu-Saarlovius, Tholey (Exklave Castel).

Zum Kanton Remisch im Wälderdepartement gehörte Mandern, zum Kanton Grevenmacher Wincheringen und Canzem.

Auch die *evangelische Kirche* wurde neu geordnet. Hier war jedoch, weil die Gemeinden weiter verstreut lagen, bei der Umgestaltung nur die Bindung an die Departementsgrenzen gefordert. Mehrere Pfarreien mit zusammen 6000 Seelen sollten ein Konsistorium, fünf Konsistorien eine Synode bilden. Im Saardepartement bestanden Lokalkonsistorien für die Reformierten in Saarbrücken, Meisenheim und Kusel, für die Lutherischen solche zu Birkenfeld, Kusel, Idar, Meisenheim, Ottweiler, St. Johann und Saarbrücken mit insgesamt 60 Pfarreien und etwa 43000 Seelen.

Nach der *Neuordnung Europas* im Wiener Kongreß ließ man die kirchlichen Organisationen zunächst bestehen, ging dann aber aus dem Gedanken der Restauration heraus dazu über, die alten Bischofssitze wieder herzustellen und das System der Kantonalfarreien wieder aufzulockern. Bei diesem Werk mußten natürlich die neuen politischen Grenzen zugrundegelegt werden. Das Bistum Metz, das eine ungeheure Ausdehnung gewonnen und recht peripher gelegene Gebiete erhalten hatte, wurde jetzt auf den Frankreich verbleibenden Teil des Moseldepartements beschränkt. Preußen hatte natürlich ein erhebliches Interesse daran, sowohl die zum Wälderdepartement gehörigen Teile der Westeifel wie die aus dem Moseldepartement herausgenommenen Gebiete möglichst bald der kirchlichen Leitung des Bischofs von Metz zu entziehen. Es stellte deshalb gemäß der kirchlichen Praxis der Zeit beim Bischof von Metz den Antrag auf Einsetzung eines eigenen Generalvikars „in partibus“ und bezeichnete hierfür den Generalvikar des Bistums Trier, Cordel. Im folgenden Jahr, durch päpstlichen Erlass vom 25. August 1818, wurde dieser Bezirk Apostolisches Vikariat und damit selbständig, bis mit dem preußischen Konkordat bzw. der Bulle *De salute animarum* vom 16. Juli 1821 die Eingliederung in das Bistum Trier erfolgte. Eine kleine Gruppe von fünf Pfarreien des früheren Kantons Tholey, die zum Fürstentum Lichtenberg des Herzogs von Sachsen-Coburg gehörten, waren bei der Neuregelung, die nur die preußischen Landesteile betraf, nicht berücksichtigt worden. Rechtlich gehörten sie nach der Aufhebung des Apostolischen Vikariats wieder zum

Bistum Metz. Aber auch der neuernannte Bischof von Metz hatte als Sprengel ausdrücklich nur das Moseldepartement zugewiesen erhalten, so daß diese Pfarreien völlig in der Luft hingen. Sie wurden dann im Dezember 1824 mit dem Bistum Trier vereinigt. Die im bayerischen Konkordat von 1817 getroffenen Abmachungen bezüglich Einrichtung und Abgrenzung eines die Pfalz umfassenden Bistums Speyer wurden erst seit dem Jahre 1821 durchgeführt; damals übernahm ein Generalvikar die Verwaltung.

Die neue Staatsgrenze zwischen Mosel und Saar, deren Verlauf im II. Pariser Friedensvertrag nur ganz grob bezeichnet worden war, hat noch lange Zeit Schwierigkeiten bei der Festlegung gemacht. Die Grenzberichtigungsverträge vom 11. Juni 1827 und 23. Oktober 1829 gaben Frankreich die Ortschaften Merten, Bellingen, Flatten, Gongelingen, Schrecklingen, Willingen, Römel-dorf, Otzweiler, Krottendorf, Burgesch, Scheuerwald und Manders zurück, und der Bischof von Trier verzichtete am 15. September bzw. am 19. April 1830 auf die geistlichen Rechte in diesen Orten. Für die evangelischen Konfessionen wurden die nach den veränderten Verhältnissen nötig gewordenen Umgestaltungen sofort nach der Einrichtung der Provinzialverwaltung im unmittelbaren Anschluß an diese vollzogen.

*e) Die konfessionelle Verteilung der Bevölkerung  
1830 und 1925*

Zu Tafel 11a und b

Die zweimalige Umgestaltung der kirchlichen Verwaltungsbezirke zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte das alte Pfarrsystem bereits wesentlich verändert. Vielfach waren älteste Pfarrorte zugunsten volkreicher Filialorte ihrer Rechte verlustig gegangen. Im allgemeinen war aber in der *konfessionellen Verteilung der Bevölkerung im Jahre 1830* (vgl. Tafel 11a) eine wesentliche Verschiebung gegenüber dem Zustand des 18. Jahrhunderts noch nicht eingetreten. Der Kern der protestantischen Territorien läßt sich in dieser Karte noch deutlich herauslesen, wenngleich Unterschiede zu der Karte, die die Verwaltungseinteilung der protestantischen Kirche an der Saar darstellt (Tafel 11e), nicht zu erkennen sind. Wir wiesen schon darauf hin, daß die Randgebiete des saarbrückischen Territoriums vom Protestantismus nie voll erfaßt wurden, daß gerade hier gegenreformatorische Bestrebungen unter politischem Druck gewisse Erfolge hatten. Außerdem wurden, als die Grafen von Saarbrücken zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts daran gingen, ihre in den Raubkriegen Ludwigs XIV. entvölkerten und verödeten Lande wieder zu beleben, an einzelnen Orten, so in Quierschied, Schiffweiler, Landsweiler, Scheidt und Groß-Rossehl, nur katholische Familien angesiedelt, ohne daß die katholischen Pfarreien zunächst wieder auflieben. In den Tauschverträgen des 18. Jahrhunderts (vgl. S. 47f.) übernahmen die protestantischen Territorien weitere rein katholische, bisher lothringische Gebiete. Auch in den Industriorten war bereits eine leichte Verschiebung zugunsten des Katholizismus eingetreten.

Wesentlich wichtiger und nachhaltiger aber waren die *Veränderungen, die als Folge der Freiheitlichkeit und der fortschreitenden Industrialisierung der mittleren Saarlande* an den Brennpunkten der Arbeit und des Verkehrs sich ergaben (Tafel 11b). Diese Veränderungen betrafen insbesondere die zentrale Industriezone der ehemaligen protestantischen Grafschaft Saarbrücken. Dudweiler (einschließlich Herrensohr und Jägersfreude), das 1849 724 Katholiken zählte, hatte deren 1864 3457, Sulzbach in den gleichen Jahren 204 gegen 1466; das bedeutet innerhalb 15 Jahren eine Zunahme um das Fünf- bis Siebenfache.

Die anteilige Verschiebung ergibt sich aus folgender Berechnung:

Dudweiler	Kath.	Prot.
1830 . . .	34 v. H.	66 v. H.
1925 . . .	54 ..	42 ..
		+44 v. H. Katholiken.

Das Anschwellen der Bevölkerungszahlen, die starke Zuwanderung ländlicher Bevölkerung aus dem katholischen Hochwald, dem Trierer Gebiet und auch aus Deutschlothringen bedingte eine steigende Vermehrung der katholischen Pfarreien. Seit den achtziger Jahren vergeht fast kein Jahr, das nicht die Neueinrichtung einer Pfarrei oder Seelsorgestelle bringt. Von 1900 bis zum Weltkrieg wurden neue Pfarreien eingerichtet: 1901 in Hostenbach, 1902 in Merschweiler und Heiligenwald, 1905 in Wehrden, 1907 in Brebach, 1908 in Wemmetsweiler, 1909 in Landsweiler, 1912 in Derlen, 1913 in Bildstock und Wiehelskirchen.

Auch auf protestantischer Seite mußte durch Neueinrichtung von Pfarreien und Kirchen der Bevölkerungsvermehrung und Zusammenballung Rechnung getragen werden, zumal der Protestantismus in bis dahin rein katholischen Gegenden durch Zuwanderung, namentlich aus den protestantischen Teilen der Pfalz, gewann.

<i>St. Ingbert</i>	Kath.	Prot.
1830 . . .	92,4 v. H.	7,34 v. H.   +28,8 v. H.
1925 . . .	77,5 „	21,2 „   an Evangelischen.

Auch außerhalb der zentralen Industriezone ist in rein katholischen Städten eine geringe Zunahme des evangelischen Volksteils festzustellen.

Den Gebieten stärkster konfessioneller Verschiebungen im Zusammenhang mit Bevölkerungswanderung stehen als Gebiete der Beharrung die vorwiegend landwirtschaftlichen Gebiete gegenüber. Die ehemaligen kurtrierischen und lothringischen Teile im Nordwesten und das von der Leyensche Gebiet Blieskastel im Südosten zeigen das am deutlichsten. Die wegen ihrer territorialen Buntscheckigkeit auch konfessionell stärker gemischten östlichen Teile unseres Kartenblattes weisen örtlich starke Unterschiede auf (vgl. Tafel 8). Zum Teil liegen die Gemeinden noch unter dem Einfluß der Ausstrahlungen des Saarindustriegebietes (Nohfelden, Baumholder), teils sind unter den Einwirkungen des Verkehrs konfessionelle Ausgleichsscheinungen begünstigt worden. Die Gebiete vollkommener Beharrung sind überall die verkehrsabgelegenen. Im ganzen aber läßt sich in den pfälzischen Gebieten vorwiegend landwirtschaftlicher Struktur trotz verschiedener Störungen von Zweibrücken und Pirmasens her eine weitgehende Übereinstimmung der heutigen konfessionellen Verteilung der Bevölkerung mit dem Bestande des 18. Jahrhunderts an kon-

fessionell unterschiedlichen Territorien erkennen, und das gilt auch noch für die übrigen Saarländer.

### Schrifttum

- Fabricius, W.:* Erläuterungen zum Geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz. Bd. V, 2. Hälfte: Die Trierer und Mainzer Kirchenprovinz; Die Entwicklung der kirchlichen Verbände seit der Reformationszeit. Bonn 1913.  
*Dorvaux, N.:* Les anciens pouillés du diocèse de Metz. Nancy 1902.  
*de Lorenzi, Ph.:* Beiträge zur Geschichte sämtlicher Pfarreien der Diözese Trier. Bd. I, Trier 1887.  
*Schmitz, W.:* Das kirchliche Leben und die Reformation in den Nassau-Saarbrück'schen Landen im 16. Jahrhundert. Saarbrücken 1938.  
*Richter, C. R.:* Wie das Saargebiet evangelisch wurde. (Unsere Saarheimat, Bd. X, Saarbrücken 1925.)  
*Ruppertsberg, A.:* Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken. 2 Bde., Saarbrücken 1899 u. 1901.  
*Neuß, W.:* Die Anfänge des Christentums in den Rheinlanden. (Rhein-Neujahrsblätter, Heft 2, 2. Aufl., Bonn 1933.)  
*Wolfram, G.:* Zur Geschichte der Einführung des Christentums und der Bildung der Archidiakonate in Lothringen. (Festschrift für A. Schulte, Düsseldorf 1927, S. 18–29.)  
*Marz, J.:* Die Entwicklung des Pfarrsystems im Bistum Trier. (Trierer Archiv XXIV/XXV, 1916, S. 1–158.)  
*Lager, J. C.:* Urkundliche Geschichte der Abtei Mettlach. Trier 1875.  
*Trilz, M.:* Geschichte der Abtei Wadgassen. Wadgassen 1901.  
*Ruppertsberg, A.:* St. Arnual. Geschichte des Stiftes und Dorfes. Essen 1930.  
*Kirch, J. B.:* La Collégiale de St. Arnual. (Les Cahiers Sarrois, 1929.)  
*Rehaneck, R. R.:* Abtei Fraulautern. Saarbrücken 1930.  
*Levison, W.:* Zur Geschichte des Klosters Tholey. (Festschrift für A. Schulte, Düsseldorf 1927, S. 62–81.)

## 8. Zur Kunstgeschichte

### Zu Tafel 12

Von Walther Zimmermann

Die Entwicklung der Baukunst ist im Mittelalter vornehmlich durch die Kirche als Auftraggeberin bedingt. Es entspricht daher diesen Grundlagen, wenn die kunstgeschichtlichen Karten auf die kirchlichen folgen, obwohl man darüber Einflüsse durch Bindungen staatlicher und volklicher Art nicht vergessen darf. — Bei den kunstgeschichtlichen Karten ist bewußt auf die Darstellung sämtlicher Denkmäler unter Einreichung in ihre Stilstufe verzichtet. Vielmehr schien die Beschränkung auf eine ausgewählte Gruppe, wenn sie mit ihren Beziehungen gegeben würde, den tatsächlichen Vorgängen gerechter zu werden. Jedoch sind die wichtigsten Bauten zur Vervollständigung des Bildes im Text kurz erwähnt. Bei der wiederholten Zerstörung des Gebietes sind viele Denkmäler verschwunden, die eine wertvolle Ergänzung gegeben hätten. Soweit mir solche durch Nachrichten bekannt wurden, sind sie in der Karte eingetragen.

#### a) Die wichtigsten Bauten aus der romanischen und gotischen Zeit

##### Zu Tafel 12 a

*Romanische Zeit.* Nennenswerte romanische Bauten größerer Ausmaßes innerhalb der Saarlande sind nur die folgenden: Die evangelische Kirche in Böckweiler (Abb. 100), das den Heiligen Cantius, Cantianus und Cantianilla geweihte ehemalige Priorat war abhängig von dem Benediktinerkloster Hornbach, einer Gründung Pirmis. Der seltene (infolge der Dreizahl der Heiligen?) kleblattförmig gestaltete Chor ist ins 10. Jahrhundert zu setzen. Die westlich anschließende spätere Säulenbasilika ist nur durch Ausgrabung festgestellt.

Der sogen. Alte Turm in Mettlach (Abb. 98) bildete die Grabkapelle über den Gebeinen des hl. Lutwin, die der Abt Lioffin um 1000 errichtete, und zwar, wie es ausdrücklich heißt, nach dem Vorbild der Aachener Pfalzkapelle. Dies bezog sich wohl mehr auf die zentrale Anlage als Grabkapelle, die im übrigen mehr dem römischen Typ eines Mauerrings mit ausgesparten Nischen folgt.

Die katholische Kirche in Merzig wurde 1153 gestiftet und dem Augustinerchorherrenstift zu Springiersbach, aber bereits 1182 den Prämonstratensern zu Wadgassen unterstellt. Die Grundrißgestaltung des Chors folgt dem älteren Dom zu Metz. Der reiche Schmuck entspricht der auch sonst in der Trierer Kirchenprovinz angewandten Formengebung, jedoch gemischt mit einzelnen rheinischen Bildungen. Das Schiff zeigt schon — allerdings mißverstandene — gotische Formen.

Die Dorfkirchen haben zumeist nur noch in ihrem Turm einen romanischen Bestandteil. Die Stellung wechselt zwischen Westseite, Chorturm oder seitlicher Anfügung an den Chor. Zwei verschiedene Turmbildungen kommen vor und sind in ihrer Verteilung auf der Karte gekennzeichnet.

Die quadratischen Türme mit Satteldach scheinen nach der Dichte ihres Auftretens von Kloster Hornbach ausgegangen zu

sein. Ihre Verbreitung hält sich an keine kirchlichen Grenzen. Sie finden sich in den Bistümern Metz (35), Mainz (18), Trier (5), Worms (5) und Straßburg (2). Ihre Beliebtheit war so groß, daß sie selbst noch in gotischer Zeit mit geringen Änderungen nachgebildet wurden.

Die andere, an Zahl geringere Gruppe der runden Türme gehört vorwiegend dem Bistum Metz (15) an. Je einen zählen die Bistümer Straßburg und Mainz (hart an der Metzer Grenze) sowie Worms. Sollten die runden Chortürme des älteren Metzer Doms hier Paten gestanden haben?

*Gotische Zeit.* Auch aus der gotischen Zeit sind innerhalb der obenerwähnten Grenzen nur wenige Kirchen von höherem Rang zu erwähnen. Es müssen genannt werden die Trümmer des Zisterzienserklusters Wörschweiler. Die Kirche ist etwa 1230–50 errichtet worden und hängt zusammen mit ähnlichen Errichtungen auf Pfälzer Boden. Sie ist wichtig als Ausläufer der vor Eindringen der französischen Gotik einsetzenden burgundischen Gotik.

Ferner verdienen Erwähnung die gotischen Neubauten des Benediktinerklosters zu Tholey (um 1230–50; Abb. 96) und der Stiftskirche zu St. Arnual (um 1280–1330; Abb. 20). Beides sind Gründungen, die bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts hinaufreichen. Die Neubauten zeigen eine durch Trier vermittelte Gotik.

Ein zusammenhängendes Kartenbild läßt sich mit ihnen nicht darstellen. Für die Karte ist daher nur die Raumform der Hallenkirche herausgegriffen. Sie wird eindrücklicher über die künstlerischen Zusammenhänge des Gebiets auszusagen vermögen.

Die hessische Form nimmt von der Elisabethkirche in Marburg (1235–83) ihren Ausgang. Sie kommt auch ins Rheinland, und zwar über Wetzlar und die Wetterau nach Frankfurt und vor allem Mainz, wo gleich vier Kirchen die Hallenform zeigen. Mainz mag dann die Brücke nach Straßburg gebildet haben. Über Mainz dringen auch die Einflüsse nach Rheinhessen, in dem sonst eine Umbildung der Form mit überhöhtem Mittelschiff vielleicht aus einer süddeutschen Anregung heraus weitere Verbreitung findet. Die einzige Hallenkirche der Pfalz, die Stiftskirche zu Kaiserslautern, dürfte dagegen aus einer näheren Berührung mit Hessen hervorgegangen sein.

Einen zweiten Weg nimmt die hessische Form lahnabwärts in die Moselgegend und gibt hier den Anstoß zu neuer, selbständiger Entwicklung. Die früheste dieser moselländischen Form der Hallenkirche findet sich in Ahrweiler (um 1300–30), allerdings hier mit Emporen, wohl unter dem Eindruck romanischer Bauten des Mittelheims. Es folgt Mayen, Trier und Kirchberg auf dem Hunsrück. Aber die reifste und schönste dieser Reihe — wohl eine der besten gotischen Raumschöpfungen im südlichen Rheinland — ist die Wallfahrtskirche in St. Wendel aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts (Abb. 14 u. 103). Ein später Nachzügler und zugleich südlichster Ausläufer ist die evangelische Kirche in Kölln im Kreise Saarbrücken (1546).

Ebenfalls mit der Mosel hängt das zweischiffige Muster (zumeist  $2 \times 2$  Joche) zusammen. Der Ausgangspunkt ist die Stiftung des Kardinals Nikolaus von Kues, die Hospitalkirche in Kues (1450–58). Die Eifel zeigt die größte Verbreitung und damit die Beliebtheit dieser reizvollen Kirchenform. Die südlichsten Ausläufer bilden die Kirchen an der Saar (Kastell, Beckingen, Lockweiler, Losheim, Fraulautern [Abb. 101] und Forbach).

In spätgotischer Zeit kommen zu den bereits besprochenen Formen die süddeutschen Anregungen, die sich in ihren gestaffelten Querschnittsverhältnissen wesentlich von dem Moselytyp unterscheiden. Zumal in den ehemals Pfälzer Gebieten hat das süddeutsche Muster seine reichste und schönste Wirkung erreicht, vor allem in den Residenzen zu Simmern als nördlichster Spitze, zu Meisenheim und zu Zweibrücken.

Auf anderer Wurzel beruht die zierliche Kirche in Settingen an der Saar, die anscheinend elässische Formengut verarbeitet hat.

Ein Blick auf die Karte lehrt ohne weiteres den Unterschied in romanischer und gotischer Zeit. Mit fortschreitender Entwicklung wird der Umkreis bei der Verbreitung einer Form verengert, zugleich aber die Möglichkeit neuartiger Bildungen vermehrt und gefördert und das Bild dadurch unendlich bereichert. Als Grenze der verschiedenen Einflüsse ist der Hunsrück anzusehen, damit in der Kunstgeschichte nur das bestätigend, was durch kirchliche und sprachgeschichtliche Karten ebenso gezeigt wird.

#### Wichtigstes Schrifttum

- v. Cohnhausen: Der alte Turm zu Mettlach. (Zeitschr. f. Bauwesen XXI, 1871, S. 33f.)  
 Pick, A.: Zweischiffige Kirchen im Rheinland. (Annalen f. d. Niederrhein XXIV, 1872, S. 317f.)  
 Krauss: Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen. Straßburg 1876–89.  
 Maas, J.: Zweischiffige Kirchen an der Mosel. (Zentralbl. d. Bauverwaltung 1882, S. 57f.)  
 Die Baudenkmäler der Pfalz, hrsg. v. Pfälz. Kreisgesellsch. d. Arch. u. Ingen.-Vereins, Ludwigshafen 1884–97.  
 Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, hrsg. v. P. Clemens, Düsseldorf 1891/92.  
 v. Fissene: Zweischiffige Kirchen. (Zeitschr. f. chr. Kunst XIII, 1900, S. 243f.)  
 Dehio: Handb. d. deutschen Kunstdenkmäler, Bd. IV, Berlin 1911, 2. Aufl., 1926.

- Humann, G.: Der Zentralbau zu Mettlach und die von der Aachener Pfalzkirche beeinflussten Bauten. (Zeitschr. f. chr. Kunst XLI, 1918, S. 81f.)  
 Pöhlmann: Die viereckigen romanischen Kirchtürme in der Umgegend von Zweibrücken. (Pfälz. Museum XXXVIII, 1921, S. 57f.)  
 Schanck: Bockweiler. Zweibrücken 1923.  
 Hamann u. Küstner: Die Elisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge. Marburg 1924.  
 Die Kunstdenkmäler von Bayern. (Pfalz, hrsg. v. F. Mader, München 1926/27.)  
 Irsch: Die Trierer Abteikirche St. Matthias und die trierisch-lothringische Bautruppe. Augsburg, Köln u. Wien 1927.  
 Zimmermann: Beiträge zur Kunstgeographie der Rheinlande. (Rhein. Vbl. I, 1930, S. 66f.)  
 Zimmermann: Das Land an der Saar. Berlin 1931.  
 Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken, hrsg. von der Saarforschungsgemeinschaft, bearb. von W. Zimmermann, Düsseldorf 1932.

#### b) Die Baukunst des 18. Jahrhunderts

Zu Tafel 12 b

Auch die Karte zur Baukunst des 18. Jahrhunderts gibt nicht den Bestand im ganzen, sondern veranschaulicht die wirkenden Kräfte. Dabei zeigt sich erst jetzt ein vollendetes Abbild der ländsgeschichtlichen Vielfalt in der großen Anzahl der verschiedenen Künstler. Der Baulehrgeiz eines jeden Fürsten oder Prälaten verlangte einen eigenen Architekten. Bei der Frage nach deren Herkunft dürfen daher die Beziehungen ihrer Auftraggeber nicht vergessen werden. Nur diese können bisweilen den Schlüssel zu einer sonst unerklärlichen Verknüpfung geben. Eine Beschränkung mußte jedoch darin erfolgen, daß nicht alle Werke eines Künstlers aufgenommen werden konnten, um das Bild der Linien nicht zu verwirren. Es wird nur der Hauptweg gezeigt. Eine unterbrochene Linie bedeutet ein einmaliges Werk ohne sichtbare Nachfolge und Nachwirkung.

Kurstrier. Im Anfang des 18. Jahrhunderts steht das Trierer Bauwesen unter dem Zeichen Tirols. Bereits seit einem Jahrhundert kamen von dort größere und kleinere Truppen von Maurern und Bauhandwerkern, ohne daß unter ihnen eine schöpferische Kraft erschien. Erst nach dem Tode des Italieners Johann Christoph Sebastiani gelangt 1704 Philipp Joseph Honorius von Ravenstein ( $\dagger$  1729) in die Leitung des Bauwesens. Er stammte vermutlich aus der Bozener Gegend. Auch sein Nachfolger Hans Georg Judas ( $\dagger$  1726), der sich aus dem Zimmerhandwerk emporgearbeitet hatte, wird „Helvetius“ genannt. Nach dessen Tod war der Jesuit Christoph Tausch kurfürstlicher Oberbaumeister. Er kam aus Breslau. Dies erklärt sich daraus, daß der Kurfürst Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg zugleich Fürstbischof von Breslau war und von dort seinen Architekten mitbrachte. Mit dem Kurfürsten Franz Georg von Schönborn (1729–56) kommt für das Trierer Bauwesen die wichtige Entscheidung: es wird zu einem

Ableger des mainfränkischen Barock. Infolge der Schönbornschen Familienbeziehungen kann der große Balthasar Neumann (\* 1687 zu Eger in Böhmen,  $\dagger$  1753 als würzburgischer Oberingenieur und Oberst der fränkischen Kreisartillerie) wiederholzt zu Entwürfen und Beratungen hinzugezogen werden. Dieser läßt endlich in Trier seinen Schüler Johannes Seiz (\* 1717 zu Wiesenthal,  $\dagger$  1779) zurück, der nun die Leitung des Bauwesens innehatte. Während seiner Tätigkeit wird ihm nur einmal ein Franzose vorgezogen. Jean Antoine aus Metz erbaut 1761–63 Schloß Wittlich. Wichtiger ist am Ende des Jahrhunderts die Errichtung der großen Koblenzer Schloßanlage nach den Plänen des Straßburger Architekten P. Michael d'Ixnard (\* 1723 zu Nîmes,  $\dagger$  1795), wobei jedoch zu beachten ist, daß d'Ixnard nur in deutschen Diensten gearbeitet hat. Er wird infolge mißgünstigen Urteils der Pariser Akademie später von dem Pariser Akademisten Antoine François Peyre (\* 1739 zu Paris,  $\dagger$  1823) abgelöst. Aber es bleibt bei diesem einmaligen Werk des Schloßbaus. Bereits 1786 ist wieder ein Deutscher kurtrierischer Oberbaudirektor: Peter Joseph Krahe (\* 1758 zu Mannheim,  $\dagger$  1840 zu Braunschweig).

Der Trierer Kleinadel hatte schon früh die Verbindung mit Mainz gesucht. Es ist vor allem die kunstliebende Familie der Kesselstadt, die einmal für ihr Schloß Föhren den Mainzer Johann Kaspar Herwarthel (Mainzer Hofwerkmeister,  $\dagger$  1720 zu Mannheim) beruft, dann aber für die Planung ihres Stadtpalais in Trier Johann Valentin Thoman (\* 1695 zu Mainz,  $\dagger$  1777) gewinnt, der in der reizvollen Ecklösung eine der schönsten Leistungen rheinischen Barocks hervorbringt. Am Ende des Jahrhunderts baut der später in Mainz tätige Charles Mangin (\* 1721 zu Mitry bei Meaux, 1780f. in Mainz,  $\dagger$  1807 zu Nantes) das Lustschlößchen Monaise für den Dompropst Graf Philipp von Walderdorf.

Von den Abteien ist Prüm durch Personalunion mit Trier verbunden, so daß dort selbstverständlich dieselben Architekten erscheinen. Mettlach hat einen eigenen Architekten in Christian Kretschmar aus Sachsen ( $\dagger$  1768 zu Merzig), der vermutlich auf denselben Wege wie Tausch nach dem Westen verschlagen wurde (Abb. 102). In Springiersbach macht 1769 Paul Stehling aus Straßburg die Entwürfe zur Kirche, die deutliche Anklänge an die Ludwigskirche in Saarbrücken verrät. In Tholey, das seine Selbstständigkeit an Lothringen verlor, tritt der aus Nancy stammende Pierre le Noir auf, um jedoch schon bald dem ebengenannten Kretschmar Platz zu machen (Abb. 96). Auch Echternach steht anfanglich unter dem lothringischen Einfluß eines Leopold Durand (\* 1666 zu St. Mihiel,  $\dagger$  1749 zu St. Avold). Erst für die späteren Bauten ist Paul Mongenast (\* 1735 zu Echternach,  $\dagger$  1797) verantwortlich, dessen Vater mit einem Mauertrupp aus Landeck in Tirol nach dort gekommen war, möglicherweise aus einer Familie mit den bekannten österreichischen Architekten stammend.

Kurmainz. Der wichtigste Mainzer Architekt des frühen 18. Jahrhunderts ist Maximilian von Welsch (\* 1671,  $\dagger$  1745), der aus Kronach in Franken stammt. Er erscheint ebenso wie später Neumann fast bei allen wichtigen Bauten des main- und rheinfränkischen Gebiets. Einheimisch war der Rheingauer Anslem Franz von Ritter zu Grünstein (\* 1701,  $\dagger$  1765), während Franz Joseph Roth als Deutschordensbaumeister von Mergentheim kam. Bedeutend sind die Fäden, die in Mainz zusammenlaufen und von dort wieder ausgehen. Herwarthel, Thomann und Neumann sind bereits unter Trier genannt. Dazu käme noch Neumanns Sohn Franz Ignaz Michael (1733–85), dessen Mainzer Domturm immer wieder Bewunderung hervorruft. Worms steht ganz unter Mainzer Einfluß. In Speyer-Bruchsal ist es ähnlich. Allerdings kommen noch die Kurpfälzer Architekten Verschaffelt und Pigage hinzu, und nur der eine, Leonhard Stahl (\* 1730,  $\dagger$  1774 zu Bruchsal), ist einheimischer Herkunft.

Auch die freie Reichsstadt Frankfurt hat kaum eigene Architekten von Rang. Welsch kommt aus Mainz, und von seiner Kunst abhängig ist Kirn, dessen bestes Werk das Torhaus in Ilbenstadt ist. Rouge de la Fosse baut gleichzeitig an dem großen Schloß in Darmstadt. Eine einmalige Ausnahmeherrschaft ist der Pariser Robert de Cotte (\* 1656 zu Paris,  $\dagger$  1735), der die Pläne für das Palais Thurn und Taxis liefert.

Kurpfalz. Ein ausgedehntes Bauwesen entwickeln die von jeher baulustigen Pfälzer. Von Düsseldorf ward der Kurpfälzer Hof wieder in die Stammlande verlegt. Nachdem der großartige Plan des Grafen Alberti (\* in Venedig) für eine neue Residenz in Heidelberg aufgegeben war, wird Mannheim-Schwetzingen zum Mittelpunkt erwählt. Hier begegnen uns nun die meisten Fremden. Louis Rémy Rouge de la Fosse ( $\dagger$  1726 zu Darmstadt) kam über Hannover und Darmstadt nach Mannheim und entwarf die großartige Schloßanlage, die dann andere ausführten, so der Mainzer Herwarthel und die Franzosen Clemens de Froimont und Guillaume Hauberat. Eine große Rolle spielen die Italiener Alessandro Galli Bibiena (\* Bologna ?,  $\dagger$  1748) und sein Schüler Francesco Raballati.

Später sind es der niederländische Bildhauer und Architekt Peter Anton von Verschaffelt (\* 1710 zu Gent, † 1793) und der Lothringer Nicolaus de Pigage (\* 1721 zu Lunéville, † 1796).

Die Seitenlinie der Pfälzer zu Zweibrücken, die auch auf den schwedischen Königsthron gelangt war, bringt durch diese Beziehungen den Schweden Jonas Erickson Sundahl (\* 1677 zu Odens in Wermlandstal, † 1762) nach Zweibrücken, wo sein Hauptwerk das dortige Schloß ist. Ihm folgt der einheimische Christian Ludwig Hautz (\* 1726 zu Nohfelden, † 1806), während Johann Christian von Mannlich (\* 1740 zu Straßburg, † 1822), mehr Maler als Architekt, nur gezwungen und dem Namen nach eine Zeitlang das Bauwesen leitete. Von Zweibrücken ist völlig abhängig die Kunst in der kleinen *Blieskasteler Residenz*.

Die *badischen* Höfe zu Karlsruhe und Durlach bezogen ihre Architekten, die allerdings Italiener waren, aus dem östlichen Deutschland, so den Neffen des Ludwigsburger Baumeisters Donato Giuseppe Frisoni, Leopold Retti (\* 1704 zu Laino in Oberitalien, † 1751), über Ansbach, Stuttgart und Domenico Egidio Rossi (\* Fano b. Bologna) über Prag, Wien und Rastatt.

Kleinere Fürsten, wie die *Wild- und Rheingrafen*, haben anfanglich sich aushilfswise mit Pfälzer Architekten begnügt. Später hat die Kyrburger Linie zu Kirn ein eigenes Bauwesen unter dem einheimischen, von Johann Seiz in Trier abhängigen Johann Thomas Petri (\* zu Schneppenbach, † 1790 zu Kirn), danach unter dem aus Zweibrücken stammenden Johann Georg Christian Heß (\* 1756, † 1816), der vorher in Kirchheimbolanden beschäftigt war, seit 1787 aber als Stadtbaumeister nach Frankfurt kam. Die Rheingrafensteiner Linie läßt ihr prächtiges Schloß zu Gaugrehweiler durch Johann Leonhard Reichel aus Melsungen bei Kassel erbauen, scheint aber auch Verschaffelt aus Mannheim beschäftigt zu haben. Die Grumbacher Linie gibt ganz am Ende des Jahrhunderts dem damals in Mainz tätigen Mangin den Naubau des Schlosses in Wörstadt in Auftrag.

Einen ganz besonderen Raum beanspruchen die baulustigen Grafen und Fürsten von Nassau. In Usingen und Biebrich wird anfänglich Welsch aus Mainz herangezogen. Später leitet Julius Ludwig Rothweil das Bauwesen in Weilburg und Kirchheimbolanden, der auch in Neuwied und zuletzt als Waldecker Baudirektor tätig ist. Für Saarbrücken wird um 1700 der Franzose Joseph C. Motte dit la Bonté aus Saarlouis beschäftigt. Die eigentliche große schöpferische Kraft aber wird erst mit Friedrich Joachim Stengel (\* 1694, † 1787) gewonnen, der aus Zerbst stammte und bereits in Fulda, Usingen und Biebrich gearbeitet hatte (Abb. 44 u. 99).

Ich kann hier nicht alle Verbindungen im einzelnen darlegen. Sie müssen aus der unten angegebenen Literatur zusammengesucht werden. Die Fülle der Beziehungen liegt begründet in der

Auflösung in kleine Herrschaften mit Fürsten an der Spitze, die von Bauleidenschaft ergriffen waren. Daher kommt auch das anfänglich vielleicht verwirrende erscheinende Kartenbild. Aber dieses Bild vereinfacht sich sofort, wenn man die großen Gegensätze beachtet. Italiener erscheinen fast nur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, und zwar an fast allen größeren Plätzen. Später verschwinden sie, während nun vereinzelt Franzosen vorkommen. Fragt man aber, welches die bedeutenden Meister waren, so waren es doch die einheimischen Kräfte, neben denen zwar die anderen recht anspruchsvoll auftreten, sich aber im allgemeinen doch nur als Künstler zweiten Ranges erwiesen. Dabei fällt besonders auf, daß gerade im Grenzgebiet die wenigsten Fremden auftreten, obwohl dort der politische Druck am schärfsten war. Die politische Ohnmacht findet also ihr glänzendes Gegenstück in dem kulturellen Reichtum, und der Schatten des politischen Versagens läßt dieses Licht nur um so heller leuchten.

### Schrifttum (außer dem obengenannten)

- Nagler: Allgemeines Künstlerlexikon. München 1835—52.  
 Thieme-Becker: Künstlerlexikon. Leipzig 1908 f.  
 Keller: Balthasar Neumann. Würzburg 1896.  
 Beringer, J. Aug.: Peter Anton von Verschaffelt. (Studien zur deutschen Kunsts geschichte, Straßburg 1902.)  
 Hirsch, F.: Das Bruchsaler Schloß. Heidelberg 1910.  
 Lohmeyer, K.: Friedrich Joachim Stengel. Düsseldorf 1911.  
 Rübel, R.: Die Bautätigkeit im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken und in Blieskastel im 18. Jahrhundert mit Hervorhebung des Baudirektors Christian Ludwig Hautz. Heidelberg 1914.  
 Lohmeyer, K.: Johannes Seiz. Heidelberg 1914.  
 Kentenich: Christian Kretschmar und das Trierer Bauwesen im 18. Jahrhundert. (Trier. Chronik XV, S. 19f.)  
 Döbler, F.: Johann Anton Valentin Thoman. (Mainzer Zeitschr. X, 1915, S. 1ff.)  
 Krausse d'Aviz, H.: Johann Peter Jäger. (Mainz. Zeitschr. XI, 1916, S. 1ff.)  
 Dorst, F.: Charles Mangin und seine Bauten in Trierer und Mainzer Landen. (Mainz. Zeitschr. XII/XIII, 1917/18, S. 89f.)  
 Wagner, J. J.: Koblenz-Ehrenbreitstein. Koblenz 1925.  
 Dehio, G.: Geschichte der deutschen Kunst. Bd. III, Berlin u. Leipzig 1926, 2. Aufl. 1931.  
 Lohmeyer, K.: Schönbornschlösser. (Meister u. Werke des Rhein-Fränkischen Barock I, Heidelberg 1927.)  
 Schlegel, A.: Die Deutschordensresidenz Ellingen und ihre Barockbaumeister. Marburg 1927.  
 Vogts, H.: Das Bürgerhaus in der Rheinprovinz. Düsseldorf 1928.  
 Hermann, W.: Balthasar Neumanns Umbauprojekte für die Wiener Hofburg. (Zeitschr. I. Denkmalpflege II, 1, 1928.)  
 Lohmeyer, K.: Die Baumeister des Rhein-Fränkischen Barocks. (Wiener Jahrbuch 1928 u. 1929; auch als S.-A. Wien u. Augsburg 1931.)  
 Lohmeyer, K.: Der Pfalz-Zweibrücker Baudirektor Jonas Erickson Sundahl und seine Familie. (Kurpfälz. Jahrb. 1929, S. 187f.)  
 Wasmuths Lexikon der Baukunst. Berlin 1929/30.  
 Scholl, F.: Leopoldo Retti. Ansbach 1930.  
 Zimmermann, W.: Die Baumeisterfamilie Mungenast in Echternach. (Luxemburger Wort vom 15. März 1932.)

## 9. Zur Siedlungsgeschichte der Saarlande

### a) Der Gang der Besiedlung

Zu Tafel 13

Von Georg Wilhelm Sante

Die Tafel 13a—f<sup>1)</sup>) erläutert den Gang der Besiedlung, angefangen mit der Landnahme in der Völkerwanderungszeit und endend in der Gegenwart bei dem industriellen Ausbau: es ist die Geschichte der germanischen bzw. deutschen Siedlungen an der Saar.

Die Forschung hält sich seit alters an die Ortsnamen, um ihnen die Geheimnisse der Siedlungsgeschichte zu entlocken. Aber je weiter sie vordrang, desto verwirrender wurden die Versuche der Erklärung. *Wilhelm Arnold* hatte in seinen „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme“ (1875) eine einfache Lösung gegeben, indem er bestimmte Ortsnamenendungen bestimmten Stämmen zuwies (z. B. -ingen den Alemannen, -heim den Franken) und auf diese Weise Ansiedlungen und Wanderungen festlegte. Aber seine Ansicht ist längst widerlegt. Die Frage nach den Stämmen ist überhaupt falsch gestellt; wer mit ihnen operiert, setzt eine erst noch zu beweisende sprachliche Einheit voraus, die jene Endungen erzwungen haben soll. Um Klarheit zu gewinnen, ziehe man die Tatsachen den Hypothesen vor! Und zu ihnen gehören die Ortsnamen nach wie vor. In ihrer örtlichen Verbreitung herrscht keine regellose Willkür, sondern sie schließen sich zu Gruppen zusammen, die andere Formen ausschließen. Nachdem die Stämme als Grund ihrer Bildung ausgeschieden sind, bleibt das Wissen darüber dürftig, wie auch bei den Formen des ländlichen Hauses und der ländlichen Siedlung der Ursprung im

<sup>1)</sup> Die Karten gehen vom jetzigen Bestand aus, beschränken sich auf die Städte, Dörfer und Weiler, berücksichtigen die älteste Namensform und übergreifen die abgegangenen Orte (Wüstungen).

Dunkel liegt (siehe die Tafeln 14—16). Die Erklärung spricht an, daß die Ortsnamengruppen wie andere Sprachräume entstanden (vgl. die Erläuterungen zu Tafel 19).

Da es sich um Siedlungen handelt, unterscheide man vor allem den Boden, der sie trägt und nährt, und frage, wo und wie er sie begünstigt oder nicht. Die vor- und frühgeschichtliche Forschung bewies, daß die ältesten Siedlungen die waldfreien Räume bevorzugten und die Menschen erst später in den Wald vordrangen. Das bedeutet: es gilt zwischen den Böden zu unterscheiden, die ob ihrer natürlichen Pflanzendecke siedlungsfreudlicher oder -feindlicher waren. Dieser Unterschied gilt an der Saar ohne Einschränkungen zwar nur für ein trockeneres Klima in vorgeschichtlicher Zeit, aber der Mensch bewahrte ihn durch seine Siedlungen bis auf die Gegenwart.

Wenn die Bodenfunde an Bedeutung abnehmen, je weiter die Jahrhunderte fortschreiten, so treten die Urkunden an ihre Stelle. Sie berichten zwar höchst selten über die Gründung selbst; aber mit gewissen Bedingungen lassen sie sich zur Bestimmung des Alters verwenden, indem man die Ersterwähnung heranzieht. Da die ältesten Urkunden den geistlichen Archiven der Bistimer, Klöster, Stifter entstammen, bestimmt der Grad ihrer Erhaltung den Wert: je älter und vollständiger erhalten, desto zuverlässiger. Manche Lücken in einer Karte früher Ersterwähnungen sind so zu erklären: die schriftliche Überlieferung setzt an dieser Stelle und für diese Zeit aus. Man darf also daraus nicht ohne weiteres auf unbesiedelte Räume schließen. — Auch die Siedlungsformen geben über die Siedlungsgeschichte Aufschluß. Gewannförderer gehören nur der älteren Schicht an und fehlen in der jüngeren, bei Einöddörfern und Waldhufendorfern ist es umgekehrt, Weiler und Einzelhöfe finden sich in beiden. Indessen sind den Siedlungsformen besondere Karten gewidmet (Tafel 14—16).

In allen diesen Beweisen stecken Fehlerquellen. Sie lassen sich vermeiden, wenn man bei den großen Zügen stehen bleibt, da sich ihnen die Einzelheiten entziehen, und wenn man sie alle, sich gegenseitig stützend, anwendet. Man geht also nicht von den Stämmen aus! Sie waren eher politische Bünde, zusammen geschlossen für die Wanderung und den Kampf gegen das römische Reich, als einheitliche Gruppen hinsichtlich der Sprache und Siedlung. Wenn sie vor allem als politische Organisationen gefaßt werden, so lockert sich ihr *unmittelbarer* Einfluß auf den Gang der Besiedlung, der mehr vorausgesetzt als bewiesen war. Statt dessen ist der Gang der Besiedlung selbst der Vorwurf der Karten; sie wollen in dieser Richtung gelesen werden.

Die Saarlande haben den vollen Gegensatz siedlungsfreundlicherer und siedlungsfeindlicherer Gebiete. Bis in die Gegenwart bedecken weite Wälder den Hochwald im Norden und den Warndt und das Saarkohlengebirge in der Mitte. Dagegen sind die Muschelkalkflächen des linken Saarufer und des Bliesgaus auf dem rechten Saarufer von Natur aus offeneren Siedlungsräumen. (Die Karten zeigen die Ost- und Nordgrenze des Muschelkalkes.) Auch diese Muschelkalkflächen haben ihre Waldbestände, die auf dem angrenzenden Keuperstreifen (siehe die geologische Tafel 4) wieder größere Räume einnehmen; aber im ganzen sind sie von Natur offeneres Land und waren erstmals recht in einem trockenem Klima der Nacheiszeit. Das Saar-Nahe-Bergland in seinem westlichen Teil zwischen Hochwald und Saarkohlengebirge nimmt in seinem Waldbestand eine Zwischenstellung ein. Auf Grund der natürlichen Pflanzendecke und unter Berücksichtigung des trockenem Vorfaziklimas lassen sich die Siedlungsräume der vorgeschichtlichen Zeit im großen rekonstruieren. Der Waldverteilung in der Gegenwart entspricht die Frühbedeutung auf den Muschelkalkflächen. Die Waldgebirge des Hochwaldes und der Hardt fallen aus; das Saar-Nahe-Bergland soll nach *Gradmann* nur ungleich verstreute Frühbesiedlungen gehabt haben. Noch am Ende der römischen Zeit waren die Bewohner über diese Grenzen kaum vorgedrungen, und als die Germanen das Land besetzten, hat sich der Vorgang aus vorgeschichtlicher Zeit wiederholt: zuerst Besiedlung des offeneren Landes, dann Ausbau und Rodung der Wälder.

Um den Gang der Besiedlung mit den *Ortsnamen* zu belegen, bedarf es einer zeitlichen Einordnung. Doch ist das nur im großen möglich; denn je kleiner die Zeitschnitte sind, desto mehr Fehler können sich einschleichen. Dem ältesten gehören die -ingen und -heim-Namen, einem späteren die -weiler-Namen an; diese bezeichnen Ausbauorte, die nach *Hebok* im 7. bis 9. Jahrhundert entstanden, im Westen beginnend und endend im Osten. Noch jünger sind die Rodungsnamen mit -scheid usw. In den Saarlanden liegen die -ingen- und -heim-Orte (Tafel 13a), soweit sie nicht spätere Gründungen nach 1600 sind, so gut wie ausschließlich auf den waldfeindlicheren Muschelkalkflächen. Die mittlere Waldzone, Warndt und Saarkohlengebirge, ist frei, der Hochwald hat ein, zwei Beispiele, zahlreichere das Saar-Nahe-Bergland zwischen beiden; aber der Abstand zum Westen und Süden ist auch hier klar. Die -ingen-Namen überwiegen, die -heim-Namen bilden eine geschlossene Gruppe nur im Bliesgau. Beide sind nur Teile weiterer Verbreitungsgebiete. Die -ingen-Namen beginnen an der oberen Saar und am Westhang der Vogesen und ziehen nach NW über den Niedbogen, die Mosel bis nach Luxemburg, die -heim-Namen finden sich in den Oberrheinlanden wieder, die sie von Mülhausen bis Bingen beherrschen. — Die -weiler-Namen (Tafel 13b) geben ein anderes Bild. Hier liegt eine Hauptgruppe an der Prims und oberen Blies, also im Saar-Nahe-Bergland, aber auch in die -ingen- und -heim-Domäne sind zahlreiche -weiler-Namen, vor allem im Südosten, eingesprengt. Hier setzen sie sich bis ins Quellgebiet der Saar und an den Westrand der Vogesen fort, wo sie ihr Gegenstück am Osthang bis zur Hardt hinauf haben; die Hauptgruppe geht weiter in nordöstlicher Richtung ins Nahegebiet. Allen drei Ortsnamen ist ein Zug gemeinsam: sie meiden die großen Waldzonen. Hier breiten sich die *Rodungsnamen* aus (Tafel 13c). Der Hochwald ist freilich spärlich besetzt; er blieb siedlungsarmer Wald bis auf die Gegenwart. Aber Warndt und Saarkohlengebirge sind von Rodungen dicht durchsetzt. Sie weisen sich als solche oft weniger durch ihren Namen als durch ihre Lage aus. Die Rodungsnamen liegen am Rande und im Saar-Nahe-Bergland. Die Häufung der Rodungen im oder am Walde, wie er jetzt noch besteht, beweist, daß er ehemals keine wesentlich weitere Ausdehnung hatte. Nur die Gruppe der -scheid-Namen zwischen Pflegscheid und Lummerscheid ließe sich als frühere Waldzone deuten; sie liegen geradezu auf der Nordwestgrenze der siedlungsfeindlicheren Saarbrücker Schichten. Im Warndt und Saarkohlengebirge sind also alte Wälder in fast unvermindertem Umfang erhalten geblieben. Ringsherum liegt ein Gebiet, das arm an Rodungsnamen ist. Im Saar-Nahe-Bergland

setzen die Rodungsnamen die -weiler-Gruppe zur Saar fort, beide zusammen füllen es erst aus. Im Westen und Süden jenseits des Saartales liegen drei kleinere Gruppen von Rodungsnamen, im Quellgebiet der deutschen Nied und westlich der unteren Nied. Sie gehören bereits zur waldfreundlicheren Keuperzone, und zwischen Bibischer Hof und St. Hubert besaß die Zisterzienser-Abtei Villers-Bettmack größere Waldbestände, welche erst späte Rodung auflockerte.

Um aber gerade bei den Rodungen den zeitlichen Ablauf festzustellen, ist die *schriftliche Überlieferung* heranzuziehen: die *Ersterwähnungen*, die in den letzten Jahrhunderten schon das Gründungsjahr selbst bezeichnen können. Zwar gibt es schon Ersterwähnungen bis 800, 900; aber die Tafel 13d geht bis 1000, um mehr Urkunden heranziehen zu können. Die frühen Ersterwähnungen häufen sich im Nordwesten zwischen Mosel und Saar und im Saartal, die mittlere Waldzone und das Saar-Nahe-Bergland sind fast leer, die übrigen Räume locker besetzt. Auch in solcher Verteilung macht sich der gleiche Gegensatz siedlungsfreundlicherer und -feindlicherer Räume bemerkbar. Abgesehen vom Saartal, das der frühen Besiedlung offen stand, auch ohne daß sie sich in gehäuften -ingen- oder -heim-Namen ausdrückte, decken sich Muschelkalkgebiete, Ersterwähnungen bis 1000 und -ingen- und -heim-Namen im großen und ganzen. Nur zwei Stellen bedürfen noch einer besonderen Erklärung: die Fülle zwischen Saar und Mosel im Nordwesten und die Leere im Nordosten um Tholey. Dort im Bereich der Trierer Kirche, Stifter und Klöster ist die schriftliche Überlieferung älter und reicher als hier. Das Archiv des Klosters Tholey ist dagegen für die frühen Jahrhunderte vernichtet; die Lücke um Tholey braucht also dem tatsächlichen Zustande nicht zu entsprechen. Diese Tatsache bewirkt auch eine Unsicherheit in der zeitlichen Einordnung der -ingen-, -heim- und -weiler-Namen, soweit sie sich auf die frühen Ersterwähnungen stützt. Für die -ingen- und -heim-Namen sind sie zahlreich genug und liegen größtenteils auf der siedlungsfreundlicheren Muschelkalkfläche. Die -weiler-Namen aber sind mit ein paar Ausnahmen erst nach 1000 erwähnt. So lassen auch die frühen Ersterwähnungen die zeitliche Folge erkennen, jedoch in einer unwirklichen Vergrößerung; die -weiler-Orte sind älter, als sie es vermuten lassen.

Vorsichtig und vergleichend sind die Karten der Frühzeit zu deuten; aber je weiter die Jahrhunderte vorschreiten, die schriftliche Überlieferung zunimmt, desto mehr versiegen die Fehlerquellen. Der Stand der Besiedlung am Ende des Mittelalters, um 1400 (Tafel 13e), ruht daher auf festeren Fundamenten. In gleichmäßigem Netze überziehen die Siedlungen alle Gebiete, die ob ihrer Wälder nicht schlechthin siedlungsfeindlich sind, und machen in der Dichtigkeit keine Unterschiede mehr zwischen früher und später besiedelten Teilen, zwischen Muschelkalkfläche und Saar-Nahe-Bergland. Sie reichen nördlich bis hart an den Hochwald, dessen westlicher Abfall zur unteren Saar schon vor 1000 besiedelt war (siehe Tafel 13d); sonst ist er leer, und noch jetzt liegt zwischen Weiskirchen und Zerf kein Dorf oder Weiler. Leer sind auch Warndt und Saarkohlengebirge, obschon die ersten Vorposten in diese vorgedrungen sind. Dasselbe gleichmäßige, freilich weitmaschigere Netz bilden die Pfarrsitze des 14. Jahrhunderts; Besiedlung und kirchliche Organisation geben dasselbe Bild.

Jene Lücke der mittleren Waldzone füllen die späten Gründungen nach 1600 aus, die den Gang der Besiedlung bis auf die Gegenwart fortführen (Tafel 13f). Während der frühere Ausbau die Ernährungsfläche erweiterte, indem die Bewohner von den offenen Räumen aus die Wälder rodeten, um Neuland zu gewinnen, drangen sie hier aus anderen Gründen vor. Die *Industrie* schloß die Wälder auf, zuerst die des Clases und Eisens in einer ersten Welle des 17./18. Jahrhunderts; Ende des 18. Jahrhunderts trat die Steinkohle hinzu, und dann die Führung zu übernehmen. Aber der Wald verschwand wieder im Saarkohlengebirge, noch erst recht im Warndt; die Siedlungen beanspruchen geringeren Raum, weil sie vornehmlich von der Industrie und nur zusätzlich von der Landwirtschaft leben. Aber sie entstanden in dichter Fülle, zum Teil als Kolonien von Amts wegen gegründet. Sie wuchsen, berührten sich, verschmolzen zum Teil; das Sulzbachtal ist jetzt zwischen Saarbrücken und Bildstock eine einzige Siedlungsreihe geworden (Tafel 13e).

Die übrigen Gründungen nach 1600 haben ihre besonderen Gründe von Ort zu Ort. In diese Zeit gehören auch die Rodungen in den Wäldern der Keuperzone zwischen deutscher Nied und Saar und auf dem westlichen Niedufer. Nur auf eine Gruppe muß noch verwiesen werden. Als Saarlouis 1680 auf fremden Befehl erbaut wurde, entstanden in nächster Umgebung ein paar Dörfer, die nach französischen Regimentern benannt waren, vielleicht weil sie dort ihre Quartiere hatten, z. B. Pikard nach dem Regiment

Picardie, Bourg-Dauphin (jetzt Neuforweiler) nach dem Regiment Dauphin. Sie waren in den natürlichen Gang der Besiedlung gewaltsam eingefügt; ihre Bewohner unterschieden sich aber nicht von den übrigen deutschen Saarländern (siehe Erläuterung zu Tafel 17c).

Natürliche Grundlagen, Ortsnamen, Ersterwähnungen ergeben denselben Gang der Besiedlung. Die Germanen besetzten zuerst das offene Land auf den Muschelkalkflächen und das Saartal, breiteten sich dann im Berglande zwischen Hochwald und Saarkohlengebirge aus. Die Besiedlung dieser mittleren Waldzone gehörte einer dritten Schicht an, die bis in die Gegenwart fortdauert. Das Gesamtbild kehrte sich um: im Mittelalter umgaben die dichter besiedelten Gebiete den noch leeren Raum des Warmtals und Saarkohlengebirges; in der Gegenwart ballen sich hier die Siedlungen am engsten zusammen, und die Randgebiete sind die leereren geworden, sei es durch Stillstand oder Rückgang. Und die Kraft, die solchen Umschwung bewirkte, war die Industrie; sie machte den Mittelraum der großen Wälder erst zum Kern der Saarlande, zur Saarindustrielandschaft.

Tafel 13 d enthält noch die spärlichen Bezeichnungen der Gauen und Grafschaften, die aber nicht ausreichen, um ihre genauere Lage festzustellen. Ihre Grenzen sind unbekannt; bekannt sind nur die Zugehörigkeiten einzelner Orte, die hier eingetragen sind. Schon diese ergeben kein klares Bild. Es kommt vor, daß ein Ort zu mehreren Gauen gerechnet wurde; Saarbrücken lag z. B. einmal im Saargau, ein andermal im Rosselgau. Ungeklärt ist auch das Verhältnis der Grafschaften zu den Gauen. Zwischen Gau und Bistum scheinen keine Beziehungen bestanden zu haben; wenn Leuken, Roden und Wadgassen zum Erzbistum Trier, Saarbrücken zum Bistum Metz gehörten, so lagen sie alle im selben Saargau.

#### Quellen

- Beyer-Ellerster-Götz: Urkundenbuch ... der ... mittelrheinischen Territorien. 3 Bde., 1860–74.  
 Götz, A.: Mittelrheinische Regesten. 4 Bde., 1879–86.  
 Jung, A. H.: Regesten zur Geschichte der ehemaligen Nassau-Saarbrückischen Lande. 2 Teile, 1914–19.  
 Einzelne Landes- und Ortsgeschichten.  
 Müller, Max: Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier. (Jahresber. d. Gesellsch. f. nützliche Forschungen 1900–05, 1909.)  
 Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Landes- und Ortsbeschreibung. 3 Teile, 1898–1901.

#### Schrifttum

- Gradmann, R.: Süddeutschland. 2 Bde., 1931.  
 Noll, A.: Die natürlichen Grundlagen der Besiedlung an der unteren und mittleren Saar. (Zeitschr. des rhein. Ver. f. Denkmalforschung u. Heimatforschung XXII, 1/2, Saarland, 1929.)  
 Pöhlmann, K.: Die älteste Geschichte des Bliesgaus I. 1925.  
 Schurz, K.: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Saargebiet. (Jahresber. des Frankf. Ver. f. Geographie u. Statistik LXXXVII/LXXXIX, 1925.)  
 Schumacher, K.: Siedlungs- und Kulturgechichte der Rheinlande III. 1925.  
 Steinbach, Fr.: Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. 1926.

#### b) Die Wandlungen des Landschaftsbildes unter dem Einfluß der Industrie

Zu Tafel 18  
 Von Hermann Overbeck

Das Industriegebiet an der mittleren Saar ist aus einem *Waldland* erwachsen. Die wirtschaftliche Auswertung der reichen Holzvorräte wurde die erste Veranlassung zur Industrialisierung und Besiedlung dieser ursprünglich überhaupt nicht oder nur sehr dünn bewohnten zusammenhängenden Waldzone, die das Kerngebiet der mittleren Saarlande von SW nach NO durchzieht (vgl. S. 30 f.). Nach N und S schließen sich an diese Zone offener Räume an. Die ältere Besiedlungsgeschichte der Saarlande hat uns den Gegensatz zwischen den früh besiedelten Gaulandschaften, dem Saargau im Westen und dem Bliesgau im Süden, und dem zentralen Waldgebiet erkennen lassen, und selbst die großartige mittelalterliche Rodetätigkeit in der Zeit des Landesausbau, die auch das nordsaarländische Berg- und Hügelland, den westlichen Teil des Saar-Nahe-Berglandes, flächenhaft in den Siedlungsraum einbezog, machte im großen und ganzen an diesem Waldgebiet halt. Die nährstoffarmen Sandsteine der Saarbrücker Schichten, der unteren Stufe des Oberkarbons, und des Buntsandsteins boten einer auf der Landwirtschaft gegründeten Besiedlung keine Lebensbedingungen. Die Waldwirtschaft war hier die naturgegebene Wirtschaftsform, und in der Rolle eines Nebengewerbes der Eisen- und Glasindustrie hat sie eine erste Bevölkerungsverdichtung möglich gemacht. Daß diese ältere Industrialisierung dann aber nicht nur eine Episode in der kulturlandschaftlichen Entwicklung blieb, sondern bis in die Gegenwart anhalten und sich sogar in wesentlich gesteigertem Umfange auswirken konnte, das verdankt die Saar einer anderen Tatsache. Denn dieses Waldland birgt zugleich

auch die wertvollen *Steinkohlenfözzige*, die in dem Saarbrücker Hauptsattel in einem breiten Gewölbe zutage treten. Der Wald und die Steinkohlschätze waren die beiden Grundvoraussetzungen für das Werden eines Saar-Industriekörpers; und aus einem kulturgeographisch „toten“ Raum wurde durch die industrielle Nutzung des Waldes und späterhin durch die Verwertung der Steinkohle die Grundlage geschaffen für die Entwicklung des Saarreviers zum drittgrößten deutschen Bergbau- und Industriebetrieb.

Die Tafel 18 zeigt in charakteristischen Ausschnitten, wie sich das Landschaftsbild der zentralen Industriezone und ihrer Nachbarschaft unter dem Eindruck der Industrie und der durch sie bedingten Besiedlung gewandelt hat. Auf den Teilkarten a und b ist der Zustand der Saarindustriestraße, dieser Zone der geschlossensten heutigen Industrie- und Bevölkerungsschallung, für den Anfang des vorigen Jahrhunderts und für die Gegenwart dargestellt. Und für die gleichen Zeitpunkte vermitteln die Karten c und d das Bild der Kohlengabstätte, des Sulzbach- und Fischbachtals, wo das Zentrum des heutigen Kohlenbergbaus liegt. Die Landschaft um Illingen und Wemmetsweiler stellt dagegen einen Abschnitt der waldfreien nördlichen Randzone des Kohlengebirges dar, wo zwar nicht mehr der Bergbau selbst, wohl aber die durch seine Nachbarschaft bedingte starke Siedlungsverdichtung über das normale Maß der Bevölkerungszunahme hinausgehende Umwandlungen hervorgerufen hat. — Die Karten b, d und f sind nach den in der Staatsbibliothek in Berlin vorhandenen Exemplaren des Tranchotschen Kartenwerkes (im Maßstab 1:20000) aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, „Topographie des départements réunis de la rive gauche du Rhin“, Blätter 251 (Illingen), 257 (Friedrichsthal, Sulzbach), 260 (Völklingen), 261 (Saarbrücken) und 262 (St. Arnual) entworfen. Für die Darstellung des heutigen Zustandes dienten die Meßtischblätter als Grundlage; doch konnten diese dank dem Entgegenkommen der Landesplanung der Rheinprovinz, Zweigstelle Saarbrücken mit Hilfe der im Erscheinen begriffenen topographischen Grundkarten des Saarindustrieviers auf den neuesten Stand gebracht werden.

Um 1800 bildet der Wald in dem Raum des heutigen Industriegebietes an der Saar noch das Hauptmotiv<sup>2)</sup>. Aber langsam ringt sich daneben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein zweites Leitmotiv durch; die Industrie dringt in das Land der mittleren Saar ein. Diese *Zweiheit Wald und Industrie* bestimmte schon damals den Landschaftscharakter, genau wie es auch heute noch ist. Nur waren die Industrie und die in ihrem Gefolge entstandenen menschlichen Behausungen abseits des auch damals schon dichter besiedelten Saartales erst punkthaft eingestreut in ein wildiges Gebirgsland, während diese anthropogeographischen Landschaftselemente heute flächenhafter in Erscheinung treten. Dieser Unterschied ist aber nur ein gradueller, kein grundsätzlicher. Belegt wird diese Auffassung durch die künstlerische Schilderung, die Goethe in Dichtung und Wahrheit von seiner Reise durch das Saarbrücker Land im Jahre 1770 gegeben hat, „Bei einbrechender Dunkelheit“ bot sich ihm „unweit Neunkirchen ein überraschendes Feuerwerk. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns am seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhäuser, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstromes .... trieb uns endlich hinweg, um in Neunkirchen einzukehren, das an den Berg hinaufgebaut ist.“ Und dann die andere Seite dieser Landschaft! Von dem höher gelegenen Jagdschloß blickte Goethe noch am selben Abend weithin über Berg und Tal, „Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsternen Erde, die gegen den heiteren Horizont einer Sommernacht nur noch finster erschien, das brennende Sternengewölbe über mir, saß ich an der verlassnen Stätte lange mir selbst und glaubte, niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben.“ Auch in der *Verteilung der Industrie* hat sich gegenüber dem heutigen Zustand grundsätzlich nicht viel geändert. Der einseitig auf das Eisenwerk eingestellte Neunkirchener Industriebezirk war etwas abseits im Nordosten gelegen (vgl. Tafel 17b und S. 65 f.). Jenseits der Wasserscheide zwischen der Blies und den unmittelbaren Saarzuflüssen steigen wir hinunter ins Sulzbach- und Fischbachtal (Tafel 18d). Hier finden wir nicht nur Bergbauanlagen und Industriewerke, wie die Glashütten zu Quierschied, zu Friedrichsthal und in der Nähe von Sulzbach, wie den Hochofen zu Fischbach und das Stahlwerk Jägersfreude, sondern auch Alaun- und Rußhütten mit ihren schüchternen Versuchen einer Nebenproduktionsverwertung im Kohlenbergbau und einer chemischen Industrie. Die ganze Mannig-

<sup>2)</sup> Das Folgende nach meinem Aufsatz: Die Saarwirtschaft um 1800, eine historisch-wirtschaftsgeographische Studie. (Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte XXVII, 1934.)

fältigkeit des heutigen Industriebildes ist in kleinen Anfängen schon vorhanden. Das zeigt uns auch die Verteilung der industriellen Anlagen längs der Saar (Tafel 18 b). Der Saartalbezirk nimmt schon in der älteren Eisenindustrie eine bevorzugte Stellung ein; denn diese zeichnet sich durch Vielseitigkeit und einen recht modern anmutenden Betriebsaufbau aus, so wie ihn vor allem die Dillinger und die Geislauterner Hütte zeigen, während das Halberger Werk nur Gußwaren herstellte und das Roheisen vom Fischbacher Hochofen bezog. Mit den Stahlwerken zu Goffontaine und Jägersfreude und den nur eisenerarbeitenden Werken, dem Sensenwerk und dem Drahtzug-Hammer, erscheint die Eisenindustrie in ihrer Vielgestaltigkeit trotz ihrer Kleinräumigkeit als der echte Vorfänger der modernen Großeisenindustrie an der Saarindustriestraße, deren industrieller Charakter noch durch die Glashütten und die Kohlengruben verstärkt wird. *Der Saarindustriekörper um 1800 ist im kleinen schon das Spiegelbild des Saarindustrieviers der Gegenwart.*

Bei einem Vergleich der beiden Karten (Tafel 18 a und b), die die *Saarindustriestraße* darstellen, fällt zunächst ins Auge, daß sich die Waldgrenzen nur sehr wenig verändert haben. Der Waldbestand ist im ganzen der gleiche geblieben. Die Erweiterung des Industrie- und Wohnraumes ist nicht auf Kosten des Waldes, sondern auf Kosten der Nährflächen, von Acker, Wiesen und Weiden, erfolgt. Lediglich da, wo neue Arbeiterkolonien angelegt wurden, so z. B. bei Herrensohr, Ritterstraße und Altenkessel, sind größere Waldparzellen gerodet worden; jedoch waren diese Veränderungen nicht in der Lage, das Gesamtbild zu beeinflussen. Gelegentlich ist der Wald sogar gewachsen; so hat sich die Grenze des St. Johanner Stadtwaldes dadurch, daß im 19. Jahrhundert Waldanpflanzungen erfolgten, nach S vorgeschoben. Zum Unterschied von dem älteren Zustand erreicht der Wohnraum heute an sehr vielen Stellen den Waldrand. Früher war es nach einer alten Bestimmung der Forstverwaltung verboten, in einem Umkreis von 1 km von dem Wald ein Haus zu bauen. In dem St. Johanner Stadtwald dringen heute langsam die Vorposten neuer Wohnviertel ein. Aber diese achten den Wald, und die Waldbäume sind heute noch in den Gärten erhalten. Wiesen und Weideland sind in unserem Saartalausschnitt fast vollkommen verschwunden, und das Ackerland hat sich nur noch in stark zerstückelten Parzellen erhalten und ist vielfach in Gärten umgewandelt. Als eine geschlossene einheitliche Fläche an Stelle der verstreuten Siedlungen und Industrien von einst zieht sich heute der Wohn- und Industrieraum von Bous über Völklingen und Saarbrücken bis nach Brebach durch das ganze Saartal. Die industriell genutzten Flächen liegen zwar am Rande der einzelnen Siedlungskerne, aber sie werden unmittelbar von diesen berührt und gehen ohne Zwischenraum in sie über. So drängt alles auf den starken einheitlichen Landschaftseindruck dieser Saarindustriestraße hin. — In dem Rosselftal aufwärts bis Großrosseln, in dem Scheidertal bis in die Gegend von St. Ingbert und Rohrbach und in den *Kohlengebirgstälern des Sulz- und Fischbachtals* (Tafel 18 c und d) findet diese ihre Fortsetzung. In wesentlich stärkerem Maße haben die Nebentäler ihren ursprünglichen Charakter als Waldtäler bewahrt. Die Täler wurden zwar durch Industrialisierung und Besiedlung ausgeweitet; aber der Wald blieb der feste Rahmen trotz der Enge des zur Verfügung stehenden Raumes. Im Sulzbachtal sind die Waldbrücken von einst zwischen St. Johann, Dudweiler, Sulzbach und Friedrichsthal zerstellt; eine geschlossene, mit Bergbau- und untergeordnet auch Industrie-

anlagen durchsetzte Siedlungszeile füllt den ganzen Talboden bis zur Wasserscheide auf der Bildstocker Höhe aus. Deutlich wird der Charakter der Rodungen im Fischbachtal. Hier hat der Vorgang der Besiedlung das ganze Tal nicht so einheitlich erfaßt, sondern ein Wechsel zwischen Siedlungsinselfen mit Bergbauanlagen und Schlauchhalden im Tal und lieblichen waldumrahmten Talstücken mit schmaler wiesenfüllter Sohle ist sein Ausdruck. Der Kohlenbergbau ist von der Tallinie aus auch gegen die Höhen vorgedrungen, kann dabei noch den kleineren Talchen folgen (z. B. Grube Maybach im Trenkelbachtal oder die elektrische Anlage der Weiherzentrale im obersten Kohlbachtal), hat aber auch schon die Höhen selbst erreicht (Grube Götterborn, Schacht Erkershöhe). Immer aber liegen die Gruben, fast unsichtbar, eingebettet im Wald. — Mit den Teilkarten e und f, *der Landschaft um Illingen und Wemmetsweiler*, verlassen wir das Waldland des Kohlengebirges und betreten eine offene Ackerbaulandschaft, die sich im Übergang von den Saarbrücker zu den Ottweiler Schichten des Oberkarbons mit scharfer Grenze gegen N an die Waldzone anschließt. Aus dem Gebiet der Arbeitsstätten des Bergbaus und der Industrie kommen wir in sein nördliches Vorland, das als wichtiger Wohnraum der Arbeiter mit diesem heute auf engste verknüpft ist. Der Zustand um 1800 zeigt zwar im Bild seiner Siedlungen noch einen rein landwirtschaftlichen Raum, im dem ähnlich wie in dem nach SW anschließenden Köllertal der Ackerbau unter recht günstigen natürlichen Bedingungen betrieben werden kann, wo in den Talzonen außerdem die Viehwirtschaft eine Rolle spielt. Es war ein Land der reichen Bauern. Während Wemmetsweiler, Hättigweiler, Raßweiler und Gennweiler typische Bauerdörfer waren, war Illingen mit seiner alten Kirche (alte Pfarrei) und seiner Burg ein Marktfecken und zugleich die „Residenz“ der Reichsfreiherrn von Kerpen. Illingen war ein kleines Zentrum des Vieh- und Kornhandels, und die Juden, die die Illingsche Herrschaft herangezogen hatte und die noch heute in auffälliger großer Zahl dort leben, betrieben auch das Geldverleihschäft. Auch den Versuch einer Industrialisierung haben die Herren von Kerpen gemacht, sowohl mit der Gründung der Illinger Schmelze, die aber schon Ende des 18. Jahrhunderts eingegangen ist, als auch mit dem Kohlenbergbau auf dem Illinger Floz, der aber mit der Stilllegung der Landgrube Illingen zu Beginn der preußischen Zeit ebenfalls eingestellt wurde. Noch einmal drang der Bergbau selbst in diese Landschaft ein, als 1840 bei Gennweiler für die Grube Merchweiler der Bodenschwing-Stollen eröffnet wurde; 1881 wurde aber auch diese Stollengrube aufgegeben. Seitdem macht sich der Einfluß des Bergbaus nur indirekt in der Landschaft durch die Veränderungen im Siedlungsbild bemerkbar. Die dörflichen Siedlungen lassen den alten Kern des Haufendorfes und die Erweiterungen längs der Hauptstraßen deutlich im Grundriß erkennen. Illingen zeigt mit den vielen Geschäften in seiner Hauptstraße einen fast städtischen Charakter; es ist heute mit Gennweiler eng verwachsen, ähnlich wie die ursprünglich nebeneinander im oberen Iltal gelegenen Dörfer Hättigweiler und Raßweiler heute einen einheitlichen Siedlungskomplex bilden. In Wemmetsweiler kann schon das Rathaus von dem Vorgang der Verstädtung Zeugnis ablegen (vgl. Abb. 39), der die größeren in unmittelbarer Nachbarschaft der Bergbau- und Industriezone liegenden Arbeiterdörfer alle unterliegen. Die alte Bindung an die Scholle ist aber wenigstens den Menschen dieser Bergarbeiterdörfer nicht völlig verloren gegangen.

## 10. Haus- und Siedlungsformen der Saarlande

Zu den Tafeln 14, 15 und 16  
Von Hermann Keuth

### a) Hausformen

Zu Tafel 14 und 16 a—c

Das Alter der Hausformen ist nicht sehr hoch anzusetzen, denn mittelalterliche Bauernhäuser kennt das Saarland nicht. Auch im Bürgerhaus sind nur spärliche, allerletzte Reste festzustellen. Die frühesten Spuren des ländlichen Hauses lassen sich nach ihrem formalen Erscheinungen bis zum 16. Jahrhundert verfolgen. Doch steht es bei dieser Bestimmung nicht fest, ob die betreffenden Bauten aus dieser Zeit stammen. Die konservative Einstellung des Bauern trug längst vergangene Formen weit über die für sie stilistisch gültigen Zeiträume hinaus. In dieser Tatsache ist jedoch auch die Möglichkeit, vielleicht Wahrscheinlichkeit gegeben, daß vieles, was in der Hauptsache nach dem Dreißigjährigen Kriege, zur Zeit des Nenaufbaues und der Neubesiedlung des Landes entstand, unmittelbar auf Vorbilder vorheriger Jahrhunderte zurückgeht, sie weiterleitet bis in unsere Tage. Der Haupthe stand

der frühen Bauernhäuser geht bis auf wenige Ausnahmen auf das 18. Jahrhundert zurück. Seine ersten Jahrzehnte zeigen die ältesten bekannten Datierungen. Hier also kann eine Betrachtung des heutigen Bestandes der Haustypen der Saar einsetzen. — Die Karte der Hausformen (Tafel 14) zeigt den gegenwärtigen Zustand. Die kartographische Darstellung ergab eine fast verwirrende Fülle von Erscheinungen. Um sie zu ordnen, ist es notwendig, einmal die landschaftlichen Beziehungen festzulegen, aus denen sie wurden, mit denen sie in Verbindung stehen, dann die zeitlichen Veränderungen unter den jeweilig tätigen Kräften einzuschalten.

*Im Kartenbild (Tafel 14) formen sich drei Räume. Der erste, heute wichtigste, ist der Zentralraum um Saarbrücken, das Kohlen- und Industriegebiet, das sich, dem Kohlevorkommen folgend, in nordost-südwestlicher Richtung von Neunkirchen bis nahe St. Avold erstreckt. Es ist die Landschaft der Industriestädte und*

Dörfer mit Stadthäusern und Arbeiterwohnungen, die ihr Gesicht am stärksten gewandelt hat. In ihrem heutigen Eindruck ist sie im wesentlichen ein Produkt der zweiten Hälfte des 19. und des 20. Jahrhunderts. Die letzten Ausstrahlungen gehen, an Kraft verlierend, von Saarbrücken die Saar abwärts bis Mettlach, sind schwächer den Fluß aufwärts. Saargemünd steht nur in lockeren Zusammenhang. Die Bedeutung des Flusses als Industriestraße findet in der Landschaft deutlich Ausdruck. Um diesen Industriekern liegen mehr oder weniger ländlich gebliebene Räume, die in den Hausformen deutlich eine *Teilung zwischen Westen und Osten* zeigen, deren Grenze sich, im wesentlichen gleichlaufend der Saar, zwischen Nennig an der Mosel als nördlichstem und Groß-Tänchen als südlichstem Punkt bewegt. Das Industriegebiet wird so in den Ostrau eingelagert, teilt mit ihm die Erscheinungen seiner bäuerlichen Siedlungen.

Der Charakterbau des Bauernhauses der Saar ist das *Einhäus*. Alle Zweckräume, Wohnteil, Stallung und Scheune, sind unter einer gemeinsamen Dachhaube vereinigt. Diese Einheit wird nur an einer Stelle bei Homburg unterbrochen, wo das Gruppenhaus und gruppenhausartige Erweiterungen des Einhauses vorherrschend werden. Die oben angedeutete Grenzlinie unterscheidet zwei *Einhäusarten*. Die *westliche Form* ist ein Steinhaus, das mit der Traufe zur Straße steht (Tafel 18a, Abb. 76–79). In städtischer Weise sind Haus an Haus gebaut. Der Hofraum ist vor das Haus gelagert; Wohnteil, Scheune und Stall liegen nebeneinander. Die Gliederung des Hauses wird durch sie bestimmt. Der Wohnteil ist fast immer zweistöckig. Die Scheune kennzeichnet sich durch das hohe, rundbogige oder flach überbrückte Tor, der Stall durch Türe und kleine Fensterluken. Sehr oft liegt der Stall hinter der Scheune. Das sehr tief gegliederte Haus wird so noch mehr in die Tiefe gezogen. Ein langgezogener Gang teilt es, trennt Wohn- und Wirtschaftsräume. Im Wohnteil liegen in der Regel drei Räume hintereinander in der Reihenfolge: Wohnstube, Küche und Kammer. Die Küche ist der Mittelpunkt des Hauses. Sie hat durch ihre Zwischenlagerung oft keine Möglichkeit der Anbringung von Fenster, ist dadurch kellerartig dunkel. Der offene Herd mit dem riesigen über ihm sich aufbauenden Kamin war allgemein üblich, ist heute noch oft zu finden. An ihm schließt sich der Backofen an. Als Stubenheizung dient die hinter der Feuerstelle eingebaute Wärmeplatte (Take) oder der Ofenstein. Das Haus ist ursprünglich ein Einfeuerhaus. Die Ofenfeuerung ist erst im späten 18. Jahrhundert, meist noch später eingebaut worden. Die Stuben des oberen Geschosses, die ursprünglich nicht heizbar sind, dienen zu Schlafzwecken und zu Vorratskammern für Obst und Körnerfrüchte. Neben der Tiefengliederung ist das Hauptkennzeichen dieses Westtyps das in einem sehr flachen Winkel ansteigende Dach (15–25°). Das Dorfbild wird durch diesen außerordentlich bestimmt, das Eigenartige in ihm hauptsächlich bedingt. Die Dachbedeckung erfolgt durch Rundziegel (Mönch-Nonne, Burgunderziegel). Um den Dachraum zu erhöhen, ist er in den Hausrbaum heruntergezogen. Er zeigt sich an der Außenwand durch Dachbodenluken, die als dritte Fensterreihe im Wohnteil liegen. Konstruktiv ist das Dach ein Pfettendach. Es ist von sehr sorgloser, oft roher Verarbeitung. Dieser Haustyp gehört zu einer mit gleichen oder ähnlichen Erscheinungen ausgestatteten Hausformeninsel, die sich in dem Raum zwischen der Saar und dem Nordvogesen im Osten, im Süden den Sichelbergen, im Westen den Argonnen und im Norden der luxemburgisch-belgischen Südgrenze ausdehnt. Rund um diese Grenzen herrscht das Spitzgiebelhaus, das nach einer Karte bei Jean Brunhes<sup>1)</sup> auch in Frankreich in großen Teilen zu finden ist. Bei dem in Lothringen und an der Saar auf altem germanischem Siedlungsgebiet vorkommenden Flachdach handelt es sich um keine „französischen“ Einfüsse. Vermutlich haben wir es mit einem Relikt zu tun, das sich in nicht zu bestimmenden Zeiten von seiner südlichen Verankerung losgelöst hat und sich hier erhielt. Der Durchbruch des spitzgieblichen Hauses in der Gegend von Dijon löste die ursprüngliche Verbindung<sup>2)</sup>. Andere Grenzen, Naturgrenzen, Sprachgrenzen, kirchliche, politische oder Wirtschaftsgrenzen, mögen von Fall zu Fall für die heutige Gestaltung des Raumes wirksam gewesen sein. Eine allgemeine Begründung kann mit ihnen nicht gegeben werden.

Das Übergangsgebiet von den Formen des West- zu denen des Ostraumes ist sehr schmal. Die Gegensätze stoßen oft unmittelbar aufeinander. Der eindrucksvollen Einheit des Westraumes ist ein überaus bewegtes *Formengebiet des Ostens* entgegengesetzt. Die Gründe für diese Erscheinung liegen in erster Linie in den sehr starken Bewegungen, die dieses Gebiet überfluteten, als stärkste Kraft wirtschaftliche Umschichtungen, von denen das Westgebiet

<sup>1)</sup> La Géographie humaine, Bd. III, Paris 1925, S. 144f.

<sup>2)</sup> Fr. Steinbach: Das Bauernhaus der westdeutschen Grenzlande. (Rhein. Vierteljahrbsl. I, 1931, S. 41ff.)

nur schwach betroffen wurde. Wie dieses ist in seiner Gesamtheit auch der Osten an die angrenzenden Landschaften formal gebunden. Aus ihnen wanderten Sitte und Brauch, Haus und Hof zu bauen, an die Saar. Das tiefegegliederte Haus kommt nur noch vereinzelt dort vor, wo bei dichtbesiedelten Dörfern der Mangel an Straßenraum eine Entwicklung des Hauses senkrecht zur Straße erzwang. In der Regel sehen wir die Bauernhäuser in voller Breite sich ausdehnen (Tafel 16b, Abb. 80 und 82). Von Licht durchfütet, bildet er auch hier einen Gegensatz zum westlichen Nachbar. Die dunkle, enge, von dem Kamin beherrschte Küche ist unbekannt. Weitläufig, von Fenstern erhellt, ist sie ein freundlicher Aufenthaltsraum. Die offene Feuerstelle und die sich an sie anschließenden erwähnten Wärmeverrichtungen sind auch hierfür typisch. Nur zwei Räume liegen hintereinander: Wohnstube und Küche, erstere stets zur Straße. Traufenstellung und vorgelegter Hofraum kennzeichnen auch den größten Teil dieses Gebietes. Die Giebelstellung (siehe Tafel 15) bringt keine grundsätzlichen Änderungen der Hauseinteilung. Vereinzelt wird hier der Hauseingang nach der Giebelseite verschoben. Wir finden diese Beobachtung besonders bei Hausbauten, die möglicherweise vor dem 17. Jahrhundert liegen. Man kann wenigstens die Frage stellen, ob die ältesten Bauernhausformen von der Giebelseite erschlossen wurden. Der vorhandene Bestand ist jedoch zu spärlich, eine Antwort zu finden. Das Dach des Ostgebietes ist steil und spitz, die Dachneigung 35–45°. Das alte Dach ist spitzer als das späte. Im Ostrau macht sich durch Einfluß der letzten Jahrzehnte eine Neigung zur Senkung des Dachwinkels bemerkbar, während im Westraum, vor allem dort, wo er unmittelbarer Berührung zu den Industriedörfern steht, umgekehrt eine Aufgabe des Flachdaches überall zu beobachten ist. Die Dachbedeckung ist heute fast ausschließlich Flachziegel (Biberschwanz). Noch im 18. Jahrhundert, bei abgelegenen Dörfern bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, war das Strohdach üblich. Sehr vereinzelt Reste haben sich in den abgelegenen Gebieten der Blies-Nahe-Wasserscheide erhalten. Ginster- oder Schieferbedachung waren bekannt und dort genutzt, wo die örtlichen Verhältnisse es geboten. Das Schieferdach bindet sich naturgemäß an die Nähe von Schiefergruben. Die auf der Karte angedeutete Linie läßt die Abhängigkeit von dem Schiefer führenden Gestein im Norden des Gebietes erkennen. Bemerkt sei hier, daß auch das flache Dach in der Landschaft zwischen der unteren Saar und Mosel Schiefer neben Rundziegel trägt. Ebenso ist hauptsächlich im 18. Jahrhundert bei Stadtbauten reichlich Schiefer verwendet worden. Schindeldächer sind nicht bekannt. Dagegen kommt die Holzplättchenverkleidung von Seitenwänden bei Fachwerkbauten in der Gegend von Püttlingen (Lothringen) vor. Letzte Reste dringen die Blies aufwärts bis Blieskastel.

Fachwerk kommt im ganzen Ostgebiet verstreut vor (Abb. 88). In früheren Zeiten war es häufig, fand sich auch dort, wo heute keine Spur mehr anzutreffen ist. Konstruktiv gehört es zum „fränkischen“ Fachwerk, bezeugt so seine Verbundenheit zum mittelrheinischen Raume. Die uns gebliebenen Fachwerkbauten sind bis auf Sondergebiete um Püttlingen (Lothringen) und Lemberg-Wingen bei Bitsch sehr häufig. Es sind „Rähmbauten“ aus schwerem Eichengebäck, wie sie überall im mittelrheinischen Gebiet zu finden sind. Die Füllungen bestehen aus Reisiggeflecht, das mit strohgebundenem Lehm bedeckt ist. Reine Fachwerkbauten kommen selten vor. Das untere Geschöß ist meist aus Steinen gebaut. In der Landschaft zwischen Saargemünd und dem Bischwald mit dem Mittelpunkt Püttlingen hat sich ein fast reines Fachwerkgebiet erhalten können. Seine Bauten gehören dem frühen 18. Jahrhundert an. Es ist also ein Aufbaugebiet nach dem Dreißigjährigen Kriege. Das Fachwerk hat hier eine ausgezeichnete Durchbildung erfahren. Reichlich angewandte Schmuckformen, die sonst an der Saar nirgends zu finden sind, zeugen von der Tüchtigkeit und auch wirtschaftlichen Kraft des Erbauer. Dieses Reliktabgebiet hat starke formale Bindungen zur Blies, schaut also nach NO. Das Vorkommen von besonderen Fachwerkkonstruktionen bei Marsal-Vic, das in das ausgehende Mittelalter weist, ist wahrscheinlich das Überbleibsel einer ehemalig allgemein üblichen Form. Sie blieb als Insel, die zeitlich, nicht räumlich begründet ist, gibt die Möglichkeit eines Rückschlusses über die Gestaltung der Holzbauweise vor der Zeit der großen Wiederbesiedlung.

Das Gruppenhaus hat an der mittleren Blies um Homburg-Blieskastel-Zweibrücken seinen westlichen Vorposten. Aus der Vorderpfalz ist es, begünstigt durch die wohl bedeutendste Verkehrsstraße des Gebietes, vom Mittelrhein über Kaiserslautern nach der Saar gewandert. Die einzelnen Zweckräume sind in besonderen voneinander getrennten Häusern untergebracht, die meist um ein Hofviereck stehen, den Hofraum also von der Straße trennen (Tafel 16d, Abb. 86 und 87). Es sind dabei die verschie-

densten Kombinationen zu beobachten, Formen, die zum Einhaus neigen, dann ganz lockere Anlagen, die die Trennung auch über Kleinbauten (Backofen, Schweinestall usw.) ausdehnen. Reine Gruppenhausdörfer befinden sich auf der Sickinger Höhe. Die Taldörfer zeigen starke Mischung mit dem Einhaus (Tafel 16e). Limbach zeigt als weitestes nach W vorgeschoßenes Dorf vorwiegend die Gruppenhausbauweise. Es handelt sich hier um eine Überlagerung ehemaliger Einhausgebiete. Die Sickinger Höhe nahm als spätes Siedlungsraum den Eindringling auf. Sicherlich sind auch wirtschaftliche Kräfte maßgebend gewesen, die die Wandlung gefördert haben. Der Bauer des sehr geschützten und fruchtbaren Bliestales hat schon im 18. Jahrhundert die traditionelle Bestellung seines Ackers in der Dreifelderwirtschaft aufgegeben, im Tabak, Krapp- und Cichorienanbau andere Wirtschaftsformen angewandt, die auch auf die Hausanlage umgestaltet wirkten.

Das, was über das Formale der Anlage des Gruppenhauses gesagt worden ist, ist auch für den *Einzelhof* gültig. Das Geviert eines geschlossenen Hofraumes ist die häufigste Form. Das ganze Wirtschaftsgetriebe schaut und bewegt sich nach dem Hof. Von außen gesehen, haben die Gehöfte mit ihren langen, mit kärglichen Fenstern durchsetzten Außenwänden etwas Festungartiges.

Für die Gestaltung des *Arbeiter- und Handwerkerhauses* im Dorf war die Tatsache maßgebend, daß Arbeiter und Handwerker neben ihrer Berufstätigkeit noch Bauern waren. Dieses Bild hat sich auch heute noch nicht wesentlich geändert. Die Bindung an die Scholle erklärt das Gesicht der Industriedörfer. Zwei Haupttypen haben sich entwickelt. In ihren Anfängen sind sie beide im 18. Jahrhundert bereits nachweisbar. Ob ein höheres Alter vorliegt, war nicht zu ermitteln. Die Anlehnung an die Häuser der Hintersassen ist wahrscheinlich. Der erste Typus, der eine natürliche Entwicklung darstellt, bringt das uns bekannte Einhaus. In der Breitengliederung ist es verkümmert, im Wohnteil nur einstöckig, die Wohnräume lagern sich links und rechts des Hausflurs. Das hierin ausgedrückte starke Bedürfnis nach Wohnraum läßt oft auch das Dachgeschoß ausbauen. Es entstehen durch Fenster Dachausbauten, die das Bauernhaus der Saar sonst nur sehr vereinzelt kennt. Scheune und Stall beanspruchen geringen Raum. Die Scheune fehlt zuweilen ganz. Die Erntevorräte werden dann im Dachgeschoß untergebracht. Diese Form des *Arbeiterbauernhauses* ist hauptsächlich in den Landschaften üblich, deren Dörfer die offene Bauweise zeigen (Tafel 16c, Abb. 81 und 83). Im eng besiedelten Dorf befindet sich ein zweiter Typus, der den Raum in der Ausbildung der Höhe sucht. Die Stallungen werden in das Erdgeschoß verlegt, eine hohe steinerne Außentreppe führt zu den Wohnräumen, die sich meist zwei Stockwerke übereinander bauen. Darüber liegt der Speicher, der zum Unterbringen der Erntevorräte dient. Die Scheune fehlt meist, erscheint zuweilen als seitlicher Anbau. Der über ihr liegende Raum ist Wohnzwecken dienbar gemacht. Dieses „*gestelzte*“ Haus steht in enger Verbindung mit den Winzerhäusern der Pfalz und zu den Bauernhäusern im „krummen Elsaß“, in der Gegend beiderseits der Linie Weißenburg-Zabern (Abb. 84). Wirtschaftliche Sonderheiten begünstigen das Eindringen zur mittleren Saar. Das Haus kommt überall dort vor, wo in größeren, engbesiedelten Dörfern Handwerker ansässig waren oder sich früh schon Hausindustrie entwickelte (Ensheim). Es kommt im Ost- wie im Westraum vor. Ihm nahe steht das heutige *Bergmannshaus* der Saar, ein einstöckiger Bau, mit in der Mitte durchgehendem Flur, beiderseits Wohnräume und Küche (Abb. 85). Der Stall für Kleintiere, vor allem Ziegen (Bergmannskuh) befindet sich im Kellergeschoß, ist je nach der Lage des Hauses von der Garten- oder Straßenseite oder auch seitlich betretbar. Dieselbe Bauform wählt der Arbeiter, der in den Hüttenwerken oder in anderen Betrieben beschäftigt ist.

Die heutigen *Hausformen der Städte* weisen wenig landschaftliche Eigenarten auf. Die Häuser aus der Zeit der Industrialisierung sind charakterlos wie überall, wo der Wirtschaftsaufschwung in wenigen Jahrzehnten Städte und Industriedörfer entstehen ließ. Die aus der Zeit vor der Industrialisierung noch erhalten gebliebenen Bestände des Bürgerhauses zeigen ihre Form je nach Zeit und Bestimmung, aus denen sie wurden. Die ländlichen Bindungen sind vielfach noch zu spüren. Viele der hinter den Stadtmauern wohnenden Bürger waren noch Bauern. Der Unterschied des Haustypus der westlichen zur östlichen Stadt liegt in der Hauptsache in dem Gegensatz zwischen Flachdach und Steildach (vgl. Abb. 68 und 75). Die Dachbedeckung ist die gleiche wie beim Bauernhaus.

### b) Siedlungsformen

Zu den Tafeln 15 und 16f—

Haus- und Siedlungsformen zeigen weitgehende Übereinstimmungen. Wieder bilden sich drei gleiche Haupträume heraus,

die in ihrer Lage und Abgrenzung sich decken (Tafel 15). Deutlich ist so zum Ausdruck gebracht, daß Haus- und Siedlungsformen in ursächlichem Zusammenhang stehen, voneinander abhängig sind. Wie stark der jeweilige Anteil ist, muß von Fall zu Fall entschieden werden. Die geschlossene Siedlungsform bedingt jedenfalls das tiefgegliederte Haus, die lockere Bauweise ermöglicht die Breitenausdehnung, bringt die Giebelstellung des Hauses zur Straße, die den Hof zur Seite des Hauses legt und dadurch enge Straßen im Gefolge hat. Die Traufenstellung mit dem Hof vor dem Hause ist die Ursache des breiten Straßenraumes usw. Diese gegenseitige Abhängigkeit wäre auf einer gemeinsamen Karte sicherlich besser zum Ausdruck gekommen. Die verwirrende Fülle der Erscheinungen erzwang jedoch zur klaren Herausstellung der Einzelfragen die vorliegende Trennung.

Der schmale von S nach N ziehende Streifen des Westgebietes bedeutet den letzten Ausläufer einer Landschaft gleicher Formen, die sich mit denen des Westhauses deckt. Die geschlossene Bauweise ist für das Westgebiet bezeichnend. In städtischer Art stehen die Häuser in oft großen Baugruppen ohne Baulücke Brandmauer an Brandmauer. Im meist ausgerichteter Linie liegen sie nebeneinander (Abb. 76 und 77). Durch diese Regelmäßigkeit ist stark der Eindruck einer planmäßigen Siedlung gegeben. Ein Bebauungsplan besteht jedoch nicht. Es sind gewachsene Dörfer, deren Werden durch die ungeschriebenen Gesetze von Sitte und Brauch bestimmt wurden. Nach ihnen richtete sich die Dorfgemeinschaft. Jedenfalls ist im Westgebiet der Brauch der geschlossenen Bauweise alt; älter jedenfalls als im anschließenden Osten, wo erst in neuerer und neuesten Zeit die Umwandlung von offener zur geschlossenen Bauweise vor sich ging. In vielen Fällen ist auch im Westen, vor allem in der Randlandschaft, die Schließung der Hausreihen eine Angelegenheit des späten 18. und 19. Jahrhunderts. Zudem ist in dem ältesten Dorfkern fast aller Ortschaften eine starke Unruhe der Bauweise festzustellen, die darauf hinweist, daß die heutige strenge Gesetzmäßigkeit der lückenlosen Reihung ursprünglich nicht ausschließlich bestimmend war. — Die enge Bauweise zwingt den Hof vor das Haus. Ohne Trennung durch Mauern oder Zäune liegt Hof neben Hof. Auch zur Straße hin besteht keine Abgrenzung. Hier erheben sich die Hügel der Düngerstätten und wird das Winterholz gelagert. Wagen und Ackergeräte bilden zusammen mit den Hausbrunnen, Keltersteinen, Obstpressen usw. ein lebendiges Stilleben. Ein großer Teil des Tagewerkes wickelt sich angesichts der Straße ab. Diese ist beiderseitig bebaut. Sie zieht zwischen den Höfen durch einen breiten Raum, der, von Hausfront zu Hausfront gemessen, 30–50 m beträgt. Der weite Straßenraum ist neben der geschlossenen Bauweise das auffallendste Merkmal der Dorfgestaltung des Westraumes (Abb. 76 und 77). — Die ältere Siedlungsform ist das *Mehrstraßendorf* (siehe Folschweiler; Tafel 16g). Sein Grundriß wird neben den Forderungen des Geländes durch die sich in ihm treffenden Straßen und Feldwege stark bedingt. Dabei spielt die Rangordnung des Verkehrs der Straßen eine geringe Rolle. Sehr häufig ziehen die wichtigsten Verkehrsstraßen am Dorfe, es nur berührend, vorbei, ohne seine Anlage wesentlich zu beeinflussen. Eingreifender sind die Wirkungen, die von der Lage der Kirche und dem mit ihr oft verbundenen Versammlungsplatz ausgingen. Das alte Dorf schaute nach innen. Erst im späten 18. und vor allem im 19. Jahrhundert gewannen die verkehrswichtigen Straßen höhere Bedeutung für den Ausbau des Dorfes. Der ehemals geschlossene Raum wurde gesprengt, seine Bewegungen gingen nach außen, folgten der lebendigen Straße, an sie Haus an Haus fügend. Diese Verlagerung ist oft so stark, daß der alte Dorfkern nur noch zum Anhänger wird, so dem ehemaligen Mehrstraßendorf das Gesicht des *Einstrafendorfes* gibt. *Einstrafendorf* sind im Gebiete häufig (siehe Ittersdorf, Tafel 16f). Sie entwickelten sich vor allem dort, wo die örtlichen Bedingungen günstig waren. Die starke Ansammlung im Niedtale zeigt, wie stark formend das Gelände wirkt. Die Enge des Talraumes erzwang die Reihungen an der Straße.

Die *Städte des Westgebietes*, Busendorf, Bolchen, Falkenberg und Mörchingen, sind Landstädtchen, die die landwirtschaftliche Beschäftigung ihrer Bewohner noch sichtbar zeigen (Abb. 75). Breite Straßen mit vorgelagerten Höfen umziehen den alten unregelmäßigen und winkligen Stadt kern. Die Städte kennen bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts nur die geschlossene Bauweise. Da die letzten Jahrzehnte ihnen keine Weiterentwicklung brachten, ist die sonst allgemein zu findende lockere Bauweise des Stadtgürtels kaum zu spüren.

Im Ostgebiet deuten die Zeichen der Karte in der Mehrzahl auf eine *Mischung von offener und geschlossener Bauweise* (Tafel 161 und k). Der jeweilige Anteil ist verschieden. Die Ortschaften, die in unmittelbarer Berührung mit dem Westen stehen, neigen mehr geschlossenen Bauweise. Das Industriegebiet bevorzugt sie in seinen den Städten gleichenden Ortschaften. Weiter ist sie in

der Überzahl in den ländlichen Bezirken der unteren Blies zwischen Zweibrücken und der Saar, die ihre Fortsetzung jenseits des Flusses in dem Dreieck Saargemünd — Saarbrücken — St. Avold findet. Die Auflockerung zeigt das Köllertal besonders stark, das noch eine Anzahl reiner Haufendorfer hat, ebenso das Gebiet der Blies-, Nahe- und Primsquellen. Im Süden haben die Landschaften um Saaralben und Lemberg-Bitsch die offene Bauweise. — Im *Haufendorf* (siehe Hüttersdorf-Buprich, Tafel 161) und der mit ihm verbundenen offenen Bauweise dürfen wir wahrscheinlich den ältesten Siedlungstypus unseres Gebietes sehen. Er hat noch im 18. Jahrhundert eine außerordentliche Verbreitung an der Saar gehabt, bestimmte die Gestaltung der meisten Dorfschaften. Die Bauart ist unregelmäßig. In Streulage liegen die einzelnen Gehöfte. Die Straße ist nicht mehr Gesetz. Sie windet sich zwischen den Häusern hindurch. Durch ihre Lage wird ihr Weg bestimmt. Der Dorfgrundriß ist eigenwillig, setzt sich aus Einzelsegmenten zusammen. Traufenstellung ist auch hier bevorzugt und mit ihr der Hof vor das Haus gelagert. Der Eindruck des breiten Straßenraumes ist jedoch verkümmert. Es fehlt die Reihung an ihm. Der Begriff Straße ist für jene kurzen, gebogenen und verwinkelten Wegstücke kaum anzuwenden. Einen wesentlichen Anteil an dem Gesicht des östlichen Dorfes mit offener Bauweise hat der Grünwuchs. Bäume, Sträucher und Hecken durchsetzen es. Überall steht ihr Grün im Gegensatz zu den Steinmauern der Häuser, bindet und trennt. Im Westgebiet ziehen die Straßen kahl. Selten findet ein Baum von den langen Wänden der Häuserzeilen Platz. Als besonderes Kennzeichen des freistehenden Hauses sei noch die Abwalmung des Giebels erwähnt. Krüppelwalme sind häufig. Der Ganzwalm kommt nur vereinzelt als Relikt, nicht als fremder Eindringling vor.

Die *geschlossene Bauweise des Ostgebietes* ist, wie schon erwähnt, in der Hauptsache eine Folge des Ausbaues der ehemaligen offenen Siedlungsformen. In den einzelnen Gebieten sind Ursachen und Zeit der Schließung der Lücken verschieden. Bei den meisten der Industriedörfer, die aus ländlicher Kern wurden, bedeutet die Umwandlung lediglich den Weg vom Dorf zur Stadt; diese ist neuere Datums. In die Lücken haben sich Häuser jeglicher Art, nur keine Bauernhäuser geschoben (Abb. 81). Auffallend ist, daß sich besonders im Köllertal im unmittelbaren Nachbarschaft der stark städtisch gewordenen Arbeiterdörfer ursprüngliche Haufendorfer erhalten konnten. Bei den im Kartenbild als geschlossenen Blocks auftretenden Dorfschaften der Kalklandschaften des Saargaus und der unteren Blies sowie westlich der Saar zwischen Saargemünd und Saarbrücken handelt es sich um alte, schon früh dicht besiedelte Orte offener, fruchtbare Landschaften. Man baute, so lange es möglich war, innerhalb der Dorfgrenzen, schloß die Lücken, ehe man die Peripherie erweiterte. Das 18. Jahrhundert zeigte die meisten dieser Dörfer bereits geschlossen.

In der Gegend von Zweibrücken und Hornbach hat sich ein Gebiet erhalten, in dem statt mit der Traufe die Häuser mit dem Giebel zur Straße stehen (Abb. 71 und 73). Ausstrahlungen dieser Sitte sind im Gebiete östlich der Nord-Süd-Linie Tholey—Saarbrücken—Püttlingen (Lothringen) zu beobachten. Der Zusammenhang mit der Pfalz und dem nördlichen Elsaß, dadurch mit dem Rheingebiet, ist lückenlos zu verfolgen. Auch hier handelt es sich um Reste einer ehemals bedeutend starker verbreiteten Siedlungsform. Die Überlagerung ging in der Hauptsache im 18. Jahrhundert vor sich. Das Zweibrücker Gebiet bewahrte die Giebelstellung bis in das beginnende 19. Jahrhundert. Sie beherrscht dort noch das Dorfbild. Die Wandlung, die die Stellung des Hauses rechtwinklig zur Straße im Siedlungsbild erzwingt, ist tiefgreifend. Der Hofraum wird seitlich gelagert. Die Folge ist die Verengung des Straßenraumes. Das Bauernhaus und damit das bürgerliche Tagewerk schließt sich von der Straße ab, verbirgt sich hinter oft hohen Mauern. Die Straße ist nur noch Verbindung,

nicht mehr Arbeitsraum. Giebelstellung und offene Bauweise sind in der dörflichen Siedlung gegenseitig bedingt. Die Stadt kannte diese auch in der geschlossenen Bauweise. St. Wendel, Homburg und Zweibrücken zeigen letzte Reste. Der Marktplatz von Ottweiler ist an der Saar das bedeutendste Denkmal einer städtischen Anlage in Giebelstellung. Im halbdörflichen Hornbach, dessen Entwicklung stehen blieb, ist heute noch die Giebelstellung der Häuser bezeichnend für das gesamte Ortsbild (Abb. 68).

Auf die Gestaltung der *Arbeiterdörfer* ist bereits verschiedentlich hingewiesen worden (Tafel 16 m). Schließung des alten, ehemals meist offenen Siedlungskerns, Ausbau an den Hauptverkehrsstraßen, oft in langer Reihung bei ausgerichteten Hausfronten, bezeichnen den Entwicklungsgang (Abb. 37 und 39). Dabei bleiben die Straßen auffallend breit. Vorgärten sind häufig. Das heutige Arbeiterhaus bevorzugt wieder die offene Siedlungsform. — Die planmäßige Anlage von *Industriesiedlungen* sind in ihrer Lage und Form durch den Willen des Arbeitgebers bestimmt. Regelmäßigkeit des Grundrisses, Gleichheit der Häuser sind ihre Merkmale (Tafel 16 n, Abb. 38). Wir begegnen auch hier der Rücksicht auf die Eigentümlichkeit des Saararbeiters, der nie ohne Vieh und ohne eine wenn auch noch so kleine landwirtschaftliche Betätigung leben will. Die Siedlungen des Industriegebietes sind aus diesem Grunde locker gebaut, von grünen Gärten durchsetzt. Einen Gegensatz hierzu bilden die kahlen Steinhaufen, vor allem der Industriesiedlungen, die in den letzten Jahren auf lothringischem Boden entstanden sind (Merlenbach, Stieringen). Hier lebt auch kein seßhafter heimat- und landverbundener Arbeiter. Ein Völkergemisch fand Unterkunft.

Die einzige Großstadt des Gebietes ist Saarbrücken. Es ist das Zentrum, das durch seine eigentümliche Entwicklung alles in sich vereint, was über die *Stadtsiedlungen* der Saar überhaupt zu sagen ist (s. Tafel 17 a). Malstatt und Burbach, heute Teile der Großstadt Saarbrücken, aus ländlichen Siedlungen gewachsen, wurden Fabrikstädte und Wohnplätze der Arbeiter. Die übrigen stark bevölkerten Ortschaften des Kohlenreviers, Dudweiler, Sulzbach, Friedrichsthal, Neunkirchen (Tafel 17 b), Wiebelskirchen, St. Ingbert, an der Saar Völklingen und Dillingen, zeigen den gleichen Charakter. Saarburg, Forbach, Blieskastel und Homburg sind Burgstädte, die sich in der Anlage zu Fuß eines Burg- oder Schloßberges sehr ähneln. Auch das alte Saarbrücken gehört hierher. Die über das ganze Land verstreuten Landstädte und -städtchen zeigen ihre ländliche Gebundenheit mehr oder weniger. Als Märkte für die sie umgebende Landschaft war ihre Bedeutung früher größer als heute. Saarlouis als Festungsgründung nach einem einheitlichen, alles bestimmenden Plan ist ein Fremdkörper im Siedlungsbilde der Saar (Tafel 17 c und d).

*Einzelhofstädte* sind im Südosten des Gebietes reichlich vertreten, finden sich ebenso in der Landschaft der Nied, zwischen dem Warndt und dem Fluß sich verdichtend. Weitere Einzelhofstädte liegen um Zweibrücken und um den Bischweiler. In der Mehrzahl sind die Einzelhöfe Anlagen des 18. Jahrhunderts, Ausbausiedlungen im Wald oder Ödland. Vereinzelt stellen sie die letzten Reste heute eingegangener Dörfer dar. Die zahlreichen Höfe des Köllertales sind zu Dörfern geworden. Den Ring der Einzelhöfe um Saarbrücken nahm die Stadt in sich auf.

### Schrifttum

- Klein, Fr.: Bauernhaustypen im Saargebiet, Stuttgart 1928.  
 Steinbach, F.: Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte, Jena 1926.  
 Graßmann, R.: Südwestdeutschland 1 u. 2, Stuttgart 1931.  
 Semmel, F.: Dorf und Bauernhaus in der Pfalz, Kaiserstuhl 1924.  
 Frey, J.: Lothringische Fachwerkhäuser, Berlin 1914.  
 Fox, N.: Saarländische Volkskunde, Bonn 1927.  
 Knuth, H.: Das Bauernhaus der Saar. (In: Zeitschr. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatsschutz, 22. Jahrg., 1929, H. 1 u. 2, Saarland.)

### 11. Die

Die Saarländer sind in der Gegenwart mit Städten oder stadtähnlichen Orten dicht besetzt — nicht alle Siedlungen, die ob ihrer Größe zu den Städten zählen könnten, sind es rechtlich. Die Verteilung ist ungleichmäßig; die Städte drängen sich vor allem in zwei Zonen zusammen. Längs der Saar liegen Saargemünd, Saarbrücken, Völklingen, Saarlouis, Dillingen, Merzig, Saarburg. Und in oder am Saarkohlenwald und Warndt, dem großen Waldstreifen in der Mitte, liegen Forbach, wieder Völklingen und Saarbrücken, das einen Drehpunkt darstellt, Dudweiler, Sulzbach, Friedrichsthal, Neunkirchen, St. Ingbert; auch Homburg rechnet noch dazu. Sonst findet man sie nur vereinzelt: St. Avold am Rande der lothringischen Muschelkalkstufe und auf

### Städte

ihre Falkenberg, Bolchen, Busendorf, im Saar-Nahe-Bergland Lebach, St. Wendel, Ottweiler, im Bliesgau Blieskastel, Zweibrücken. Dieser Gegensatz in der Anordnung begründet die Industrie. Die Gebiete der Häufung, Saartal, Saarkohlengebirge und Warndt, sind gerade die Achsen der Industrielandschaft, und den stadtärmeren Gürtel beherrscht die Landwirtschaft. Um die Industriestädte noch weiter zu unterscheiden, kann eine besondere Gruppe der „Kohlenstädte“ herausgehoben werden. Gebunden an die Kohlenflöze, häufen sie sich im Saarkohlenwald; das ganze Sulzbachtal zwischen Bildstock und Saarbrücken ist eine einzige langgezogene „Stadt“ geworden, obschon es noch in verschiedene Bürgermeistereien, Friedrichsthal, Sulzbach, Dudweiler, aufge-

teilt ist und überhaupt noch keine Stadt im rechtlichen Sinne hat. Das parallele Fischbachtal ist auf weite Strecken noch ein Waldtal geblieben (siehe Tafel 18e); ebenso entbehrt der südwestliche Flügel des Kohlenreviers, der Warndt, stadtähnlicher Siedlungen. Um diese „Kohlenstädte“ gruppieren sich die übrigen Industriestädte; sie verdanken ihre Entwicklung vor allem dem Eisen: Neunkirchen, Völklingen, Dillingen und Saarbrücken in seinen Vororten Brebach und Burbach, um die Standorte der Hochöfen vorweg zu nennen. Die eisenverarbeitende Industrie spielt die erste Rolle auch in Saarbrücken, in St. Ingbert, Homburg. Von den übrigen Schlüsselindustrien hat die Glaserzeugung jetzt ihren Hauptsitz in St. Ingbert, nachdem die übrigen Glas hütten meist stillgelegt sind, und die Keramik in Mettlach. Wie sehr auch die Industrie das Leben dieser Städte bestimmt, so hat bei einer oder anderen auch die Verkehrslage eine besondere Bedeutung; mehr oder weniger gilt sie für alle Industriestädte, bei denen stets mehrere Straßen und Bahnen zusammenlaufen. Aber Kreuzungspunkt ist vor allem Saarbrücken, wo der West-Ost-Verkehr über die Saar setzt, und diese selbst leitet ihn in nord-südlicher Richtung. Und Homburg liegt, je nach der Blickrichtung, am Eingang des Saarkohlengeländes und Bliestales oder des Landstuhler Bruchs und Glantales. Diesen Industriestädten zwischen Dillingen-Saarbrücken-Neunkirchen schließt sich der äußere Gürtel der Landstädte an, die mit weiterem Abstand verteilt sind. Doch unter ihnen hebt sich wieder eine Gruppe heraus, welche von der Industrie noch berührt wird, sei es, daß sie selbst kleinere Werke beherbergen oder ihre Bewohner in die eigentlichen Industriestädte entsenden. Dazu gehören die Städte in der Randzone des derzeitigen „Saargebietes“, Saarlouis, Merzig, Lebach, St. Wendel, Ottweiler, Blieskastel, und außerhalb der Reichsgrenze Saargemünd und Forbach. Die reinen Landstädtchen, die nur Mittelpunkte eines landwirtschaftlichen Kreises sind und in welche die Landwirtschaft oft noch eindringt, liegen abseits im Westen auf der lothringischen Hochfläche: St. Avold, Bolchen, Busendorf. Die meisten dieser Landstädte liegen an einer Hauptstrecke des Verkehrs; insofern trägt auch er wieder zu ihrem Leben bei. Nur wenige liegen abseits, wie Lebach und Blieskastel, Bolchen und Busendorf.

Wenn man diesen Städten nach ihrer Größe anordnet, haben die Saarländer nur eine Großstadt: Saarbrücken mit 125 000 Einwohnern (Zählung von 1927); dann springt die Reihe auf Neunkirchen mit 41 000, St. Ingbert 21 000, Zweibrücken 20 000 (siehe die Erläuterung zu Tafel 1). Dieser Mangel an Großstädten fällt in einem Industriegebiet auf, wo sie sich sonst häufen; im Ruhrrevier folgt z. B. eine der anderen von Duisburg bis Dortmund. Und wenn anderswo gerade die Großstädte die Dichtezahlen in die Höhe treiben, so hat zwar auch das „Saargebiet“ nicht weniger als 403 Einwohner auf 1 qkm, und in dem industriellen Landkreise Saarbrücken sogar 596; aber die Menschen ballen sich nicht in Großstädten zusammen, sondern verteilen sich in Mittel- und Kleinstädten, in stadtähnlichen Orten und in Dörfern über das Industriegebiet und seine Randzone. Je entfernter von Fördertürmen und Hochöfen, desto dörflicher werden die Siedlungen. Die Saarländer bleiben der Scholle, der sie entstammen, enger verbunden, und das alles gibt hier der Industrielandschaft eine besondere, gesunde Eigenart. So unterliegen alle saarländischen Städte letzten Endes den Einflüssen der Industrie, und wohin sie nicht reichen, gehören die Städte mit innerer Begründung nicht mehr dazu; das gilt vor allem für die lothringischen Landstädte, die nur des Gegensatzes wegen genannt wurden.

Aber durch die Industrie ist nur die jüngere Entwicklung der Städte im 19./20. Jahrhundert gekennzeichnet, und um das Bild ganz zu erfassen, bedarf es schon eines kurzen Rückblickes in die Geschichte. Mit Industriestädten verbindet sich gern der Begriff des jungen Alters. Der Vergleich, daß sie wie Pilze aus der Erde schössen, trifft für die saarländischen Städte nur bedingt zu. Zwar als Städte im rechtlichen Sinne sind die meisten jung; aber als Siedlungen reichen viele in ferne Jahrhunderte zurück. Vor 1000 bestand schon die ganze Reihe längs der Saar, Saargemünd, Saarbrücken, Völklingen, Merzig, Saarburg; hier sprach die Gunst der Lage im Flußtale mit. Und ebenso alt sind im angrenzenden Lothringen Forbach und St. Avold, auf dem rechten Saarufer Dudweiler — mitten im Saarkohlengewald — und weiter nach O Zweibrücken und Hornbach. — Städte im rechtlichen Sinne gab es im Mittelalter nur zwei: Saarbrücken und St. Wendel. Saarbrücken wurde Stadtrechte vom Grafen Johann in aller Form 1321 verliehen; St. Wendel entwickelte sich zur Stadt im selben 14. Jahrhundert. Hier wie dort lag der Zeitpunkt der Stadtwerdung im Vergleich zur allgemeinen Entwicklung spät. Die beiden mittelalterlichen Städte verdanken ihre Erhebung bzw. ihren Aufstieg zur Stadt denselben Gründen, zuerst dem Willen ihrer Territorialherren und dann der Gunst der

Verkehrslage. In Saarbrücken saßen die Grafen von Saarbrücken selbst; St. Wendel war wenigstens Sitz der kurtrierischen Verwaltung, und Balduin von Trier hatte es als wichtigen Abschnitt auf dem Wege seiner Ausdehnungspolitik vom Hochwald zur unteren Blies erworben. Zudem lagen Saarbrücken wie St. Wendel vor allem an den Hauptstraßen, die den Oberrhein mit den Niederlanden verbanden, und hier kreuzte sie der West-Ost-Verkehr, der von Lothringen zum Oberrhein ging. Den mittelalterlichen Städten folgten noch spätere Nachzügler: Ottweiler 1552, Homburg 1558 und die übrigen erst im 19.-20. Jahrhundert, Merzig 1856, St. Ingbert 1829, Neunkirchen 1921. Die Saarländer waren also im Mittelalter ein städtarmes Gebiet, und wenn man den Mangel an Großstädten in der Gegenwart gegenüberstellt, so kennzeichnet die Saarländer eine zögernde Entwicklung auf dem Wege vom Dorf zur Großstadt; es gereicht ihnen nicht zum Nachteil. Bei dem geringen Bestand an alten Städten war vornehmlich die moderne Industrie hier wie in anderen Industriegebieten die städtebildende Kraft; doch sie betätigte sich mit Maß. Vergangenheit und Gegenwart miteinander verglichen, ergibt sich im Bereich der Städte das gleiche Bild. Die saarländische Kulturlandschaft wandelte sich. Einst war sie mit einem gleichmäßigen Netz dörflicher Siedlungen überzogen, das nur in dem Waldgürtel des Warndts und Saarkohlengeländes eine Lücke hatte (siehe Tafel 13e), und war nur mit zwei Städten besetzt. Jetzt ist gerade jener leere Raum das Hauptverbreitungsgebiet der Städte und stadtähnlichen Siedlungen geworden.

Auf Tafel 17 sind ausgewählte Beispiele dargestellt. Die heutige Großstadt Saarbrücken nimmt eine Sonderstellung ein, insofern sie aus mehreren Wurzeln erwachsen ist. Sie ist eine geschichtliche Stadt mit römischen Fundamenten, bereits 999 erwähnt, Stammsitz der Grafen, Residenz der Fürsten, in dem einen Teil, St. Arnual, eine kirchliche Siedlung, in dem anderen, St. Johann, Handelsplatz seit dem Mittelalter, in Malstatt und Burbach zwei dörfliche Kerne, die durch die Industrie groß geworden sind, jetzt Hauptstadt des „Saargebietes“. — Um Neunkirchen werden die ältesten Schmelzen und Hämmer schon im 15. Jahrhundert erwähnt. Die Eisenindustrie, die jetzt der Stadt ihre Züge einprägt, hat also schon ein Alter; aber über diese Anfänge, über einen dörflichen Kern, über ein landesherrliches Schloß hinaus machte erst im 19. und 20. Jahrhundert die Entwicklung von Kohle und Eisen Neunkirchen — wie Völklingen — zur saarländischen Industriestadt schlechthin. — St. Wendel, nur 13 km entfernt, gehört zu den saarländischen Landstädten, die den Einfluß der benachbarten Industrie noch verspüren. Er betrifft mehr die Bewohner, insofern er sie an auswärtige Arbeitsstätten führt; das Bild der Stadt bestimmen das örtliche Gewerbe und der Handel mit der näheren Umgebung. — Dagegen trägt Saarlouis fremde Züge; es ist eine künstliche Schöpfung der französischen Macht. Die Form war heimatlos und entstand überall, wo es befohlen ward; Neu-Breisach am Oberrhein ist eben gebaut. Aber wenn nicht die starre Form, so gehören die Bewohner zu den Saarländern ohne Einschränkung und machen Saarlouis zu einer deutschen Stadt. Die bodenständigen Kräfte des Volksstums sind stärker als der Eindringling.

#### a) Saarbrücken

Zu Tafel 17a

Von Walther Zimmermann

Die Großstadt Saarbrücken setzt sich zusammen aus den Bannen Alt-Saarbrücken, St. Johann, St. Arnual, Malstatt-Burbach.

Auf den einzelnen Bannen sind zahlreiche vorgeschichtliche Funde gemacht worden. Aus dem Stadtteil St. Johann wurden die ältesten Stücke, Feuersteinwaffen aus der älteren Steinzeit, geborgen. Es folgen Einzelfunde, zum Teil aus Gräbern, der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit und der La-Tene-Zeit. Auch eine Flieburg im Stiftswald von St. Arnual mag in vorgeschichtlicher Zeit gehören. — Erst in römischer Zeit sieht man klarer. Die Funde mehren sich ganz beträchtlich. Am wichtigsten ist der Vicus oder Marktfecken, der sich auf der Gemarkungsgrenze von St. Johann und Brebach unterhalb des Halbergs hinzog und sich „als Einstraßeinsiedlung mit anschließender lockerer Bebauung“ darstellt. Diese Siedlung liegt gerade da, wo die wichtige Verkehrsstraße Metz-Worms den Fluß überschritt, um von da durch das Scheider Tal zum Rheine zu gelangen. Die Grundmauern der Brücke sind im Flußbett noch erhalten. Von dieser Brücke also hat Saarbrücken seinen Namen erhalten. Die Gunst der Lage barg von vornherein den Keim späterer Entwicklung in sich. Von größter Bedeutung sind das erst 1924 von Oberregierungsrat C. Klein gefundene spätromische Kastell auf dem Brückenkopf sowie das am Halberg gelegene Mithrasheiligtum, das bisher

als einzige Kultstätte festgestellt werden konnte. Zu diesen zusammenhängenden Funden kommen zahlreiche Reste von Einzelgebäuden, Meierhöfen, auf allen vier Bännen und Straßenreste mit Brücke über den Burbach.

Für die mittelalterliche Siedlung wiederholt sich in dem Fall Saarbrücken die auch sonst im Rheinland festgestellte Tatsache, daß die Römersiedlung verlassen wird. Um das näher zu beleuchten, muß jedoch den einzelnen Wurzeln der heutigen Stadt nachgegangen werden.

*St. Arnual* wird am frühesten erwähnt als Hof Merkingen, den der König Theudebert dem Bischof Arnualdus von Metz etwa um 600 schenkte. Dieser gründete dort eine Kirche mit einer Gemeinschaft von Geistlichen. Später ward er dort begraben, worauf die Siedlung allmählich seinen Namen annahm. Die Kirche wurde Pfarrkirche für die nähere Umgebung und Sitz eines Archipresbyterats. Das Ansehen des Stifts im Mittelalter — es galt als zweiter Sitz der Bischöfe von Metz — beruht wohl auf seiner vornehmen Gründung; doch über die Landschaft der mittleren Saar hat es nicht hinausgewirkt. Im Kampf um seine Selbständigkeit gegen das Saarbrücker Grafenhaus unterlag es und wurde 1569 aufgehoben. Seine Einkünfte werden noch heute durch eine besondere Stiftsschaffnei verwaltet. Die an das Stift angeschlossene Siedlung war nur klein und bewegte sich in ihren Erweiterungen in Richtung auf Saarbrücken, mit dem sie zusammenwuchs. Im Jahre 1896 wurde sie auch verwaltungsmäßig durch Eingemeindung mit diesem verbunden.

Erst mit Saarbrücken kommt ein neuer Zug in das Stadtbild. Zwar dürfte unter der „villa Sarbrucka“, die Kaiser Heinrich III. dem Bischof von Metz und dem Stift St. Arnual schenkte, noch die alte Siedlung an der Römerbrücke gemeint sein, zumal das Stift in späterer Zeit Grundbesitz in Brebach (Halberg) und St. Johann (am Schwarzenberg, im Bruch) hatte, nicht aber in Saarbrücken. Aber der Name war bereits auf die königliche Burg übergegangen und sollte fortan in dieser weiterleben. Diese Burg, die Kaiser Otto III. dem Bischof von Metz übertrug, diente dem Schutze des zahlreichen Reichsbesitzes an der mittleren Saar, aber sicherlich sollte sie auch den Handelsverkehr überwachen. Ein Beleg hierfür ist die Bestätigung der via regalis in villa s. Arnualis, d. h. des Geleitsrechts für die Grafen von Saarbrücken im Jahre 1281, so daß also damals die Römerbrücke noch benutzt werden konnte, während an ihre Stelle später die St. Johanner Fähre trat, die jedoch von St. Arnual und den Dörfern im Scheitertal unterhalten werden mußte. Es ist nun bezeichnend für die Verschiebung der Verkehrsrichtung, daß die Burg nicht etwa auf dem Halberg angelegt wurde, sondern man wählte dafür einen steilen Felsen gerade da, wo die Saar einen leichten Knick macht, so daß man einen beherrschenden Blick sowohl saarauf- wie saarabwärts hat. Der Verkehr in der Querrichtung aus der Römerzeit rückte an zweite Stelle; die Nord-Süd-Verbindung von Flandern nach Italien hatte ihr den Rang abgelaufen. Für die Bedeutung des Platzes trug die Tatsache nicht wenig bei, daß die Burg kurz nach 1100 einem Grafengeschlecht zum namengebenden Stammsitz wurde.

An die militärische Niederlassung schloß sich sehr bald eine bürgerliche an, für deren Blühen es zeugt, daß im 15. Jahrhundert der erste Mauerring durchbrochen wurde. Die Erweiterung erfolgte naturgemäß zur Schwesternstadt nach der Saar hin. Infolge der ziemlich nahe an die Saar vorstoßenden Höhenzüge war damit die Möglichkeit eines Wachses in die Breite bereits erschöpft. Alle übrigen Vergrößerungen mußten in der Längsrichtung vor sich gehen. Kleinere und wenig plannmäßige Anlagen vor den Stadttoren erfolgten schon gegen Ende des Mittelalters im „Tal“ nach St. Arnual und „in der Vorstadt“ vor der Marktpforte. In dieser Richtung blieb auch die große Erweiterung des 18. Jahrhunderts unter Fürst Wilhelm Heinrich durch Friedrich Joachim Stengel. Die Wilhelm-Heinrich-Straße und der Ludwigplatz mit der Ludwigskirche sind der schöne Ausdruck dieser großzügigen Anlage. Erst das 19. Jahrhundert und vor allem die Gegenwart legten ihre neuen Wohnviertel auf die Höhen des Winterbergs, Reppersbergs und Trillers.

*St. Johann* — 1267 zuerst genannt — ist die dritte Wurzel des heutigen Stadtbildes. In dem alten Kern spiegelt sich ganz deutlich die Entstehung als Siedlung um die zum Markt verbreiterte Straße. Es ist damit also die Römersiedlung abgelöst und saarabwärts unmittelbar unter den Schutz der Burg verschoben worden. Die Ursache, die veränderte Richtung des Handelsverkehrs, ist bereits genannt. Bezeichnend dafür ist, daß erst 1546 eine steinerne Brücke die bisherige Fähre ersetzte und damit eine feste Verbindung zwischen den beiden Schwestern-

städten schuf, obwohl doch der gemeinsame Freiheitsbrief des Grafen Johann vom Jahre 1321 deutlich genug die bestehende Anziehungskraft zwischen Saarbrücken und St. Johann unterstrichen hatte. — Von mittelalterlichen Stadterweiterungen über den Mauerring hinaus weiß man nichts. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts legte Stengel eine neue Vorstadt vor dem Untertor an (1764), und sein Sohn folgte mit einer ähnlichen Anlage vor dem Obertor (1785—92). Alle folgenden Erweiterungen, die langsam und allmählich vor sich gingen, behielten diese Richtungen bei. Ebenso wie in Saarbrücken wurden auch hier erst in der Gegenwart die höhergelegenen Gegenden des Homburgs, Rothenbülls und Schwarzenbergs bebaut. — Die seit Jahrhunderten vereinigten Städte trennten sich 1859 in zwei gesonderte Stadtgemeinden. Erst fünfzig Jahre später wird die alte Verbindung wieder aufgenommen. Dabei erhält St. Johann den Sitz der Verwaltung, während Saarbrücken den Namen gab.

Die vierte Wurzel, *Malstatt-Burbach*, ist aus zwei kleinen Dörfern hervorgegangen. Von ihnen erscheint Burbach erstmalig um 1290, während der Zehnte und die Kirche zu Malstatt (= Gerichtsstätte) als Besitzung des Nonnenklosters St. Peter zu Metz bereits 960 erwähnt werden. Das erstaunlich schnelle Wachsen beginnt erst im vorigen Jahrhundert als ausgesprochene Industriesiedlung, der die günstige Verkehrslage an der Eisenbahn und in der Nähe reicher Kohlengruben zugute kam. Die 1856 gegründete Eisenhütten-Gesellschaft, seit 1862 Luxemburger Bergwerks- und Saarbrücker Eisenhütten AG., errichtete bei Burbach ein großes Eisenwerk, die Burbacher Hütte. Dies bedeutete den Beginn des Wachstums. In Malstatt folgte die Errichtung der Eisenbahnhauptwerkstätte und des Hafens sowie mehrerer größerer und kleinerer Fabriken, von denen vor allem die Maschinenfabrik Ehrhardt u. Schmer, das Gußstahlwerk und die Zementfabrik Böcking u. Dietzsch genannt werden mögen. — Infolge der starken Zunahme der Bevölkerung wurde die Gemeindeverwaltung 1866 von der Bürgermeisterei Saarbrücken getrennt, zu der sie seit 1800 gehörte, und bereits 1875 wurde die vereinigte Gemeinde zur Stadt erhoben. Die schnelle Bebauung — es wurden in einzelnen Jahren an hundert neue Häuser errichtet — ließ die Stadt sehr bald mit St. Johann zusammenwachsen. Dieser äußere Zusammenhang wurde 1909 durch Vereinigung mit Saarbrücken-St. Johann zu einer Großstadt auch rechtlich zum Ausdruck gebracht. Groß-Saarbrücken hat also eine ausgesprochen kirchliche, militärische, handels- und verkehrspolitische und industrielle Wurzel. Auch durch die Zusammenlegung haben sich diese Wesenszüge im großen und ganzen nicht verwischt: Saarbrücken ist Wohnstadt, St. Johann Handelsstadt und Malstatt-Burbach Industriestadt geblieben.

	Einwohnerzahlen	1628	1808	1815/18	1850/55	1871	1890	1900	1910	1927	1933
Saarbrücken	2732	3065	3500	5242	7680	13811	23237	30943	34189		
St. Arnual						2589					
St. Johann	1826			2500	3714	9143	14632	21266	28127	35439	131584
Malstatt	450			822	2395	9615	18372	31195	46031	28745	
Burbach	269									26647	

	Bewohnte Häuser	18. Jahrh.	1890	1900	Flächengrößen
Saarbrücken	195	807			Saarbrücken 1140,39 ha
St. Arnual	(54)		1487		St. Johann . 1420,48 „
St. Johann	184	919	1276		St. Arnual . 953,52 „
Malstatt	18		2144		Malstatt . 5139,27 ha
Burbach	15	1423			Burbach . 1624,88 „

#### Schrifttum

Köller, A.: Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann. 2 Bde., Saarbrücken 1865.

Ruppertsberg, A.: Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken. Teil III: Geschichte der Städte Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach. Saarbrücken 1903.

Aubin, H.: Zum Übergang von der Römerzeit zum Mittelalter auf deutschem Boden. Siedlungsgeschichtliche Erörterungen über das Städteproblem. (Histor. Aufsätze, Alois Schulte zum 70. Geburtstag gewidmet, Düsseldorf 1927, S. 41f.)

Klöckner, Fr.: Saarbrücken. (Beitr. zur oberrhein. Landeskunde, Festschr. zum 22. Deutschen Geographentag, Breslau 1927, S. 185f.)

Ruppertsberg, A.: Das älteste Häuserverzeichnis von Saarbrücken. (Unsere Saar II, 1927/28, S. 91f., 1977.)

Kruspe, W.: Stadtbaukunst, das neue Saarbrücken. Berlin, Leipzig u. Wien 1928.

Steinbach, F.: Historische Ortsbilder an der Saar. (Zeitschr. des Rhein. Ver. f. Denkmalpflege XXII, 1929, Heft 1/2, S. 194f., 197L)

Zimmermann, W.: Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken, hrsg. von der Saarforschungsgemeinschaft im Auftrage der Stadt und des Landkreises Saarbrücken (vorgeschichtliche und römische Funde zusammengestellt von C. Klein). Düsseldorf 1932.

## b) Neunkirchen

Zu Tafel 17b

Von Ludwig Martin

Neunkirchen ist heute mit über 42000 Einwohnern (1927: 41000) die zweitgrößte Stadt des „Saargebietes“. Stadtrecht hat Neunkirchen erst im Jahre 1922 erhalten. Bergbau und Industrie, vor allem die Entwicklung des Neunkirchener Eisenwerkes — des Stummenschen Werkes — haben ihm zu seiner heutigen Bedeutung verholfen. Die erste urkundliche Erwähnung Neunkirchens findet sich im Jahr 1281; im historischen Licht vollzogt sich also die Geschichte Neunkirchens seit über 650 Jahren.

Vom heutigen Gesichtspunkt aus ist Neunkirchen der *Typus der Industriestadt*, d. h. der aus landwirtschaftlichen Anfängen mit dörflichem Kern hervorgegangene Siedlung, die durch die industrielle Entwicklung, vor allem des letzten Jahrhunderts, ihr charakteristisches Gepräge erhalten hat. Es ist die gewordene Industriestadt, die unorganisch gewachsen ist, weil ganz verschiedenartige Siedlungstendenzen im Laufe der Siedlungsgeschichte Bedeutung erlangt haben. Bei Neunkirchen fehlt der städtische Charakter in der Anfangsentwicklung. Wir haben eine dörfliche Siedlung vor uns; dann kommt der Einfluß eines fürstlichen Schloßbaues hinzu, wodurch der ländliche Charakter einen neuen Bedeutungskontakt erhält; dann tritt das Eisenwerk stärker in den Vordergrund.

Ist Neunkirchen nun ein alter Siedlungsraum? Sicher gehen die *Anfänge* weiter zurück, als es durch die erstmalige Nennung im Jahre 1281 ausgedrückt wird. Wie weit keltische oder römische Spuren — im Kaastrupthal — vorhanden sind, bleibe hier unberücksichtigt; eine Konstanz des Siedlungsraumes zum mittelalterlichen Dorf ist nicht vorhanden. Nach siedlungsgeschichtlichen Kenntnissen haben wir es in Neunkirchen mit einer frühmittelalterlichen Rodungssiedlung zu tun. Natürliche Wasserhorizonte, abseits der Überschwemmungsniederungen, bestimmen die erste Ansiedlung; Heizengasse, Brunnenstraße, Steinbrunnenweg, oberer Markt geben den ältesten Siedlungsraum an.

Die *landschaftliche Grundlage* der Neunkirchener Siedlung ist außerordentlich bemerkenswert. Geologisch liegt sie auf der Grenze von unterschiedlichen Formationen ganz verschiedenen Alters: der Unterort im Karbon, der Oberort im Buntsandstein. Mitten durch die Stadt verläuft die große südliche Randüberschiebung des Kohlenganges. Folgen wir dem Verlauf der Schloßstraße, so haben wir nach der Brauerei und dem Friedhof zu das Buntsandsteingebirge, nach dem Unterort zu die Lehme und Letten aus den Kohlenschichten des oberen Karbons. Ringsum in den Wältern, im Kohlenwald, Ziehwald und Steinwald, streichen die Kohlen zutage aus. Formenkundlich fällt der Übergang aus dem Karbon in den Buntsandstein zunächst nicht ins Auge; nur der Wechsel des Gesteins deutet die grundsätzlich verschiedenen geologischen Formationen an. Dem morphologisch geschulten Auge fallen auch die Unterschiede in der Talbildung und der Hangprofile auf, die in den beiden Schichtgruppen sich darbieten. In einem Auf und Ab zwischen Tallinie und Rückenbildung welliger Geländeformen erstreckt sich heute die Siedlung von der Blies zur Scheib und Spieser Höhe. Fast 125 m beträgt der Höhenunterschied innerhalb der Siedlung selbst. Einige Denudationsterrassen (unterer, oberer Markt) schließen sich dazwischen ein. Talgeschichtlich interessant ist auch der Verlauf der Blies, die innerhalb Neunkirchens aus der Nord-Süd- in die West-Ost-Richtung umbiegt. Auch Flußterrassenbildung ist unverkennbar (Stahlwerk-Wasserbehälter).

Die Tafel 17b versucht die wichtigsten Entwicklungsstufen der Siedlung wiederzugeben. Für die ersten Siedlungsanfänge fehlt das Material. Schwarz schraffiert ist die *vermutlich älteste Siedlungsanlage*, das alte Dorf Neunkirchen, das 1281 in einer Urkunde erwähnt wird. Die Hanglage ist bezeichnend. Von einer Einebnungsfläche im Wind- und Regenschatten des höher gelegenen heutigen Schloßstraßengebietes erstrecken sich die dörflichen Wohn- und Wirtschaftsräume nach S und SO (Heizengasse, Marktstraße), den Berghang hinab unter Ausnutzung des Wasserhorizontes am Brunnenweg — zuerst noch in lockeren Zusammenhang. Der Nordabhang — am heutigen Hüttenberg abwärts —, die Flussniederungen und die höheren Gebiete ringsum blieben unbesiedelt. So zeichnet sich die älteste Neunkirchener dörfliche Siedlung durch die Anpassung an die natürlichen Vorbedingungen des Siedlungsraumes an.

Unabhängig von dieser dörflichen Anlage entstehen im 15. Jahrhundert im Sinnertale und in Wiebelskirchen an der Oster einige *Schmelzen und Hämmere*. Jetzt tritt die industrielle Kraft, wenn auch noch in ganz bescheidenen Anfängen, auf und versucht, den Siedlungsraum von einer anderen Seite her aufzuschließen. — Ein neues Merkmal gibt der Neunkirchener Siedlung im Jahre

1570, in der Zeit großer Kriegsunruhen, der Bau eines *festen Schlosses* durch einen Nassau-Saarbrücker Grafen. An das alte Schloß erinnert heute noch der Burgkeller. — Um 1600 siedelt die Wiebelskircher *Eisenschmiede nach Neunkirchen* über und wird dort von Herrschafts wegen betrieben. Nach wechselseitlicher Geschichte entwickelt sich die Hütte in hundert Jahren zu dem bedeutendsten Eisenwerk links des Rheines. — Durch den Bau eines *fürstlichen Jagdschlösses* erhält das Gesicht der Neunkirchener Siedlung von 1750 ab ein neues Gepräge. Aus dem Grundriss des Geometers Nordheim können wir die Form des Schlosses und den Plan der Gartenanlagen erkennen; der Baumeister war Joachim Stengel. Aus der Beschreibung des Freiherrn von Knigge erkennen wir, daß die Front des Schlosses nach der Scheib zu gerichtet war und daß am Abhange des Berges, unmittelbar an den englischen Gärten stoßend, das Dorf Neunkirchen lag. Von diesem Jagdschloß ist nichts mehr übrig geblieben; nur das alte Jägermeisterhaus und die fürstliche Hufschmiede sind bis heute erhalten, und Straßen- und Flurnamen erinnern noch daran.

Mit der Wende des Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche in der Siedlungsentwicklung Neunkirchens, zunächst noch zögernd; dann aber gewinnen mit der Periode der Industrialisierung der Bergbau und die Industrie entscheidenden Einfluß auf die Siedlungsentwicklung und bestimmen von nun an das Gesicht der Siedlung Neunkirchens. — In der Karte ist der *Siedlungsstand um 1800* in voller schwarzer Farbe dargestellt. Vereinzelt gehen einige Wohnkomplexe bis zum Eisenwerk hinab, auf der anderen Seite bis zum Hausnersweiher, der damals noch ein wirklicher Weiher war. Bemerkenswert ist außerdem, was durch die Karte von Tranchot belegt ist, der sogenannte „Große Hüttenweyer“, der den größten Teil der heutigen Koksanlage einnahm. Siedlungen für sich bildeten die Schläferie (Schläfferie) und der Neunkirchener Hof, der gegenüber dem heutigen Schläferieweg im Gelände des Eisenwerkes gestanden hat. — 1806 geht das Eisenwerk in den Besitz der Familie Stumm über, die vom Hunsrück kam. 1821 wird Grube König angehauen. Das Eisenwerk entwickelt sich mächtig; Grube auf Grube entsteht (Kohlwald, Oberschmelz, Wellesweiler, Annaschacht, Rhein-Nahebahn-Schacht, Ziehwald, Dechen, Heinitz). Der Bahnbau um die Mitte des Jahrhunderts (1850 Strecke Neunkirchen-Bexbach, Anschluß an die Pfälzische Ludwigsbahn; 1852 Neunkirchen-Forbach; 1860 Rhein-Nahe-Bahn; 1879 Fischbachbahn) bringt Neunkirchen als bedeutenden Industriort in Beziehung zu dem süddeutschen Absatzgebiet und dem Rhein bei Bingen. Die Bahnbauten schließen auch das agrarische Hinterland auf, aus dem die Arbeitskräfte zuströmen.

Nach dem Kriege von 1870/71 nimmt dann die Entwicklung rasch zu. Die Siedlungstendenz geht zum Eisenwerk und zum Bahnhof; der Unterort gewinnt die größte Bedeutung für die weitere Ausgestaltung des Ortes. In der Karte zeigt die rote Farbe das gewaltige Anwachsen Neunkirchens in der *Periode der Industrialisierung*. Das Gebiet der Siedlung umfaßt jetzt Oberort und Unterort, d. h. einen großen Wohnkomplex vom Bahnhof bis zur Scheib und nach der Ost- und Westseite des Ortes. Rot kennzeichnet also den Siedlungsstand um die Jahrhundertwende, d. h. genau den Stand der letzten Kartenaufnahme vom Jahre 1907. Jetzt ist die Entwicklung zum großen Industriegegenden vollzogen; zur Bürgermeisterei Neunkirchen gehören Niederneunkirchen, Wellesweiler, Kohlhof, Elversberg und Spiesen.

In einer besonderen Farbe (Gelb) ist die Entwicklung der *Industriebetriebe und des Bergbaus* hervorgehoben. Im Vordergrund steht das Eisenwerk mit seinen beiden großen Teilen diesseits und jenseits der Blies: Nord- und Südwerk, Stahlwerk und Hochofenanlagen mit Kokerei. Das Eisenwerk wird zu einem unlösbar Bestandteil des Ortsbildes von Neunkirchen. Die alten Puddelwerke verschwinden; moderne Walzbetriebe und Hochöfen, Martinwerke, Sinteranlage und Teerstraßenanlage treten an ihre Stelle. — Auch die *Zechen* werden modernisiert. Ausgebauten Gruben kommen außer Betrieb (Schacht Ziehwald, Rhein-Nahebahn-Schacht), neue Kohlen- und Schlackenhalden entstehen. Grube und Eisenwerk werden durch eine Kohlenselbstbahn verbunden, der Eisenbahnbetrieb wird ausgebaut, Zechen erhalten Gleisanschluß, die Straßenbahn verbindet Neunkirchen und Wiebelskirchen. Bergbau und Industrie drücken dem Flecken Neunkirchen den charakteristischen Stempel auf. Auch andere Industriebetriebe ziehen nach dem bedeutenden Ort: Holzbetriebe, Möbelhandel, Glaserien, Ziegeleien (soweit sie nicht schon älterem Datums sind), Aluminiumfabrik. Die Brauerei vergrößert sich mächtig. Handel und Gewerbe blühen.

Durch die blaue Farbe wird der *Siedlungsstand* bis zur Gegenwart ausgedrückt. Gerade für Neunkirchen ist die Siedlungsentwicklung der letzten Jahrzehnte bezeichnend. Die Fortführung bis zur Gegenwart (Siedlungsstand Ende 1932) war um so nötiger, weil die letzte Entwicklung zur Peripherie, zum Wald

(Randsiedlung) die typischen Merkmale moderner Siedlungs-tendenzen trägt. Große Siedlungskomplexe sind vor allem im Osten der Stadt entstanden; sie sind abhängig von der welligen Geländeform. So verbinden sich die Randzonen; aber noch bleibt zwischen ihnen ein Tal unbebaut, wo außer dem Relief auch starke Nebel- und Kältebildung hemmend wirkt. Neu entstanden sind die Siedlungen „Yorkstraße“, „Rote-Kreuz-Siedlung“, „Haspel“, „Andreas“- und „Verlängerte Brunnenstraße“, die Siedlung „Unten am Steinwald“, „An der Bliesmühle“, „Hinter der Bliesmühle“ usw. Der frühere alte Schuttabladtplatz im tief gelegenen Gelände verwandelt sich in einen schönen Stadtgarten und füllt eine große Lücke aus. Andere Siedlungen entstehen im Norden („Biedersberg“, „Friedrich-Ebert-Straße“) und ebenfalls im Süden nach der Spieserhöhe neue Wohnkomplexe. Unregelmäßigkeit ist ein Zug im Straßenbild Neunkirchens. Es fehlt zur rechten Zeit ein planvoller Generalbebauungsplan. Neunkirchen mußte eines Tages infolge seiner Bedeutung und seiner Bevölkerungszahl auch der Charakter als Stadt zuerkannt werden und so erhielt es im Jahre 1922 das Stadtrecht. Die bisher der Bürgermeisterei Neunkirchen angehörenden Gemeinden Elversberg und Spiesen wurden selbständige Gemeinden. Zur Stadt gehören noch die Vororte Wellesweiler, Kohlhof und Niederneunkirchen.

Ein paar Zahlen mögen die Bevölkerungsbewegung in Neunkirchen zeigen:

1809	1848	1900	1922*	31. Dez. 1932
1403	2717	27684	38307	42288

\* mit Kohlhof und Niederneunkirchen

Neunkirchens Bevölkerungszahl zeigt noch jetzt zunehmende Tendenz. Der Verkehr, besonders der Straßenbahnenverkehr, breitet sich immer weiter aus, und Neunkirchen entwickelt sich dadurch immer mehr zum Mittelpunkt für die nähere und weitere Umgebung. So hat es sich im Nordosten des Saarindustriegebietes eine zentrale Stellung und Bedeutung geschaffen.

#### Schrifttum

Führer durch Neunkirchen und Umgebung, hrsg. vom Verkehrs- und Ver-schönerungsverein Neunkirchen 1911.  
Hundert Jahre Neunkircher Eisenwerk unter der Firma Gebr. Stumm. Saar-brücken 1906.  
Chronik von Neunkirchen. Blätter für volkstümliche Orts- und Heimat-kunde, Neunkirchen 1809–12.  
Tröskens, R.: Zahlen aus der Geschichte Neunkirchens, des Bliesgaus und Saargaus.  
Martin, L.: Das geographische Bild der Stadt Neunkirchen. (Saarbrücker Zeitung 18. August 1931.)

#### c) Saarlouis

Zu Tafel 17c und d

Von Georg Wilhelm Sante

**Geschichte.** Saarlouis — 1927: 15800 Einwohner — ist eine Gründung aus wilder Wurzel. Die alten natürlichen Siedlungen waren saarabwärts Wallerfangen, Hauptort der deutschen Ballei im Herzogtum Lothringen, und saaraufwärts Lisdorf, wo die Abtei Wadgassen Grund- und Gerichtsherr war. Während Wadgassen zur Grafschaft Nassau-Saarbrücken gehörte, unterstand Lisdorf schon der Landeshoheit Lothringens. Auf Lisdorfer Bann wurde Saarlouis vornehmlich angelegt, lag also zwar auf Wadgassener Grund und Gericht, aber unter lothringischer Souveränität. Indessen diese Verhältnisse gaben der Gründung nur ein Fundament; sie selbst geschah im Zeichen der großen Politik. Daß Saarlouis überhaupt entstehen konnte, hatte zwei Voraussetzungen. Erstens hatte Frankreich das Land zwar widerrechtlich, aber tatsächlich im Besitz, indem es Lothringen gegen die Bestimmungen des Nijmeger Friedens (1679) seinem Herzog nicht zurückgab. Erst im Rijswijker Frieden (1697) trat dieser Saarlouis in voller Form an Frankreich ab. Und zweitens glaubte es, daß die Sicherheit seiner Grenze, die es immer weiter zum Rhein vorschob, auf diesem Abschnitt ungenügend gewährleistet sei, also war die Saarlinie durch eine Festung zu sichern. Daß sie gerade an dieser, noch unbewohnten Stelle entstand, war die Tat Choisys, des Ingenieurs, Erbauers und ersten Gouverneurs, der 1710 in seinem Werke starb. Auf einer Besichtigungsfahrt längs der mittleren Saar erschien ihm der Platz gegenüber Fraulautern besonders geeignet; er sah schon die kommende Festung in der weiten Flußaue in einer Schleife der Saar sich ausbreiten. Wasser genug, um die Gräben zu füllen, und keine beherrschenden Höhen in Schußweite. Ludwig XIV. genehmigte die Vorschläge Choisys; am 5. August 1680 wurde der Grundstein gelegt. Drei Jahre später (1683) waren die ersten Arbeiten abgeschlossen; der König besuchte Saarlouis, wie die Festung ihm zu Ehren hieß, und der erste Bürgermeister mit dem deutschen Namen Heil aus Wallerfangen trat sein Amt an.

Die Saarlinie zu sichern, war aber nur der defensive Teil in der

Aufgabe dieser Festung, und da der Angriff die beste Verteidigung ist, so steckte ihr Louvois weitere Ziele: die Beherrschung des ganzen Landes, die Stützung der Garnisonen an der Saar, eine gesicherte Verbindung mit Homburg, Abwehr aller Angriffe links des Rheines, und wenn der König noch Kaiserslautern besetzte, glaubte er versichern zu können, daß man niemals Deutsche diesseits des Rheines sehen werde, und das sei alles, was der König wünschen könne. Das war es allerdings, und alle Wege zu diesem Ziele waren angelegt. Die Reunionen hatten ein weites Land zu beiden Seiten der Saar in französischen Besitz überführt, wie unsicher auch die Rechtstitel sein möchten. Um es fest mit dem übrigen Frankreich zu verbinden, wurde es in den befestigten Grenzgürtel einbezogen. Vor die ältere Linie, die Mosel mit Metz, legte sich eine zweite, die Saar mit Saarlouis, und zwischen Saar und Rhein lagen die vordersten Werke, Mont Royal bei Traben an der Mosel und Homburg am Landstuhler Bruch. Nimmt man hinzu, daß Saarlouis zur Hauptstadt der „Saarprovinz“ bestimmt war, in welcher die Reunionen vereinigt wurden, so ließ sich ihm ein gutes Horoskop stellen. Aber wie es von der französischen Ausdehnungspolitik emporgeshoben war, so wurde es von derselben Politik liegen gelassen; denn im Rijswijker Frieden (1697) mußte Frankreich die Reunionen herausgeben. Es behielt zwar Saarlouis mit seiner Bammile, aber das waren gerade die nächsten Dörfer Lisdorf, Ensdorf, Fraulautern, Roden, Beaumarais und Wallerfangen, und ringsherum lag fremdes Land, Lothringen, Nassau-Saarbrücken und andere Reichsstände von zwerghafter Kleinheit. Saarlouis verlor also nicht nur seine „Saarprovinz“, sondern wurde ein abgetrennter Vorposten, und dem kräftigen Aufschwung in den ersten Jahren folgte Stillstand und Rückgang. Zwar schloß die Reunion Lothringens (1766) Saarlouis wieder unmittelbar an Frankreich an, aber dann schoben die Revolutionäre und Napoleon die Grenze bis an und über den Rhein vor, und gerade unter dieser Glorie des Frankreichs verlor Saarlouis als Grenzfestung, wie es begründet war, jede Berechtigung und sank zu einem Waffenplatz minderen Ranges und im Binnenlande ab. Noch einmal während der Freiheitskriege zum Grenzschutz aufgerufen, überdauerte es wohl zwei Belagerungen (1814/15) und hatte den Ruhm, niemals vom Feinde erobert zu sein. Aber er war leicht erworben, da ihm eine Probe auf Tod und Leben damals und früher erspart blieb. Im Zweiten Pariser Frieden (1815) an Preußen abgetreten, blieb Saarlouis fortan bei Deutschland, zu dem sein Grund und Boden gehört hatte, ehe hier die Festung erbaut und abgetreten wurde (1860–97).

Da ein politisch-militärischer Grund ihre Entstehung bedingte, füllten zunächst Soldaten und Beamte das Sechseck à la Vauban. Aber nur als dünne Oberschicht, die in die völlig deutsche Umgebung abkommandiert wurde. Die deutsch-französische Sprachgrenze liegt mindestens 25 km entfernt, und das benachbarte Wallerfangen war Vorort der deutschen Ballei Lothringens. So konnte die Bevölkerung nur deutsch sein; Wallerfangen siedelte geradezu nach Saarlouis über. Daß jene französische Kolonie dieser deutschen Grundfarbe einzelne Flecke aufsetzte, die nach dem Übergange an Preußen schnell verblaßten, daß z. B. die Amtssprache Französisch war, ergab sich aus der politischen Zugehörigkeit. Aber wenn man die Geschichte Saarlouis' von der Gegenwart aus übersicht, so lautet die Hauptfrage, wie sich trotz dieser ungünstigeren Voraussetzungen ein deutsches Nationalbewußtsein mit allen seinen Ansprüchen in Saarlouis ebenso bildete wie in dem übrigen Saarlanden und wie jene französische Zeit so weit in die Erinnerung zurückwich, daß man sie schon von außen, d. h. künstlich auffrischen muß, um sie für politische Ziele verwenden zu können.

Die Gründung und die Anfänge Saarlouis' reichen in die Jahre zurück, als die Ausdehnungspolitik Ludwigs XIV. auf ihrem Höhepunkt eben die „Reunionen“ durchführte. Der Gleichklang der Ereignisse im engen Raum der Festung und auf dem weiteren Felde der Politik war so vollkommen, daß die Stadt ebenso von der zurückflutenden Welle der Ausdehnungspolitik mitgerissen wurde, wie sie von der vordringenden hochgehoben war; und dieser Rückzug traf sie gerade in den ersten Jahrzehnten des Auf- und Ausbaues. Das Ergebnis waren der Verlust des Amtsreiches, der „Saarprovinz“, und die Insellage abseits von Frankreich selbst. Doch sie brauchte noch keinen Stillstand zu bedeuten; gerade solche „Inseln“ hatte die französische Politik von Richelieu bis Ludwig XIV. als Staffeln zum Erfolg benutzt, und das klassische Beispiel ist der Ausbau der Verbindung zwischen Metz und Straßburg. Daß die andere zwischen Metz und Saarlouis wieder zerschlagen wurde und, als sie mit der „Reunion“ Lothringens wiederhergestellt war, dem Vorposten auch kein frisches Leben zuführen konnte, folgte aus dem allgemeinen Stillstand der französischen Ausdehnungspolitik. Und als sie in der Revolutionszeit von neuem einsetzte, schritt sie über Saarlouis

hinweg bis zum Rhein; die politisch-militärische Entwicklung stockte also, nachdem sie mit aller Kraft eingesetzt war. Aber es gab auch keinen Ersatz, indem sich innerhalb der Festungswälle ein größeres städtisches Leben gebildet hätte; sondern der politisch-militärische Zweck überwog. Gewiß gab es auch in der französischen Zeit eine Stadt Saarlouis, aber sie blieb eine Kleinstadt, und man muß sie stets an den größeren Anfängen messen, die Hauptstadt der „Saarprovinz“ zu sein. Zwar verdankt Saarlouis Ludwig XIV. die Entstehung, aber es hat wenig Anlaß, sich der französischen Zeit im ganzen mit besonderer Dankbarkeit zu erinnern. Die Förderung, die es erfuhr, war gering.

Der Übergang an Preußen (1815) war nur die politische Rückgliederung in den nationalen Volksboden, von dem es immer einen Teil gebildet hat. Wenn für die französische Zeit die Zugehörigkeit der im Kern deutschen Bevölkerung zum französischen Staate noch zu ertragen war, weil die Nation in ihren breiten Schichten noch nicht zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen waren und deshalb auch den nationalen Staat als Raum eben ihres Nationalbewußtseins noch nicht forderte, so waren die Freiheitskriege gerade die Zeit, während der es sich im Kampf gegen die Fremdherrschaft bildete, und gerade damals wurden die Saarlouiser deutsch bzw. preußisch. Sie brachten auch für den inneren Anschluß alle Voraussetzungen mit, die in dem gemeinsamen Volkstum begründet sind, und der äußere vollzog sich so rechtzeitig, daß sie an der ganzen Entwicklung des Nationalbewußtseins und der deutschen Einigung teilnehmen konnten. Man darf für Saarlouis keine abseitige Stellung konstruieren, indem man die Erinnerungen an die französische Zeit sammelt, die mit dem Wechsel der politischen Zugehörigkeit nicht einfach vergessen wurden; denn das heißt aus der Ausnahme die Regel machen. Saarlouis sonderte sich vielmehr von der allgemeinen Geschichte der Saarlande, und das heißt des Deutschen Reiches, nicht ab, und wenn in jenen Erinnerungen politische Kräfte gesteckt hätten, hätten sie sich lauter und nachhaltiger gegen die Abtrennung von Frankreich verwahren müssen.

Preußen erwarb Saarlouis 1815 um der Festung willen, und als preußische Festung stand Saarlouis wieder auf Grenzwacht wie im ersten Jahrhundert seiner Geschichte, doch jetzt gegen Frankreich. Auch andere Ereignisse wiederholten sich. Die Angliederung Lothringens (1871) entfernte die Grenze auf 50 km; Saarlouis lag zum zweitenmal im Binnenlande. Die Festung wurde aufgelassen; aber der Stadt blieb eine starke Garnison (vor dem Weltkrieg 1913: 4700 Mann bei 14000 Einwohnern, d. h. jeder dritte Saarlouiser war ein Soldat). Ob Festung oder Garnison, die militärische Linie, die bis in die Anfänge zurückreichte, wurde gewahrt. Zudem wurde Saarlouis Kreisstadt, sobald Preußen die Regierung übernahm, und der Kreis bot ihr ein ausreichendes Hinterland, das hier seine Erzeugnisse absetzte und seine Einkäufe tätigte. Aber die Gunst der Lage wurde beeinträchtigt, als die Haupteisenbahmlinie auf dem rechten Saarufer um die Festung herumgeführt wurde, und die Querbahnen treffen sie in Völklingen, Bous, Dillingen und nicht in Saarlouis; es liegt also zwischen den Schienen (siehe Tafel 32). Im Nahverkehr füllt ein dichtes Kleinbahnnetz diese Lücke aus, aber der Fernbahnhof blieb bis auf die Gegenwart abseits der Stadt. Wie großen Nutzen sie auch aus der starken Garnison zog, so hatte die Festung den Verkehr abgelenkt. Sie verhinderte auch die Ansiedlung der Industrie; diese hat ihre Standorte in Völklingen, Bous, Fraulautern, also eben an der Bahnstrecke, die Saarlouis selbst meiden. Obschon an der Saar gelegen, trägt Saarlouis nicht die Kennzeichen der Saarindustriestraße.

Der Versailler Vertrag hob die Garnison auf. Die letzten deutschen Truppen waren schon nach dem Waffenstillstand abgezogen, die französischen eingerückt (22. November 1918). Die politische Bedeutung der fremden Militärrherrschaft sei hier nur angedeutet: die Saarlouiser sollten gezwungen werden, sich für die „Reunion“ mit Frankreich zu erklären. Aber sie setzten der fremden Gewalt einen festen Widerstand entgegen und führten in ihren Kundgebungen den eindeutigen Beweis, daß sich auch auf diesem vorübergehend fremden Staatsgebiet, aber allemal deutschen Volks- und Reichsboden ein volles deutsches Nationalbewußtsein entwickelt hatte. Ohne Garnison mußte die Stadt einen anderen wirtschaftlichen Nährboden suchen. Zwar gibt es einige Kleinindustrien; aber neben seinem Handwerk und Gewerbe ist Saarlouis vor allem der Hauptmarkt in einem vorwiegend landwirtschaftlichen Kreise. Und nimmt man Saarlouis als Kreisstadt hinzu mit den Behörden, Gerichten, Schulen, Bibliothek, Krankenhäusern, die sich hier befinden, so sind hier neue tragfähige Fundamente für seine weitere Entwicklung, nachdem zuerst die Festung, dann die Garnison, also die militärischen Grundlagen, geschwunden sind, die den Weg von der Gründung an bisher bestimmt hatten.

*Stadtentwicklung.* Schon ein erster Blick auf die Karte (Tafel 17c) liest aus dem jetzigen Stadtbilde die militärische Gründung ab: in der Mitte der fünfeckige Wohnkern, schachbrettartig aufgeteilt und um den Markt gruppiert, dann ein Kranz von Kasernen, die inneren Festungswerke in Form eines regelmäßigen Sechsecks und schließlich die äußeren, auf dem linken Ufer der Hauptkörper der Festung, auf dem rechten ein Brückenkopf. Das ist die erste Schicht der Entwicklung. Ende des 19. Jahrhunderts fielen die Festungswerke; um aber die wachsende Garnison unterzubringen, wurden neue Kasernen gebaut innerhalb und außerhalb des ehemaligen Festungsgeländes: die zweite Schicht. Und die dritte ist die bürgerliche. Der alte Wohnkern ließ sich nicht vergrößern, weil die Kasernen und einzelne Wallstücke stehen blieben, aber das ehemalige Festungsgelände wurde nach einem Plan Stubbens aufgeteilt und bebaut. So übersprang die Stadt die einengende Umwallung Vaubans und breitete sich in freiem Felde aus. Aber der Bahnhof liegt abseits, nicht nur auf dem anderen Saarufer, sondern jenseits der Flüßwiesen, die wegen des Hochwassers keine Gebäude tragen. So wachsen Stadt und Bahnhof nicht zusammen. Um die Stadt liegt ein Ring von Dörfern, Beaumarais, Pikard, Lisdorf, Enseldorf, Fraulautern und Roden; und Saarlouis ist fast der geometrische Mittelpunkt. Doch wenn sich auch Stadt und Dörfer allenthalben nähern und berühren, so bietet das Ganze noch das Bild einer zerfahrenen Besiedlung mit einzelnen Siedlungsstellen, die sich auf dem Wege des Zusammenschlusses befinden. Die engsten Beziehungen bestehen zu der östlichen Reihe, zu Roden, Fraulautern und Enseldorf. Hier läuft die Hauptbahnstrecke, liegt der Bahnhof, sind die Standorte der Industrie; aber überall trennen die Wiesen der Flüßwiese, über die nur einzelne Straßen gehen. Und ein anderes Hindernis bereiten die Gemeindegrenzen. Nur Roden ist eingemeindet, und damit liegt Saarlouis an der Bahn; aber die anderen Dörfer am Rande des Saarlouiser Raumes sind noch selbstständig. Obschon also Mittelpunkt in jeder Richtung, erfüllt ihn die Stadt noch nicht. Solche Unfähigkeit hat ihre weit zurückreichenden Gründe; Saarlouis wurde in alte Bannverhältnisse hineingezwängt und konnte, da künstliche Festung, nicht von einem natürlichen Kern auf natürlichen Wegen wachsen.

*Stadtbanne und Bannmeile.* Eine Gründung aus wilder Wurzel, die in die bestehenden Bannverhältnisse gewaltsam eingefügt wurde, mußte sich einen eigenen *Bann* erst suchen (Tafel 17d). Saarlouis lag mitten im Lisdorfer Bann, der im Westen mit einer schmalen Zunge die Saar erreichte und im Osten die Saarschleife füllte (auf der Karte weiß gelassen). Hier lag seit 1595 ein Einsprengsel des Wallerfanger Bannes, das an die Festung grenzte und ihre östlichen Werke trug (rot und senkrecht schraffiert). Aber nicht dieser Lisdorfer Bann wurde der Bann der neuen Stadt, obschon er vor ihrem Toren lag und sie auf allen Seiten links der Saar umgab; sondern auf dem Wege ihrer Gründung gelangte sie in den Besitz des entfernten Wallerfanger (rot schraffiert). Eine formelle Übertragung fand nicht statt; aber da Wallerfangen 1687/88 aufgelassen wurde und die Wallerfanger nach Saarlouis übersiedelten, brachten sie ihren alten Bann gleichsam als Mitgift ein. Und diesen Zusammenhang bewies noch die Form der Verwaltung; der ehemals Wallerfanger „Bürgermeister“, der neben den Saarlouiser „Maire“ trat, betreute, jetzt von Saarlouis aus, den gemeinsamen Grundbesitz. Aber dieser Zustand änderte sich in zweifacher Hinsicht. Die Stadt Saarlouis verpachtete zwischen 1693 und 1741 einzelne Stücke ihres Bannes; das Amt des „Bürgermeisters“ verschwand, an seine Stelle trat zunächst ein „Pächter“ (1722–68), und als schließlich niemand die Pacht der Renten übernehmen wollte, war der Bann durch eben diese Aufteilung und schlechte Verwaltung verloren. Die Stadt war weniger rechtlich als tatsächlich auf den Bereich der Festungswerke eingegangen (um 1768).

Einen anderen Raum bezeichnete die *Bannmeile*; sie ist ein Werk der großen Politik. Als Frankreich im Rijswijker Frieden (1697) die „Reunionen“ räumen mußte, behielt es die Festung Saarlouis und seine Bannmeile im Umkreis von einem halben Meile. Erst nach dem Spanischen Erbfolgekrieg setzte sie der Pariser Vertrag vom Jahre 1718 fest. Lothringen trat die Dörfer Lisdorf, Enseldorf, Fraulautern, Beaumarais und den Platz des aufgelassenen Wallerfangen ab, die dann den weiteren Festungsbereich, die Saarlouiser Bannmeile, bildeten (s. Tafel 8). Verglichen mit dem alten Wallerfanger Bann, ergab sich ein engerer Umfang, und so gewann Lothringen hier im Nordwesten einen schmalen Rand zurück (rot und waagerecht schraffiert).

In die allgemeine Ortsgeschichte eingefügt, belegt auch die Entwicklung der Bannverhältnisse den Niedergang, den Saarlouis unter französischer Herrschaft erlebte. Wie sich auf dem weiteren politischen Felde die Saarprovinz wieder auflöste, die Stadt eine höhere Bedeutung gegeben hätte, so der Bann im

engeren Umkreis, und das Ergebnis war das gleiche: dort nur ein Vorposten in fremdem Lande, hier ein verkümmter Wirtschaftsraum. So übernahm Preußen Festung und Stadt. Aber sobald jene aufgelassen war, begann sich der Bann wieder auszudehnen. 1892 geschah die erste kleine Erweiterung im Westen und Süden unmittelbar vor den Toren und auf Kosten von Lisdorf, Beau-marais und Roden; und als 1907 Roden eingemeindet wurde, erhielt Saarlouis wieder einen ausgedehnteren Bann auf dem rechten Ufer zwischen Saar und Prims. Der Abnahme in französischer Zeit stand eine Zunahme in preußisch-deutscher Zeit gegenüber.

Die Karten beruhen auf Plänen in der Stadtbibliothek Saarlouis, die sich wiederum auf die Arbeiten von Pfarrer Richter und Stadtbauamtsleiter Schmitt stützen.

#### Schrifttum

Baltzer, G.: Historische Notizen über die Stadt Saarlouis und deren unmittelbare Umgebung. 1865.

Latz: Saarlouis 1680—1930. 1930.

Das Saarlouiser Heft „Unser Saar“ VII, 1, vom 15. April 1932.

#### d) St. Wendel

Zu Tafel 17e

Von Georg Wilhelm Sante Geschichtliche Obschon Gräber aus der Latène- und Römerzeit auf vor- und frühgeschichtliche Besiedlung schließen lassen, so deutet der Ortsname auf spätere, christliche Zeiten. Die Stadt heißt nach dem heiligen Wendalinus, der hier um 600 das Evangelium gepredigt haben soll; auch St. Ingbert beginnt seine Geschichte mit einem heiligen Glaubensboten Ingobertus. Aber die Legenden sind zu undurchsichtig, als daß sich ihr geschichtlicher Kern erkennen ließe. In der schriftlichen Überlieferung erscheint St. Wendel zuerst im 9. Jahrhundert und unter dem Namen Basonis villa, Basonweiler; derselbe Name steckt in Bosenberg, Bosenbach. Andere Siedlungen im jetzigen Weichbilde der Stadt waren Kelsweiler, woran die Kelsweilerstraße erinnert, und Niederweiler, das an der Stelle des Bahnhofs lag. Mit dieser Namenform gehört die St. Wendeler Gegend zur weiteren Gruppe der -weiler-Namen, die sich gerade an der oberen Blies ausbreitete (s. Tafel 13b). Jenes Basonweiler befand sich damals im Besitz der Bischöfe von Verdun; Bischof Paulus (etwa 626—41) hatte es aus eigenen Einkünften gekauft, wie um dieselbe Zeit (634) der Diakon Adalgisel-Grimo der Verduner Kirche seinen Besitz Tholey testamentarisch vermacht hatte. St. Wendel als Ortsname wird zuerst 1046 genannt als Wandelini curtis, d. h. Wendelshof. Die Vogtei über diese Verduner Besitzungen lag bei den Grafen von Blieskastel. Als sie 1237 ausstarben, folgte ein langer Erbfolgestreit; aus ihm ging, was St. Wendel anbelangt, schließlich (1280) der Graf von Saarbrücken als neuer Besitzer hervor. Aber er verkaufte es 1328 an den Erzbischof Balduin von Trier, und seitdem blieben Stadt und Amt kurtrierisch, bis sie 1792 von den Truppen der französischen Revolution besetzt wurden.

Die Verbindung St. Wendel—Verdun reichte in die Zeiten des fränkisch-karolingischen Gesamtreiches zurück, und während des ganzen Mittelalters, rechtlich sogar bis zum Westfälischen Frieden (1648), gehörte Verdun zum Reich, so daß die Abhängigkeit nicht außer Landes ging. Aber Verduns Rechte verflüchteten sich im Laufe der Jahrhunderte, hier wie überall, und an seine Stelle trat Kurtrier. Von seinem alten Besitz, vom Hochwald aus, stieß dieses auf zwei Wegen in die Saarlande vor: saaraufwärts, wo es sich schon bei Merzig am Widerstande Lothringens festramte, und längs der alten Straßen über St. Wendel nach Blieskastel und Kaiserslautern. Diese Vorposten mußte es wieder räumen; nur St. Wendel hielt es fest. Aber Stadt und Amt blieben Außenbesitz, und noch kurz vor der französischen Revolution verhandelte Kurtrier mit Pfalz-Zweibrücken, um sie gegen das Kröver Reich an der Mosel auszutauschen. Die abseitige Lage verlangte — freilich zu spät — nach einer Abrundung entweder nach vor- oder rückwärts. Also nur für die kurze Zeit Baldwins waren die Möglichkeiten genutzt, die in den politisch-geographischen Gegebenheiten steckten; von St. Wendel aus ließen sich die untere Blies und das Landstuhler Bruch auf geraden Wegen erreichen, die zum Elsaß und zur Pfalz weiterführten. Doch der Vorstoß Baldwins wurde nicht ausgebaut und befestigt; der kurtrierische Streubesitz erstarnte und bröckelte schließlich ab. Die Gunst der politisch-geographischen Lage belegen weiterhin die vielen Kämpfe, die von der Fehde Sickingens (1522) bis zu den Freiheitskriegen (1814) bei oder um St. Wendel ausgetragen wurden. Doch die politische Zugehörigkeit änderte sich nicht; auch die französische „Reunions“zeit (1680—97) war nur eine kurze Unterbrechung.

Nicht länger, 1792—1814, regierten die französischen Revolutionäre und Napoleon. In St. Wendel wie in den Saarlanden überhaupt waren die französischen Zeiten nur kurze und gewaltsame Einbrüche in die jahrhundertalten deutschen Beziehungen. Bei der Neuordnung der Staatenwelt, die der Wiener Kongreß (1815) vornahm, fiel St. Wendel an Coburg; dem Herzog waren einige zehntausend Seelen versprochen, die hier zusammengerechnet wurden. St. Wendel selbst wurde Hauptstadt des Fürstentums Lichtenberg, wie das Coburger Gebiet nach jener Burg bei Kusel hieß. Doch nachdem im Gefolge des Hambacher Festes (1832) Unruhen entstanden und nur mit Hilfe preußischer Truppen besiegt werden konnten, verkaufte der Herzog 1834 sein Fürstentum an Preußen, das es in einen Kreis umwandelt. Seitdem ist St. Wendel preußisch. Der Versailler Vertrag überwies es dem derzeitigen „Saargebiet“.

**Verkehrslage.** In der Gegenwart beschränkt sich der St. Wendeler Raum auf die Umgebung der Stadt; aber vordem lag er im Zuge eines weiteren Verkehrs, und wenn dieser auch nur Durchgangsverkehr war, so schuf er doch größere Zusammenhänge. Aus der Ferne wanderten Italiener ein; der erste wird 1710 erwähnt, bekannt ist vor allem die Familie Cetto. Schon in der zweiten Generation war während der napoleonischen Zeit (1803 bis 1815) Karl Cetto Bürgermeister, und sein Sohn, auch Karl Cetto, saß als Abgeordneter in der Paulskirche (1848/49). — Für die Römerzeit kann die Geschichte noch mit keiner gesicherten Straße aufwarten, die St. Wendel selbst berührte. In einiger Entfernung führte eine Römerstraße vorüber: von Trier, über den Hochwald, nach Theley, der sog. Rheinstraße entlang, die das obere Bliestal auf dem westlichen Höhenzug begleitet, und weiter nach Wiebelskirchen; wie sie in der Pfalz verließ, ist noch unbekannt. Ebenso lag St. Wendel abseits der Verbindung zwischen Metz und Kaiserslautern, die wenigstens in Saarbrücken durch Brücke und Uferkastell gesichert ist. Im Mittelalter und in der Neuzeit knüpfte sich dieses Netz nord-südlicher und west-östlicher Fäden noch enger, und St. Wendel wurde ein ausgesprochener Knotenpunkt. Die Fernstraße Oberrhein—Kaiserslautern—Saarbrücken—Niederlande führte zwar auch noch an St. Wendel vorbei; denn nicht hier, sondern in Saarbrücken war der Mittelpunkt der Saarlande. Aber hier kreuzten sich andere Straßen. Die eine verband die Moselland mit dem Elsaß (Trier—Weiskirchen—St. Wendel—Homburg—Bischwiller—Hagenau); die andere ging von Metz über St. Wendel und Kusel ins Glan- und Nahtal. So wiederholte sich die doppelte Verkehrslage, die für die ganzen Saarlande gilt, nämlich zwischen Frankreich und den Rheinlanden und zwischen dem Oberrhein und den Niederlanden, im engeren Raum St. Wendels, das aus dieser Gunst der Lage seinen Nutzen zog. Aber sie blieb ungenutzt im Zeitalter der Eisenbahnen; denn nur eine Hauptstrecke berührte St. Wendel, die Nahetalbahn zwischen Saarbrücken und Bingerbrück, die 1860 eröffnet wurde. Die Ergänzung in der anderen Richtung fehlt; sie ist nur durch die Nebenstrecke nach Tholey schwach andeutet. Die Wagen, die auf den Landstraßen zwischen dem Oberrhein und den Niederlanden verkehrten, fanden keine Nachfahrer auf den Schienen. Aller Eisenbahnverkehr in der Nord-Süd-Richtung läuft durch das Saartal.

In der ländlichen Umgebung blieb St. Wendel bis auf die Gegenwart eine Landstadt — 1927: 3600 Einwohner — die vom örtlichen Handwerk, Gewerbe und Handel lebt. Industrie fehlt; nur Bergleute und Hüttenarbeiter wohnen hier, die außerhalb im Sulzbachtal und in Neunkirchen zur Arbeit gehen (s. Tafel 37 b, f und i). Seit dem Versailler Vertrag nahe der Grenze gelegen, traf sie die Abtrennung vom Reich besonders, weil sie ihr nördliches und östliches Hinterland verlor. So büßten z. B. die Vichtmärkte ihre frühere Bedeutung ein.

**Stadtentwicklung.** Der älteste Teil St. Wendels liegt in hochwasserfreier Lage zwischen der Blies und zwei ihrer Zuflüsse, dem Toten- und dem Bosenbach (Tafel 17e). Kurfürst Werner von Trier ließ diesen Teil 1388 ummauern; im Südwesten lehnte er sich an die schon tiefer liegende Burg an. So erhielt St. Wendel ein Kennzeichen der mittelalterlichen Stadt, die Stadtmauer. Aber schon 1332 hatte Kaiser Ludwig der Baier unter dreißig kurtrierischen Städten auch St. Wendel gefreit und mit Frankfurter Recht bewidmet, jedoch mit der Einschränkung, daß diese Freiung dem Erzbischof zu keinem Nachteil gereiche und er die Hochgerichtsbarkeit und Landeshoheit behalte. Diese Freiung und Bewidmung verliehen nicht Stadtrecht schlechthin, sondern bedeuteten, daß diese Städte die Freiheit an Wochenmärkten haben und ihr Urteil nach Frankfurter Recht suchen sollten. Aber wenn auch die Stadt St. Wendel nicht durch diese Urkunde begründet wurde, so entwickelte sich der Ort doch im selben Jahrhundert zur Stadt. Sie dehnte sich weiter aus; der ummauerte Raum wurde zu eng, und vor der Alten Pforte entstand im Nordwesten eine neue Ansiedlung, die wahrscheinlich in der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts eingemeindet wurde. Im jetzigen Stadtbilde schließen sich die drei älteren Teile zu einem geschlosseneren Kern zusammen. Die ummauerte Stadt vom Jahre 1388 lag erhöht; die Burg, die 1677 im holländischen Kriege von den Franzosen zerstört wurde, und die Erweiterung des 15. Jahrhunderts senkten sich schon in die Bach- und Flussniederungen hinab. Hier breitete sich dann die Stadt, vornehmlich im 19./20. Jahrhundert, aus, in allmählichem Wachstum längs der Straßen und in einer offeneren Form der Besiedlung. Je weiter nach außen, desto mehr lockern sich die Häuserreihen in Einzelhäuser auf. Nur zwischen dem Stadtkern und dem Bahnhof ist die Bebauung geschlossen; hier wuchs die Stadt auf die Bahn zu. Ihr entlang, also an den älteren Stadtteilen vorbei, zieht jetzt der Hauptdurchgangsverkehr, der von Saarbrücken über Oberlinxweiler nach Balthersweiler weiter zur Nahe führt. In früheren Zeiten nahm der Ver-

kehr eine andere Richtung, von der Oberen Pforte, längs der Stadtmauer, durch die Alte Pforte zur Unteren, und auch als er Ende des 18. Jahrhunderts über den Kirch- und Marktplatz umgeleitet war, blieb die Richtung die gleiche. Im Lichte der Stadtgeschichte beweist noch der Zug der Straßen von SO nach NW, daß St. Wendel in den Fernverkehr zwischen dem Oberrhein und den Niederlanden eingeschaltet war. Trotz dieser Verkehrsverschiebungen verharnte aber der Mittelpunkt in dem alten Stadtkern; hier liegen noch heute Kirche, Rathaus und die Hauptgeschäftsstraßen.

#### Schrifttum

Müller, M.: Die Geschichte der Stadt St. Wendel. 1927.

Das St. Wendeler Heft „Unser Saar“ VII, 2/3 vom 15. Juni 1932 und Heft VIII 1 vom 15. April 1933.

Steinbach, Fr., im Saarland-Heft der Zeitschr. des Rhein. Ver. f. Denkmalpflege u. Heimatschutz XXII, 1 u. 2, 1929.

## 12. Zur Sprachgeschichte der Saarlande

Zu Tafel 19

Von Wilhelm Will

Der Grundzug der saarländischen Sprachentwicklung enthüllt sich dem am klarsten, der sie in den Gang der gesamten rheinischen oder westdeutschen Sprachentwicklung hineinstellt. Durch das ganze Mittelalter und die Neuzeit wurde das Rheinland von Mainz bis nach Kleve hin von immer neuen Strömen oberdeutschen Sprachguts überflutet, die es aus seinen alten, nach N weisenden Bindungen mehr und mehr herausriß und in oberdeutsche Sprachzusammenhänge einlageren. Diese Umlagerung ist jedoch nie vollkommen gelungen. Die südlichen Teile sind sehr viel stärker vom Oberdeutschen überschichtet als die nördlichen. An gewissen Stellen stellen sich den Sprachbewegungen Schranken entgegen, die diese zum Teil nicht überwinden konnten. Einzelne Bewegungen blieben an den Schranken für immer stehen. Sie wurden damit auch sprachliche Grenzen, an denen sich oberdeutsche und niederdeutsche Sprachformen scheiden. Es sind drei solcher Sprachschranken im Rheinland; man nennt sie nach ihrer Lage in der Rheingegend Erft-, Ahr- (oder Eifel-) und Hunsrückschranke. Als bezeichnendstes Beispiel dieser Staffelung sei die hochdeutsche Lautverschiebung genannt, die an jeder dieser Schranken sich brach und heute in ihrem Stand im Rheinland das Bild des sog. „rheinischen Fächers“ bietet. Tafel 19a zeigt zwei seiner Abschnitte, die Eifel- und die Hunsrücklinie. Der Hauptstrom der Lautverschiebung ist bis an die Erftbarriere durchgebrochen, wo er sich in zwei Linien abgelagert hat, der sog. Ürdinger Linie (*ik/ich*) und der Benrather Linie (*maken/machen*). Hochdeutsche Formen, wie *Dorf, helfen*, sind nur bis zur Eifellinie vorgedrungen; die hochdeutschen Formen der Wörterchen *dat, wat, et* sind schon an der Hunsrückschranke liegen geblieben, während Wörter wie *Pfaffer, Pfund, Apfel* noch weiter südlich geblieben sind. Andere sprachliche Bewegungen sind an den gleichen Linien zum Stehen gekommen.

Die rheinischen Landschaften sind bei diesen Vorgängen nicht rein passiv beteiligt gewesen. Rheinische Kräfte haben den Widerstand an den Hemmstellen geleistet; rheinische Kräfte haben auch die Bewegungen, wenn einmal eine Schranke überwunden war, weitergetragen. Es sind somit innerrheinische Kraftfelder, Kulturräume, die durch die Schranken abgegrenzt werden. Man nennt sie nach den Kulturmittelpunkten und den tragenden Territorialkomplexen Kölner Raum (dem nördlich der niederfränkisch-klevische vorgelagert ist), Trierer Raum und Pfälzer Raum. Der letzte ist ein Teil des größeren rheinfränkischen Mainzer Raumes. Im Süden schließt sich ihm der elsässische Raum an, ein Teil des sog. „niederalemannischen“ Mundartgebietes. Besonders klar treten die Räume in den ihnen eigenen Sonderbildungen hervor, so in dem kölnerischen *Wing „Wein“*, dem trierischen *schlín „ich schlage“*, dem pfälzischen *ehr „ihr“*, dem elsässischen *Fald „Feld“*. Unterscheidungen und Abweichungen der Linien an den Schranken sind bei der Eigenart sprachlicher und kultureller Grenzen selbstverständlich. Sprachliche Grenzen sind nie so schroff und überganglos, daß von einem Dorf zum anderen plötzlich eine völlig andere Sprache erschiene. Die Übergänge sind allmählich und kaum merklich. Sie verstärken sich nur in gewissen Grenzstreifen so sehr, daß man hier von Grenzen als breiten Streifen, „Bündeln“ von Grenzlinien sprechen kann. Die Sprache etwa des Trierer Raumes, der so stark von sprachlichen Bewegungen durchwühlt und erschüttert worden ist, kann nicht völlig gleichmäßig und einheitlich sein. Die Zerrissenheit seiner sprachlichen Grenzen von *dat/das* bis *düt/dot, tot*, von Saarbrücken bis Trier (Tafel 19a) kennzeichnet seine Vergangenheit.

Die Lage der Saarlande ergibt sich aus ihrer Stellung im rheinischen Ganzen. Seiner geographischen Lage nach gehört es in den rheinischen Zusammenhang. Günstige Verkehrsbeziehungen nach O und SO hatten stärkeres Hinneigen zu oberdeutschen Gebieten zur Folge. Aber die Saarlande waren kulturell nicht geschlossen und selbständig genug, um dieser Neigung ganz zu folgen, so daß schließlich die Kluft, die das Pfälzische vom Trierischen trennt, die Saarlande in zwei Stücke zerriß, deren nördliches ganz zum Trierischen gehört, während das südliche mehr oder weniger stark pfälzisch ist. Die Zerrissenheit der Saarlande veranschaulicht jede beliebige Zusammenstellung von Grenzlinien der Hunsrückschranke (Tafel 19b). Sie ist Folge des steten Vordringens oberdeutschen Sprachguts, das stärkere Widerstände erst an der Trierer Diözesan- und Territorialgrenze findet.

Die Südgrenze des Trierer Territoriums spiegelt sich z. B. im Verlauf der Linien *so/sa „sag“*, *lef, lüb/lieb*, in dem Teil südlich von Merzig auch in *düt/dot „tot“* (Tafel 19c). In *schlín/schlän „ich schlage“* (Tafel 19a) und in *bestallt/bestellt* (Tafel 19c) erscheint die West- und Nordwestgrenze der Grafschaft Saarbrücken gegen alte lothringische Gebiete. *Korf/Korb* begleitet auf weite Strecken die Trierer Diözesangrenze, während *dat/das* (Tafel 19a) *gebrant/gebrunt, us/uns* (Tafel 19b), *gekannt/gekennt, dir/ir „ihr“* (Tafel 19c) und viele andere Linien scheinbar ohne historisch-geographische Begründung das Saarbrücker und andere Territorien durchschneiden.

Diese dreifache Abstufung von der Diözesangrenze zur Saarbrücker Nordwest- und zur Trierer Südgrenze, die Tafel 19c veranschaulichen soll, verrät die Geschichte des oberdeutschen Vorstoßes. Von einer wohl am Ausgang des Mittelalters erreichten Grundstellung an der Diözesangrenze (Stufe Saarbrücken) werden die oberdeutschen Sprachformen durch territoriale Kräfte, die den Ausgleich innerhalb des Saarbrücker Territoriums erstrebten, etwa bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts an die nordwestliche Territorialgrenze (Stufe Saarlouis) getragen. Der Gegensatz zu den lothringischen Herrschaftsgebieten an der Prims und am Theelbach ist wohl erst durch den Übergang dieser Gebiete an die Pfalz am Ausgang des 18. Jahrhunderts überbrückt worden. Seit dieser Zeit wird die Stufe Merzig-Hochwald Ziel der sprachlichen Bewegungen und schon Ausgangspunkt weiterer Vorstöße in der Richtung auf Trier (*düt/dot „tot“*, *kal/kalt*, Tafel 19c).

Ausgang und Weg der oberdeutschen Sprachbewegungen verrät die Karte „*neu*“ (Tafel 19d). Auf der uralten Kaiserstraße Kaiserslautern—Saarbrücken—Metz stößt die oberdeutsche Form *neu, nei* in schmalem Keil durch die mitteldeutschen *nu, nau* hindurch. Saarbrücken, der städtische Mittelpunkt, die alte Residenz, nimmt das andringende Sprachgut zuerst auf und gibt es an das Hinterland weiter. Die Pfalz ist das Quellgebiet der Bewegungen; territorialpolitische Vorstöße von Kurpfalz vom 14. bis zum 16. Jahrhundert sind die äußere Ursache. Die oben besprochene allgemeine rheinische Sprachströmung von S nach N erscheint in den Saarlanden als Ost-West-Bewegung.

Der pfälzische Durchbruch, der den größten Teil der Saarlande in kulturelle Abhängigkeit vom oberrheinischen Osten brachte, zerriß alte Nord-Süd-Verbindungen. Über die Saarlande und den Westrich hinweg stand das ganze deutschsprachige Lothringen und vielleicht auch ein Teil des Elsasses in sprachlichem Zusammenhang mit dem trierisch-kölnerischen Norden. Den Rest dieses alten Zusammenhangs deutet vielleicht das Gebiet der Erhaltung der Endung *-en* an, das vom Quellgebiet der Saar

über die Mittelmosel bis zur Schnee-Eifel reicht (Tafel 19e). Auch hier wird pfälzische Eroberungstätigkeit sichtbar in Einbuchungen der Linien in den Richtungen Saarbrücken-Metz, St. Wendel-Trier, Simmern-Bernkastel.

Von anderen Kräften an die Saarlande herangebracht sind Erscheinungen wie der Wandel von *-st* zu *-scht* (*fest zu fescht*) oder die Vereinheitlichung der Mehrzahlendung des Verbs: *wir, ihr, sie dürfen*, die im alemannischen Gebiet ihren Ursprung haben (Tafel 19f). Die Verbreitungsgrenzen dieser Erscheinungen zerreißen zum Teil pfälzische Gebiete; ihre Ausbreitung ist demnach nicht von der Pfalz her erfolgt. Ihr mehr ost-westlich gerichtete Lagerung kennzeichnet diese Art Sprachlinien. Immerhin sind auch bei der Ausbreitung dieser Formen innerlandschaftliche Kräfte am Werk gewesen. Der am Rhein bis zum pfälzischen Kauh hochgezogene *fescht*-Keil scheint dafür zu sprechen. Auch die Grenze (*ihr*) *dürft/dürfen* ist in den Saarlanden ein Stück nordwärts verlagert worden, wie sich aus dem Vergleich mit der Verbreitungsgrenze von *dir „ihr“* ergibt. Dieses *dir* hat sich aus der umgekehrten Stellung: *habt ihr, dürft ihr* durch falsche Abtrennung ergeben. Zu beiden Seiten der Saar liegt jedoch ein Streifen, in dem es heute *dir dürfen, dürfen dir* heißt. Auch hier muß früher *dürft ihr* gegolten haben, woraus sich allein das *dir* entwickeln konnte. Die Linie *dürft/dürfen* ist demnach um die Strecke Völklingen-Merzig saarwärts verlagert worden, also etwa vom Westrand des Saarbrücker bis zum Südrand des Trierer Territoriums.

Dieser Vorstoß steht im Zusammenhang mit der allgemeinen Umlagerung der saarländischen Mundart. Er hat eine ganze Reihe sprachlicher Grenzen um diesen Abschnitt nordwärts verschoben.

Die Tendenz der Bewegung war eine Einbeziehung der ganzen Saarlande und des deutschsprachigen Lothringen in den pfälzischen Zusammenhang. Der Ausgleich ist nicht gelungen; bis heute geht die Spaltung, wenn auch vielfach überbrückt, durch die Saarlande. Auch die im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgte Vereinheitlichung des Kernraumes der Saarlande zu dem mächtigen Industriegebiet hat bis heute noch keine sprachliche Einheit geschaffen. Nur in Ansätzen läßt sich die Richtung auf sie erkennen. Die *Fledermaus* heißt, abgesehen von einigen Misch- und Spielformen, im nördlichen Teil der Saarlande *Flinter-, Flender-, Flandermaus*, im südlichen und östlichen *Speckmaus* (Tafel 19g). An einzelnen erhaltenen Resten läßt sich die alte Grenze noch abtasten. Heute aber hat das ganze Industriegebiet das Wort *Fledermaus*, dessen Einführung sicher mit der Industrialisierung im Zusammenhang steht. Die Industrie strebt nach sprachlichem Ausgleich in ihrem Bereich. Aber nicht Saarbrücker oder Pfälzer Mundart breite sich aus; die Schriftsprache ist die Quelle, aus der das neue Wort, die neue Sprachform fließt. Die Saarlande treten hier an der Stelle, wo ihre sprachliche Vereinheitlichung zu gelingen scheint, in den großen Verband der gemeindeutschen Schriftsprache ein, die heute stärker als je berufen ist, die Einheit und Schicksalsverbundenheit unseres Volkes zu bezeugen.

### Schrifttum

Aubin-Frings-Müller: Kulturstromungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Bonn 1926.  
Christmann, E.: Sprachbewegungen in der Pfalz. Speyer 1931.  
Will, W.: Saarländische Sprachgeschichte. Saarbrücken 1932. (Dort eine ausführliche Bibliographie.)

## 13. Zur Volkskunde der Saarlande

Zu Tafel 20

Von Matthias Zender

Die volkskundlichen Karten sollen die Einlagerung der Saarlande in größere Kulturräume für die Volkskultur aufzeigen. Wenn wir heute noch nicht über eine vorsichtige Deutung der Karten hinausgehen können, so liegt das daran, daß die volkskundliche Sammelarbeit auf räumlicher Grundlage erst wenige Jahre alt ist und wir bis jetzt nur von einigen Erscheinungen die Verbreitung über das ganze deutsche Kulturgebiet kennen. Gerade aber aus den volkskundlichen Karten<sup>1)</sup> ersehen wir das Wesen und die Struktur der Volkskultur einer Landschaft; wir erkennen die Kultureinflüsse, die auf sie eingewirkt haben, und sehen die Kulturstrome, die über diese Landschaft hinweggegangen sind.

### a) Die bedeutenderen Marienwallfahrtsorte

Zu Tafel 20 a

Besonders im frühen Mittelalter hatte Trier als Kulturzentrum starken Einfluß auf die Saarlande, wie es auch die dialektgeographischen Karten darstellen. In späterer Zeit verlor Trier immer mehr an Bedeutung; nur in wenigen besonderen Fällen, vor allem im kirchlichen Brauch, zeigt sich noch der alte Trierer Raum. Die Karte zeigt den Zug zu den heutigen hauptsächlichsten Marienwallfahrtsorten, die fast alle erst nach 1500 an Bedeutung gewonnen. Nach (Eberhard's) Clausen im Trierer Raum wallfahrt man aus den ganzen Saarlanden. Die beiden mittelheinischen Wallfahrtsorte Spabrücken und Marienthal werden aus der Gegend um Ottweiler und St. Wendel besucht. Blieskastel zieht Wallfahrer aus dem Saartal bis über Saarlouis hinaus an. Aus dem ehemals lothringischen Teile wallfahrtet man heute noch nach Luxemburg, während das eigentlich lothringische St. Avold trotz seiner Nähe nur aus wenigen Orten besucht wird. Die Karte zeigt also die Saarlande vor allem unter dem Einfluß von Trier (Clausen) und dem Mittelrhein (Spabrücken, Marienthal).

### b) Pfingstquak

Zu Tafel 20 b

In viel stärkerem Maße zeigt die Karte Pfingstquak pfälzische und darüber hinaus mittelrheinische Einflüsse. Alljährlich am Pfingstmorgen ziehen im Westrich die Burschen mit dem Pfingstquak, durchweg einem in Ginster oder Laub gehüllten Knaben, peitschenkalandend durch den Ort. Die Sitte gehört in die Reihe der

<sup>1)</sup> Die Karten sind gezeichnet nach dem Material des pfälzischen und des rheinischen Wörterbuches, die für fast jeden Ort Auskunft geben. Daß die Karten 2-5 auch für die Pfalz ergänzt werden könnten, verdanken wir der liebenswürdigen Unterstützung durch den Leiter des pfälzischen Wörterbucharchivs, Herrn Studienrat Dr. E. Christmann. Ebenso fußt der Text zur Karte Pfingstquak im wesentlichen auf Angaben von Herrn Dr. Christmann.

Feste zu Frühlingsanfang. Betrachtet man zunächst die äußerste Ausdehnung des Brauches nach N und W einschließlich der Einzelpunkte und älteren Belege, so sieht man, daß der Pfingstquak bis zur kurtierischen Landesgrenze gegolten hat, daß er aber auch in einigen Orten des ehemals lothringischen Teils der Saarlande bekannt ist. Im eigentlichen Industriegebiet ist dieser rein ländliche Brauch ausgestorben (vgl. die vielen Belege früherer Übung). Auch in der Vorderpfalz fehlt der Brauch. Hier hat sich der Sommertag, der am 3. Fastensonntag gefeiert wird, durchgesetzt und vereinigt die Frühjahrsbräuche auf sich, wohl deshalb, weil hier der Frühling viel eher beginnt und hier zur Hauptzeit der Ackerbauern wohnen. Sie müssen schon sehrzeitig mit der Frühjahrsarbeit beginnen, während in der Westpfalz die Viehhauer bei ohnehin späterem Frühjahrsanfang mit dem Austrieb des Vieches erst im Mai anfangen können. Es erfolgt also innerhalb des pfälzischen Gebietes eine Differenzierung; in der Vorderpfalz setzt sich der Sommertag, in der Westpfalz und in den anschließenden Saarlanden der Pfingstquak durch.

### c) Maibaum

Zu Tafel 20 c

Von den vielen Bräuchen zum 1. Mai zeigt unsere Tafel nur die Verbreitung zweier Frühjahrsbräuche primitiver Art, des Maibaumsetzens fürs ganze Dorf und des Maistraußsteckens für die einzelnen Mädchen. Früher hat der Brauch des Maibaumsetzens überall gegolten. Der allgemeine Abbau von Sitte und Brauchtum, im Süden der Saarlande auch die Konkurrenz des Kirmesbaumes, hat diesen Brauch der Dorfgemeinschaft verschwinden lassen. So hat sich das Maibaumsetzen dichter nur in der Gebirgslandschaft im Quellgebiet von Prims, Blies und Nahe gehalten, während in den Gebieten, die stärker unter dem Einfluß der städtischen und industriellen Zentren stehen, das Maibaumsetzen verschwunden ist. — In den Kreisen Kreuznach, Simmern und Meisenheim findet der Brauch, den einzelnen Mädchen Maisträuße zu setzen, seine größte Verbreitung; hier wurde dadurch der Maibaum der Dorfgemeinschaft verdrängt. In zahlreichen Einzelpunkten finden wir den Maistrauß in den ganzen Saarlanden, außer im ehemals lothringischen Teil, am wenigsten in den Gebieten des Dorfmaibaums und des Pfingstquaks. Auch diese Karte zeigt wiederum den kulturellen Zusammenhang zwischen den Saarlanden und dem mittelrheinischen Raum.

### d) Mädchenlehen zu Fastnacht

Zu Tafel 20 d

Die Verbreitung eines weiteren Frühjahrsbrauches, der Verteilung der Mädchen unter der Dorfjugend zu Fastnacht, zeigt

Tafel 20d. Die Verteilung der Mädchen beim Fastenfeuer oder zu Fastnacht war im Westen des Rheinlandes (bis nördlich in den Kreis Düren), in Lothringen, der Schweiz, Schwaben, Südbayern und Tirol weit verbreitet. Eine solche Verbreitung des Fastenlehrns scheint darauf hinzuweisen, daß der Brauch aus dem Kulturräum des Mittelmeeres stammt und von dort sowohl nach Süddeutschland wie nach Südfrankreich und Lothringen kam. Der Brauch ist jedenfalls keine französische Kulturscheinung, sondern französische Gebiete gehören hier in einem anderen kulturellen Zusammenhang. — Verlegung der Feier (auf Kirmes), Verbote durch Landesbehörden und Kirche (so in Luxemburg), dann das allgemeine Absterben von Sitte und Brauch haben die Verteilung zu Fastnacht sowohl in Deutschland als auch in Frankreich weitgehend verdrängt. Nur in der Reliktschaft zu beiden Seiten der deutsch-französischen Sprachgrenze, vor allem im lothringischen Raum, in einem Gebiete, das lange Zeit sowohl gegenüber den deutschen als auch den französischen Kultuzentren abgeschlossen war, hat sich der Brauch als Relikt eines früher verbreiteten Brauches erhalten.

Im einzelnen gibt es in den Saarlanden zwei verschiedene Termine: Verteilung zu Fastnacht und zum 1. Fastensonntag. Älter ist die Verteilung zum 1. Fastensonntag. Das Drängen kirchlicher Kreise, die Auflösung der Burschenorganisationen, die die Träger dieser Veranstaltung waren, haben die Verlegung der Feier in die Zeit vor Fastnacht mitveranlaßt. Heute gehört sie zur allgemeinen Fastnachtsfeier, wobei die Verteilung für die Fastnacht erfolgt. In dieser Form wird der Brauch sich noch halten können, während die Verteilung zum 1. Fastensonntag nur noch in wenigen Orten Sinn hat. Im Süden reicht der Brauch bis zur alten nassau-saarbrückischen Grenze, im Norden allerdings noch weit in trierisches Gebiet hinein.

#### e) Erntefest

Zu Tafel 20 e

In ganz Deutschland war einst als Fruchtbarkeitsdämon, der am Schluß der Ernte vernichtet wurde, der Hahn bekannt. Daher wurde früher beim Erntefest „der Hahn gefangen“ oder das Essen zum Erntefest „Hahn“ genannt. Durch neuere Erntebraüche der verschiedensten Art ist heute dieser Brauch aus alter Zeit in Deutschland auf niederdeutsches Gebiet und auf den Grenzland-reliktstreifen von Aachen bis zur Schweiz beschränkt. Einen Teil dieses Relikttreifens, in dem der Hahn im Erntebrauch vorkommt, zeigt unsere Karte; es sind die ehemals trierisch-luxemburgisch-lothringischen Gebiete und die gebirgigen Teile der Westpfalz. Keilförmig hat sich in diesen Brauch des Hahnganges ein ähnlicher vom Rhein her eingeschoben: „den Alten haben“. — Ursprünglich fanden beide Bräuche am Schluß der Getreideernte statt. Bei der stärkeren Industrialisierung, der Bevölkerungszunahme und Besitzerteilung an der Saar nahm der Kartoffelbau zu, während der Getreidebau stark zurückging. Hier hat nun die Arbeiterbevölkerung die Kraft besessen, diesen alten Brauch den neuen Verhältnissen anzupassen. Auch sonst im Rheinlande sind die Ansätze zur Verlegung des Erntefestes an den Schluß der Kartoffelernte vorhanden; aber nirgends ist die Verlegung so streng durchgeführt wie in der Industrielandchaft an der Saar. Der Arbeiter an der Saar, der gewöhnlich aus den Nachbargebieten des Industrieviers stammt, ist noch so bodenständig und traditionsgebunden, daß er in seiner Kultur altes Volksgut bewahren kann und darüber hinaus in einzelnen Fällen Volksgut der neuen Zeit gemäß umgestalten kann. In der neuen Form aber hält sich der Brauch wieder in viel stärkerem Maße als in den benachbarten Gebieten im Osten und Norden, in denen er einmal bestand, jetzt aber fast vollkommen ausgestorben ist. Die Umgestaltung läßt sich ziemlich genau für den Zeitraum zwischen 1880 und 1905 festlegen, zeigt also, daß die vereinheitlichende Wirkung, die von dem Saarindustriebezirk ausgeht, jung ist.

#### f) Die Verehrung des hl. Wendelin

Zu Tafel 20 f

Nur in wenigen und besonderen Fällen läßt sich schon für die ältere Zeit ein Kulturmittelpunkt mit stärkerer Strahlungskraft für die Saarlande feststellen. So hat sich weit über ihre Grenzen hinaus, von St. Wendel ausgehend, die Verehrung des hl. Wendelin ausgedehnt und sich in älterer Zeit (etwa 1200 bis 1500) anscheinend besonders in den Diözesen Mainz und Würzburg und im Elsaß bis zur Schweiz festgesetzt. Als dann

St. Wendel zur Erzdiözese Trier gekommen war, hat auch hier und in Köln, vor allem zwischen 1600 und 1800, die Verehrung des hl. Wendelin außerordentlich zugenommen. Gering war immer die Wendelinusverehrung in Französisch-Lothringen; nur einige Orte aus der Nähe von Dieuze sind als Wallfahrtsort bekannt. Schon dieses in großen Zügen gezeichnete Bild läßt erkennen, wie sehr St. Wendel auch in früher Zeit in östliche und südliche deutsche Kulturräume eingelagert war, wie erst nach der Verbindung mit Trier der Einfluß der Wendelinverehrung auch nördlich der Hunsrückbarriere eingesetzt hat und wie die Kulturstufe, die von St. Wendel nach W ging, an der Sprachgrenze aufgehalten wurde. In Deutschlothringen, vor allem in der Nähe der Westgrenze des „Saargebietes“, ist der hl. Wendel durchaus noch bekannt. Die Karte zeigt neben den Patronatn und kleinen Wallfahrtsorten, die keine große Bedeutung haben, die Orte, die nach St. Wendel wallfahren. Besonders aus dem Westen der Saarlande und vom Hochwald bis zur Mosel kommen die Pilger nach St. Wendel. Die Gebiete östlich St. Wendel sind evangelisch; sie scheiden deshalb aus. Aber auch aus der Pfalz wallfahrtet man nach St. Wendel; genaue Angaben liegen darüber nicht vor.

Unsere Karten zeigen, wie uneinheitlich die Saarlande in volkskundlicher Hinsicht gestaltet sind. Nur in wenigen Fällen reicht der Einfluß von Trier noch weit in die Saarlande hinein (Tafel 20a). Mehr und mehr wurden sie von den Kulturräumen, die vom Mittelrhein hereinschlügen, erfaßt (Tafel 20 a, b, c, e) und in den mittelrheinischen Kulturräumen eingelagert. Doch blieb im Westen in vielen Fällen ein Reliktgebiet stehen, das mit dem Reliktraum Lothringen, Luxemburg und Westeifel zusammenhängt (Tafel 20a) und darüber hinaus mit dem Reliktstreifen, der sich an der Sprachgrenze entlang von der Schweiz bis in niederdeutsches Gebiet zieht (Tafel 20 e). Dieses Reliktgebiet geht in vielen Fällen mit dem niederdeutschen Kulturräum und zeigt so, daß hier ein Randpfeiler eines älteren zusammenhängenden Kulturräumes bei dem Vorbruch süddeutschen Kulturgutes stehen geblieben ist, spiegelt also in manchen Erscheinungen eine ältere deutsche Kulturepoche wider. In anderen, nicht sehr zahlreichen Fällen, in denen eine Gleichheit zwischen dem deutsch- und französischlothringischen Reliktraum besteht, handelt es sich durchweg um die Überreste älterer übernationaler Kultursamenhänge. Dabei ist der Reliktkarakter des jetzt zu den Saarlanden gehörigen Teiles des ehemaligen Lothringen lange nicht mehr so ausgeprägt wie der von Deutschlothringen. Zahlreich sind die Einzelbelege für die mittelrheinischen Kulturscheinungen im westlichen Teile der Kreise Saarlouis und Merzig (Tafel 20b, c). Dieser Reliktraum der Saarlande mit den Überresten einer alten deutschen Kultur befindet sich seit Jahrzehnten in einem Auflösungsprozeß und geht seiner vollständigen Eingliederung in die benachbarten trierischen und pfälzischen Kulturräume entgegen.

Bei einem Vergleich der Tafel 20 b, c und d sieht man, wie sehr in heutiger Zeit Bräuche, die in der gleichen Jahreszeit liegen oder auf derselben Grundlage entstanden sind, sich gegenseitig ausschließen. Alle Karten zeigen, daß im eigentlichen Industriegebiet ein starker Abbau der ganzen bäuerlichen Volkskultur eingesetzt hat, wenn auch nicht in dem Umfang wie in anderen Industriebezirken. Hier erlebt sich in neuester Zeit das Saarindustriegebiet als Kulturmittelpunkt, von dem aus die Kultur und die Menschen der Saarlande umgeformt werden. Noch wurden aber die alten Bindungen nicht ganz zerrissen, und die alte Bauernkultur konnte nicht vollständig zerstört werden, weil auch heute noch der Saararbeiter viel stärker mit seiner Heimat verbunden ist als der Arbeiter anderer Industrieviere.

Bei der Betrachtung aller Karten ergibt sich, daß nicht nur die Sprache, sondern auch die Volkskultur der Saarlande rein deutsch ist. Es wird unmöglich sein — das kann nach dem bisher bekannten Material gesagt werden — einen stärkeren westlichen Einfluß auf die Volkskultur der Saarlande, auch des ehemals lothringischen Teiles, nachzuweisen.

#### Schrifttum

- Becker, A.: Pfälzer Volkskunde. Bonn 1925.  
 Fox, N.: Saarländische Volkskunde. Bonn 1927.  
 Fox, N.: Sitten und Bräuche. (Zeitschr. des Rhein. Ver. f. Denkmalpflege u. Heimatschutz, Düsseldorf 1929, Heft 1 u. 2, S. 236ff.)  
 Müller, J.: Volkskunde. (Aubin-Frings-Müller: Kulturströmungen u. Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926.)  
 Zeuge, J.: Sitte und Brauch im Saargebiet. Saarbrücken 1924.

### III. WIRTSCHAFT

Die Wirtschaftskarten wollen ein umfassendes Bild aller wirtschaftlichen Erscheinungen geben, und der starke Anteil, den gerade diese Karten am Gesamtaufbau des Saar-Atlas haben, wird verständlich aus der übergregenden Stellung der Wirtschaft. Schon die vorausgegangene Besprechung der nicht wirtschaftlichen Karten hat das *wirtschaftliche Leitmotiv* für die Saar immer wieder anklingen lassen. Der Vergleich der Bevölkerungskarten von 1820 und 1925 zeigte, wie ausschlaggebend die Siedlungs- und Bevölkerungsverteilung der Gegenwart durch die neuen wirtschaftlichen Kräfte bestimmt ist. Diese Verschiebungen werden noch wirkungsvoll belegt durch die Veränderungen in der Verteilung der beiden christlichen Bekennisse seit 1830; auch hier hat die Industrialisierung bemerkenswerte Änderungen mit sich gebracht. Die historisch-politische Stellung der Saarlande ist für die jüngere Zeit ohne den starken wirtschaftlichen Anreiz, den die Saar auf unseren westlichen Nachbarn ausgeübt hat, nicht befriedigend zu deuten. Die Wirtschaft bestimmt in entscheidendem Maß bis in die allerjüngste Gegenwart die politische Geschichte an der Saar. Mannigfach sind auch die Auswirkungen der Industrialisierung auf den verschiedenen Gebieten der Kultur. Hier ist vor allem in der inneren Zone von Bergbau und Industrie eine Ausräumung des ursprünglichen Kulturgutes im Bildungsgebiet, in Sprache und Volksbräuchen vor sich gegangen. Ein neuer Kulturrbaum, der durch die industriellen Wirtschaftsformen bestimmt wird, bildet sich. Im Gang der Besiedlung, durch die Ortsnamen und die urkundliche Erwähnung belegt, tritt dieser klar hervor und hebt sich in seinem Kern als die zentrale Wald- und Industriezone heraus. Arbeiterdörfer mit „verkümmerten“ Bauernhäusern, die den besonderen Bedürfnissen des Bergmannsbauern angepaßt sind, oder Kolonien mit traditionslosen Häusern häufen sich hier und haben auch das Siedlungsbild des Arbeiterwohngebietes in seinen inneren, industriahnahmen Teilen umgewandelt. In gleicher Deutlichkeit vermitteln die Grundrisse der Städte und landschaftliche Ausschnitte aus dem Saarrevier den Einfluß von Bergbau und Industrie auf das Landschaftsbild. Der Saarbrücker Bezirk übt heute, wie die Wortkarte „Fledermaus“ zeigt, einen sprachgestaltenden Einfluß von innen nach außen aus, also in völliger Umkehr der ursprünglichen sprachgeschichtlichen Entwicklung. Die Verlegung des Zeitpunktes des Erntefestes von der Getreideernte auf die Kartoffelernte, eine Anpassung an die veränderten Grundlagen der Landwirtschaft im Wohngebiet des Saararbeiters, zeigt, wie die Industrie auch auf die Volksbräuche umgestaltet gewirkt hat. So bestehen mannigfache Berührungen der vorausgegangenen Karten mit dem wirtschaftlichen Fragenkreis, und die wirtschaftlichen Karten stehen keineswegs isoliert neben den anderen.

nissen des Bergmannsbauern angepaßt sind, oder Kolonien mit traditionslosen Häusern häufen sich hier und haben auch das Siedlungsgebiet des Arbeiterwohngebietes in seinen inneren, industriahnahmen Teilen umgewandelt. In gleicher Deutlichkeit vermitteln die Grundrisse der Städte und landschaftliche Ausschnitte aus dem Saarrevier den Einfluß von Bergbau und Industrie auf das Landschaftsbild. Der Saarbrücker Bezirk übt heute, wie die Wortkarte „Fledermaus“ zeigt, einen sprachgestaltenden Einfluß von innen nach außen aus, also in völliger Umkehr der ursprünglichen sprachgeschichtlichen Entwicklung. Die Verlegung des Zeitpunktes des Erntefestes von der Getreideernte auf die Kartoffelernte, eine Anpassung an die veränderten Grundlagen der Landwirtschaft im Wohngebiet des Saararbeiters, zeigt, wie die Industrie auch auf die Volksbräuche umgestaltet gewirkt hat. So bestehen mannigfache Berührungen der vorausgegangenen Karten mit dem wirtschaftlichen Fragenkreis, und die wirtschaftlichen Karten stehen keineswegs isoliert neben den anderen.

Die Wirtschaftskarten lassen sich in Untergruppen gliedern, in denen immer mehrere Karten des Atlas zusammengefaßt sind.

Zur Landwirtschaft der Saarlande	Tafeln 21 und 22
Der Steinkohlenbergbau an der Saar	„ 23, 25, 26 u. 27
Die Industrien des Saarreviers	„ 24, 28, 29, 30 u. 31
Zur Verkehrsstellung der Saarlande	„ 32, 33, 38 u. 39
Zur Berufsverteilung in den Saarlanden	„ 34, 35, 36 u. 37

Die Tafel 40 dient der Zusammenfassung der mannigfaltigen wirtschaftlichen Erscheinungen zu einer Gliederung der Saarlande in Wirtschafts- und Verkehrsräume.

#### 14. Zur Landwirtschaft der Saarlande

Zu den Tafeln 21 und 22

Von Hermann Overbeck

Das Saargebiet ist ein Industriegebiet; die Landwirtschaft wird daher in seinem Wirtschaftsgefüge nur eine untergeordnete Bedeutung besitzen. Aber sie ist vorhanden und erfüllt in ihrer Mitwirkung an der Lebensmittelversorgung der Saarbevölkerung eine wichtige Aufgabe. Sie übt zudem eine wertvolle sozial ausgleichende Wirkung besonders da aus, wo sie als Nebenbeschäftigung von Bergleuten und Industriearbeitern betrieben wird. Rings um die Kernzone des Bergbaues und der Industrie lagern sich landwirtschaftliche Gebiete, die, je weiter sie von der Industriebasis der Saar entfernt sind, desto reiner ihren landwirtschaftlichen Charakter erkennen lassen. Für das agrarische Hinterland ist dabei die Saar der unumstrittene Markt. Eine größere Anziehungskraft über höchstens noch die städtischen Mittelpunkte der weiteren Nachbarschaft mit ihren Industrien aus, so Trier im Norden und im Osten Kaiserslautern und Pirmasens. Die Bergbauzone an der lothringischen Grenze und Zweibrücken rechnen wir zum Saarindustriegebiet selbst. Bedeutende Industrierräume mit stärkerer Menschenanhäufung finden sich erst wieder an der Mosel im Minettebezirk und in den städtischen Industriezentren längs der Rheinstraße. Der ganze Hochwald und sein südliches Vorland, der westliche Flügel des Saar-Nahe-Berglandes, die Gaugebiete der Westpfalz gehören mit den landwirtschaftlichen Gebieten in den Grenzen des gegenwärtigen „Saargebietes“ zu dem natürlichen Versorgungsraum der Saar. Neben diesen reichsdeutschen Gebieten hat auch von jener die Landwirtschaft des angrenzenden Lothringens einen Teil seiner Überschüsse an die Saar abgegeben. Die heutige starke Stellung der lothringischen Landwirtschaft auf dem Saarmarkt zeigt freilich nicht das natürliche Bild. Sie ist die Folge der Einbeziehung des „Saargebietes“ in das französische Zollgebiet, durch die Lothringen mit seinen Erzeugnissen gegenüber der zollbelasteten Landwirtschaft des deutschen Grenzfürstels konkurrenzlos dasteht.

##### a) Die natürlichen Grundlagen der Landwirtschaft

Zu Tafel 4

Die Grundlage und damit auch die Eigenart der Landwirtschaft ist in den einzelnen Gebieten, die wir dem der Industriezone benachbarten landwirtschaftlichen Versorgungsraum der Saar zurechnen, sehr verschieden. Weniger kann das *Klima* als geeigneter Einteilungsgrund für eine Gliederung herangezogen

werden, obwohl auch hier Unterschiede vorhanden sind. Im ganzen steht der Raum unter dem Einfluß des Atlantischen Ozeans und trägt die Züge eines gemäßigt ozeanischen Klimas unserer mittleren Breiten. Die mittleren Jahrestemperaturen liegen zwischen 8 und 9° C. Eine Ausnahme im negativen Sinne macht der Hunsrück, der infolge seiner Höhenlage ein kühleres Klima aufweist; die mittlere JahresTemperatur von Birkenfeld mit 7,3° ist um einen ganzen Grad niedriger als die der anderen Stationen im Umkreis des Saarindustrieviers. Andererseits zeigen die Beobachtungsstationen der größeren Täler (Saargemünd 9,2°; Metz 9,4°) höhere Mittel; die Talgebiete nehmen daher eine der Oberrheinischen Tiefebene, die im Durchschnitt eine Jahrestemperatur von mehr als 9° hat, ähnliche klimatische Gunststellung ein. Die Saarlande stehen unter dem Einfluß vorwiegend Westwinde; diese sind auch die Hauptregenbringer. Wie in Lothringen, wo die Regenmengen deutlich von W nach O mit der Annäherung an die Vogesen zunehmen, zeigt sich auch für die Saarlande, deren mittlere Niederschlagsmengen zwischen 750 und 850 mm liegen, die gleiche Tendenz. Während nach N gegen den Hochwald eine auffällige Niederschlagszunahme festzustellen ist, die sich aus den Höhenunterschieden erklärt, nimmt der Niederschlag nach O dagegen ab. Hier fehlt ein so ausgeprägter Regenfänger wie die Vogesen; zu dem liegt das östliche Saar-Nahe-Bergland und das rheinhessische Plateau im Regenschatten des Hunsrück. So konnte sich an der unteren Nahe und dem unteren Glan und im rheinhessischen Plateau eine räumlich ausgedehnte Trockenzone entwickeln, die mit den Trockengebieten des Rheintales und des Oberrheingrabens in Verbindung steht. In den Saarlanden spielen dagegen nur die tiefer eingeschnittenen Täler (Saar, untere Blies) diese Rolle (Saarlouis nur 680 mm, ähnlich wie Metz mit 670 mm). So bestätigt die Betrachtung von Jahrestemperatur und Niederschlagsmenge, den einzigen Klimafaktoren, die wir einigermaßen zahlenmäßig erfassen können, den gemäßigt ozeanischen Klimatypus der Saarlande. Abweichungen davon erklären sich entweder aus der unterschiedlichen Höhenlage (so für den Hochwaldanteil der Saarlande mit seinem Gebirgsklima, mit späterem Frühlingseinzug, mäßiger Sommerwärme, bedeutender Feuchtigkeit und längerer Dauer der Schneelagen), oder sie leiten sich aus den örtlichen Geländebedingungen ab, wie der Gegensatz

zwischen dem Klima der geschützten trockeneren Täler mit ihrer stärkeren Sonnenbestrahlung und den hoch gelegenen, den rauen Winden ausgesetzten Rückenflächen. Im ganzen ist das Klima der Saarlande also der Landwirtschaft nicht günstig. Der Landwirt empfindet die große Feuchtigkeit und die geringe Sonnenstrahlung besonders nachteilig. Zwar nicht so sehr die absolute Niederschlagsmenge als die große Zahl der Regentage, auf die sie sich verteilt, behindert den Ackerbau, und die geringe Sonnenscheindauer verzögert die Entwicklung der Pflanzewelt. Aber das sind alles Tatsachen, mit der sich der Bauer ganz Westdeutschlands abzufinden hat, von den wenigen im Regenschatten der Gebirge liegenden Trockengebieten und den größeren Talzonen abgesehen. Die Saarlande haben in allem ein Westdeutschland gemeinsames Klima, und der „Anblick eines dauernd düsteren Himmels“, der dem Franzosen *Capot-Rey* als „eine der auffälligsten Züge im Landschaftsbild“ der Saar entgegentreten ist, mutet den Rheinländer — wir sehen dabei von den Überreibungen der Formulierung *Capot-Reys* ab — völlig vertraut und heimatisch an.

#### Lufttemperatur und Niederschlag für einzelne Stationen des Saarindustrieviers und seiner Nachbargebiete

Station	Name	Seehöhe m	Mittlere Lufttemperatur (C°)				Niederschlag in mm
			Januar	Juli	Jahr	Schwankung	
Trier (Außenstelle).	148	0,0	17,4	8,8	17,4	670	
v. d. Heydt . . . .	233	-0,2	17,1	8,6	17,3	810	
Saargemünd . . . .	206	0,2	18,1	9,2	17,9	750	
Gondrexange . . . .	275	-0,4	17,8	8,7	18,1	860	
Château-Salins . . .	347	-0,7	17,3	8,4	18,0	740	
Metz . . . . .	177	0,6	18,1	9,4	17,5	630	
Birkenfeld . . . . .	390	-1,3	16,1	7,3	17,4	850	
Bitburg . . . . .	335	-0,8	16,4	7,8	17,2	720	
Kaiserslautern . . . .	242	-0,4	17,6	8,6	18,0	680	
Alzey . . . . .	204	-0,5	17,7	8,7	18,2	520	
Mainz . . . . .	95	0,4	19,0	9,8	18,6	490	
Worms . . . . .	103	0,1	19,8	10,0	19,7	510	

Um so wichtiger wird für eine Gliederung in Landwirtschaftsräume der Boden. Zwar sind für eine modernen Ansprüchen genügende bodenkundliche Betrachtung die Beobachtungen nicht ausreichend. Aber wir werden den unterschiedlichen Bodenverhältnissen der Saarlande in einer geographischen Betrachtung schon einigermaßen gerecht, wenn wir den Boden in Beziehung setzen zu dem Gestein, aus dem er durch Verwitterung entstanden ist. Bei den Braunerden, die unser Untersuchungsgebiet charakterisieren, „einem Sammelbegriff für alle diejenigen Böden, bei denen der Humusgehalt weder ganz fehlt, noch so groß ist, daß er dem Boden seinen Stempel aufdrückt“, kommt dem Muttergestein für die Eigenschaften des Bodens die größte Bedeutung zu<sup>1)</sup>. Es spiegelt sich daher in einer Bodenkarte zum großen Teil die bunte Mannigfaltigkeit der geologischen Karte wider. Wird eine Bodenkarte dabei in manchem vereinfachen können, da nicht das Alter der Schichten, sondern ihre Gesteinsbeschaffenheit entscheidet, so muß sie andererseits auch neue Unterschiede berücksichtigen, da die Schichten einer bestimmten Altersgruppe in sich selbst wieder in sehr verschiedener Weise ausgebildet sein können.

Die ergeschichtlich markanteste Trennungslinie innerhalb der Saarlande zwischen der Triasfolge Buntsandstein-Muschelkalk-Kreuzer und den permokarbonischen Schichtgliedern (Karben, Rotliegendes) wird bodenkundlich ganz verwischt (für das Folgende vgl. Tafel 4). Denn die Saarbrücker Schichten, dem Oberkarbon zugehörig, verhalten sich dem auflagernden Buntsandstein gegenüber in ihrer Bodeneignung sehr gleichartig. In den Saarbrücker Schichten überwiegen zwar die tonigen Horizonte die sandigen und Konglomeratischen, während es beim Buntsandstein umgekehrt ist. Aber bei beiden Formationen handelt es sich vorwiegend um unfruchtbare Böden, die für ackerbauliche Nutzung wenig vorteilhaft sind. So schließen sich für eine geographische Betrachtung die Saarbrücker Schichten mit dem Buntsandstein zu einer zentralen Zone der Bodenbildung zusammen. Eine Ausnahmestellung nehmen nur die ältesten Buntsandsteinschichten ein, die in den Saarlanden anzutreffen sind; diese sind in ihrer mehr tonigen Zusammensetzung dem Rotliegenden ähnlich. Sie sind daher da, wo sie in unserem Gebiet in größerer Ausdehnung auftreten, also vor allem zwischen dem Glan-Lauter-Gebirge und dem Pfälzischen Gebrüch, in landwirtschaftliche Kultur genommen. Der mittlere und obere Buntsand-

stein trägt dagegen, wie es auch sonst im übrigen Deutschland für ihn charakteristisch ist, ein geschlossenes Waldkleid, ebenso wie die Saarbrücker Schichten (Abb. 25, 46 und 59). Die Ungeeignetheit dieses Gebietes für eine landwirtschaftliche Nutzung ist dabei nicht nur eine Folge der Armut des Bodens an Nährstoffen, sondern ebenso bedingt durch die stark zerlalten Oberflächenformen. Weder die wasserscheidenden Höhen zwischen den Tälern des Kohlenganges noch die aufgelösten Walfischrücken im Buntsandstein bieten günstige Ansatzpunkte für die Landwirtschaft. So ist der Wald hier ohne Zweifel der natürliche Ausdruck von Boden und Klima. Er ist meist als stattlicher Hochwald ausgebildet, der allerdings in seiner Bestandszusammensetzung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der preußischen und bayerischen Forstverwaltung einem Wandel vom reinen Laubwald zu einem starken Nadelwaldgebiet unterworfen worden ist. Dank der tatkräftigen Waldschutzpolitik der Forstverwaltung hat auch die Industrialisierung, die gerade die Haupt- und Nebentäler dieser zentralen Waldzone als Leitlinien benutzt, den ursprünglichen Waldbestand nicht wesentlich verringert. Das Bergbau- und Industriegebiet der Saar ist heute noch immer ein Waldland.

Rund um diese zentrale Waldzone lagern sich nun Gebiete mit wesentlich besseren agrarischen Nutzungsmöglichkeiten. Auch diesen ist zwar der Wald nicht völlig fremd; aber er tritt dort zurück gegenüber dem das Landschaftsbild beherrschenden Kulturland. In zwei Buchten, im Saargau und im Bliesgau und den sich östlich anschließenden pfälzischen Teilen, greift der Muschelkalk in unsere Karte ein. Hier finden wir die besten Böden unseres Gebietes. Es gilt das vor allem für die aus dem oberen und mittleren Muschelkalk verwitternden schweren Ackerböden, wie wir sie im Saar- und Bliesgau finden. Hier bilden die lehmbedeckten Kalkplateaus einheitliche Ackerbaulandschaften von ziemlicher Fruchtbarkeit (Abb. 49 und 50). Für die zähen und schweren Mergelböden des mittleren Muschelkalkes sind auch die Höhenwiesen charakteristisch (Abb. 57). Im pfälzischen Teil, im Zweibrücker Land, nördlich des Schwarzbaches bis zur Sickinger Höhe, tritt der untere Muschelkalk flächenhaft auf. Er ist in unserem Gebiet mehr sandig-tonig ausgebildet, und seine Böden sind von geringerer Güte. Trotzdem herrscht auch hier der Ackerbau (Abb. 48), soweit nicht die harten Plattenkalke zu steinig und unfruchtbar sind. Zwischen Gau (Muschelkalk) und Sand (Buntsandsteinzone) besteht in ihren Bodenverhältnissen ein scharfer Gegensatz, und der lothringische Bauer, der an der Grenze von Warndt (Grieland) und Gau wohnt, hat einen treffenden Ausdruck dafür: „Sand davor, Drech dahinter“.

In nördlicher Richtung kommen wir aus unserem zentralen Waldgebiet in den abwechslungsreichen Raum des Saar-Nahe-Berglandes, an dem vor allem rotliegende Sedimente und gleichaltrige Ergußgesteine am Aufbau beteiligt sind. Nicht die Grenze zwischen Karbon und Rotliegendem ist die bodenkundliche Scheide. Vielmehr ähnelt die Ottweiler Schichten, das obere Oberkarbon, schon sehr in ihrem vorwiegend tonig-sandigen Charakter dem Rotliegenden, mit dem sie auch die gemeinsame rötliche Färbung zum Unterschied von den grauweißen Saarbrücker Schichten verbindet. So wird die mit dem Holzer Konglomerat zusammenfallende Grenze zwischen den Ottweiler und den Saarbrücker Schichten zu einer wichtigen bodenkundlichen und damit ganz allgemein auch kulturlandschaftlichen Scheide. Aus dem düsteren Waldgebiet, aus dem sich vereinzelt Förderschächte der Steinkohlengruben abheben, treten wir ein in ein offenes, freundliches Agrarland, das in seinen sanftwälligen Oberflächenformen, mit seinen Waldfetzen auf den flachen Rücken der Konglomeratzüge, seinen ausgedehnten Ackerfeldern auf den sanften Hängen und seinen gesunden Wiesen in den breiten Muldentälern eine ganz besondere landschaftliche Note besitzt (Abb. 10 und 13). Die besseren landwirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeiten leiten sich aus dem größeren Nährstoffreichtum der Böden ab. An Stelle der Quarzsande treten immer häufiger Arkosen, d. h. feldspathaltige Sandsteine auf. Auch schalten sich hier und da Kalkbänke ein. In den unteren Kuseler Schichten (Altenglauer Schichten) z. B., die sich um das Gewölbe des Glan-Lauter-Gebirges lagern, bilden diese die sogen. Hauptkalkregion, welche sich aus mehreren bis zu 1 m mächtigen Kalkbänken zusammensetzt. Innerhalb der Grenzen des heutigen Saargebietes ist der Kalk jedoch auch in den Kuseler Schichten recht selten, dazu noch meistens kein reiner Kalk, sondern dolomitisiert, deshalb ohne besondere Wirkung auf die Bodengüte. Im ganzen ist das Rotliegende in seinen Böden überhaupt recht abwechslungsreich, so wie es schon die geologische Karte in ihrer Buntheit der Schichtenfolge vermuten läßt. Gegen den Hunsrück hin ist eine Zunahme vulkanischer Gesteine festzustellen, zugleich mit einer Zunahme der mittleren Meereshöhe. Beides wirkt in der gleichen Richtung, in einer Verschlechterung der landwirtschaftlichen Bedingungen. Mit der

<sup>1)</sup> K. G. Schmidt: Die Böden des Rheingebietes. (In: Der Rhein, sein Lebensraum, sein Schicksal. I. Bd., 2. Buch, 2. Teil. Berlin-Grunewald 1931.)

Höhe nehmen die durchschnittlichen Temperaturen ab, steigen die jährlichen Niederschlagsmengen. Mit der Ausbreitung der Eruptivgesteine, der Porphyre, Porphyrite und Melaphyre, werden die landwirtschaftlich nutzbaren Gebiete eingeschränkt. Zwar besitzen die vulkanischen Gesteine an sich einen hohen Gehalt wertvoller Nährstoffe. Aber sie verwittern nur sehr schwer, leisten der abtragenden Wirkung des fließenden und flächenhaft abspülenden Wassers großen Widerstand und bilden daher meist steile Rücken und Kuppen, an denen sich oft nicht einmal die schon bei horizontaler Lage sehr dünne Bodenkrume halten kann. So sind die vulkanischen Bildungen zum großen Teil waldbedeckt (Abb. 4 und 9). In der Region des besonders intensiven gang- und ergußförmigen Ausbrechens von Magma, in den Ober-Rotliegenden-Schichten, sind auch die Sedimentgesteine mit den Abtragungsprodukten der Erstarrungsgesteine stark durchsetzt und in ihren konglomeratischen Ausbildung ebenfalls der Waldnutzung am zuträglichsten. Bessere Böden ergeben die Schichten im Ober-Rotliegenden da, wo die Korngröße der Gesteine abnimmt. Das gilt z. B. für die Sandsteine und Schiefertone der Kreuznacher Schichten.

Mit dem *Hochwald* hat unser Untersuchungsgebiet im nordwestlichen Teil auch noch Anteil am Rheinischen Schiefergebirge. Aus den einförmigen Rumpfflächen der Hunsrückschiefer, die den eigentlichen Hunsrück aufbauen, heben sich im Süden die langgestreckten rückenförmigen Kammlagen des Hochwaldes mit seiner Fortsetzung, dem Idarwald und dem Soonwald, aus Taunusquarzit bestehend, heraus. Die Quarzsandsteine des Taunusquarzites ergeben einen nur leicht lehmigen sandigen Boden mit vielen Quarzitbrocken, der in Verbindung mit seiner Neigung, Erhebungen zu bilden, bevorzugter Waldboden ist. So sind die Quarzitkammzüge waldbedeckt (Abb 1 und 8). Das gilt auch für die örtlichen sandigen Einschaltungen in den mittleren Hunsrückschiefen, den Throner Quarziten, deren mehr schildförmige Rücken, z. B. im Osburger Hochwald, ebenfalls Waldboden sind. Dagegen sind aus den Hunsrückschiefen zwar auch recht langsam verwitternden lehmigen Böden, die noch mit zahlreichen Schieferstückchen durchsetzt sind, allgemein in landwirtschaftliche Kultur genommen. Im großen und vielfach selbst im kleinen decken sich im Hunsrück die geologische und die Kulturtkarte. Die Quarzite bilden bewaldete Erhebungen, die der Abtragung dank des durchlässigen Bodens starken Widerstand entgegensetzen. Die weicheren Hunsrückschiefen dagegen sind gleichmäßig eingerumpt und tragen die Kulturlandflächen, Acker und Wiesen.

Unser Überblick über das Klima und die Böden läßt erkennen, daß die natürlichen Bedingungen für eine landwirtschaftliche Bodenkultur zwar die Saarlande nicht zu einem Gebiet bevorzugter Landwirtschaft machen, daß aber in ausgedehnten Teilen dieses Gebietes von Natur aus eine zumindest mittelmäßige Bodenbewirtschaftung möglich ist. Gewisse Landstriche, wie die beiden Gaulandschaften, der Saar- und Bliesgau, und das Köllerthal, die alte Kornkammer der Saar, aber auch das obere Glan-gebiet sind sogar für die Landwirtschaft recht gut geeignet. Hierzu rechnen auch noch die Talauen, wo die Alluviallehme einen sehr fruchtbaren Boden abgeben. So nehmen die Talzonen allgemein in ihren Bodenbedingungen eine Ausnahmestellung ein, und die Lisdorfer Aue im Saartal oder die Weitung des Bliestales bei Lautzkirchen z. B. sind sogar die Standorte einer intensiv betriebenen Landwirtschaft.

#### b) Die Bodenbewirtschaftung

##### Zu Tafel 21

Das abwechslungsreiche, bunte Bild der geologischen Karte mit ihrer Vielheit an Formationen vom Devon bis zum Alluvium, das unser Überblick über die Böden bestätigt hat, wiederholt sich auch bis zu einem gewissen Grade bei einer räumlichen Betrachtung der Landwirtschaft. Hierzu sollen uns die Tafel 21 und 22 verhelfen, die in einzelnen Kartogrammen Bodennutzung, Anbauflächen und Viehhaltung behandeln. Bei ihrer Auswertung muß der Betrachter sich zwar immer gewisser Grenzen der kartographischen Darstellung bewußt sein, die sich aus der Art der statistischen Erhebung und ihrer Aufbereitung, aber auch aus der Methode der Darstellung selbst ergeben. Für die Karten standen die amtlichen Zahlen des statistischen Landesamtes zur Verfügung. Leider waren dabei Unterschiede in dem Zeitpunkt der Erhebungen nicht zu vermeiden. Im „Saargebiet“ wurde die landwirtschaftliche Betriebszählung nicht wie im übrigen Reich 1925, sondern erst 1927 durchgeführt. Außerdem sind die im Reich jährlich erfolgenden Anbauflächenerhebungen im „Saargebiet“ in den vergangenen Jahren nur einmal, 1927, durchgeführt worden. Erst seit 1932 erfolgt auch hier eine regelmäßige Erhebung. So mußten bei der Bearbeitung der Bodennutzung für das „Saargebiet“ als Stichtjahr 1927, für das übrige Reich 1925 gewählt werden. Bei der Behandlung der Anbauflächenstatistik stand für das „Saar-

gebiet“ nur das Jahr 1927 zur Verfügung, während für das Reich Mittelwerte dreier Jahre (1929–31) zugrunde gelegt werden konnten. Bei der Viehzählung ist das Stichtjahr einheitlich 1931. – Für eine ins einzelne gehende Auswertung der Karte ist es nachteilig, daß das Material nur bürgermeistereiweise bearbeitet werden konnte, da für das „Saargebiet“ gemeindeweise Angaben nicht zu beschaffen waren<sup>2)</sup>. Dieser Nachteil wiegt weniger für die pfälzischen Teile unseres Gebietes, wohl aber für Preußen und Birkfeld, wo die Bürgermeistereien teilweise sehr großen Umfang annehmen. Für eine weniger auf die Einzelheiten als auf die Gesamtschau gerichtete Betrachtung der Landwirtschaft der Saarlande sind aber unsere Ergebnisse unbedingt brauchbar und aus diesem Grunde auch in den Atlas übernommen worden. – Mängel, die sich allgemein gerade bei den landwirtschaftlichen Statistiken herausgestellt haben, müssen auch in unserem Fall in Kauf genommen werden. Die amtlichen Erhebungen bieten zwar allein die Möglichkeit, die Landwirtschaft zahlenmäßig und damit kartographisch zu erfassen. Für eine Beurteilung der Einzelheiten wird aber immer durch eine örtliche Befragung eine Überprüfung der Statistik notwendig sein; in unserem Fall, wo es auf die Gewinnung eines Überblickes mehr als auf die Einzelheiten in der räumlichen Verbreitung der landwirtschaftlichen Erscheinungen ankommt, genügt es, wenn bei besonders krassen Unterschieden solche Nachfragen erfolgten. – Nicht zuletzt liegt auch in der Anwendung der relativen Methode, d. h. in der Beziehung der landwirtschaftlichen Zahlen zu einer anderen Größe, Fläche oder Einwohnerzahl, eine Grenze der Auswertung, die nicht vorgesehen werden darf. Je nachdem, welche Vergleichsgröße wir wählen, kann sich ein sehr unterschiedliches Verbreitungsbild ergeben.

Die vier Kartogramme a–d der Tafel 21, in der die landwirtschaftlich genutzte Fläche insgesamt, dann das Acker- und Gartenland sowie Wiesen und gute Weiden getrennt, außerdem noch die forstwirtschaftlich genutzte Fläche in Beziehung zur Gesamtfläche zur Darstellung kommen, vermitteln einen ersten allgemeinen Eindruck. Sie unterstreichen einerseits den Gegensatz zwischen den zur Landwirtschaft oder zur Forstwirtschaft geeigneten Räumen; außerdem heben sich die Gebiete stärkerer Wiesenwirtschaft gegenüber den Ackergebieten sehr gut heraus. – Auf der Teilkarte 21a entsprechen die Gebiete, bei denen die landwirtschaftlich genutzte Fläche 50–70 v. H. der Gesamtfläche ausmacht, dem Durchschnitt, wie er sich für das Deutsche Reich (62,6 v. H.), für Preußen (63,7 v. H.), für die Rheinprovinz (59 v. H.) und für die Pfalz (53,6 v. H.) errechnet. Durch einen überdurchschnittlichen Anteil der landwirtschaftlich genutzten Fläche an der Gesamtfläche (über 65 v. H.) heben sich vor allem die pfälzischen Gebiete heraus; das gilt gleichermaßen für ihren Anteil am Saar-Nahe-Bergland wie an den Muschelkalkgebieten der Westpfalz. Eine ähnliche Stellung nimmt die Landwirtschaft nur noch im nördlichen Saargau ein. Die niedrigsten Werte erreicht die landwirtschaftlich genutzte Fläche in der zentralen Wald- und Industriezone. Ungünstig ist das Bild auch noch im Hochwald, während längs der Saartallinie sehr uneinheitliche Verhältnisse anzutreffen sind. Zwischen dem Hochwald, der Saar und der zentralen Waldzone des Kohlengebirges schließt sich im westlichen Teil des Saar-Nahe-Berglandes ein Gebiet zusammen, wo die Landwirtschaft einen durchschnittlichen Anteil an der Gesamtfläche einnimmt. – Die Waldkarte (Tafel 21d), die den Anteil des Waldes an der Gesamtfläche zeigt, läßt den hohen Anteil erkennen, den der Wald in den Saarlanden einnimmt. Zum Vergleich seien die entsprechenden Werte für das Deutsche Reich (27,2 v. H.) für Preußen (25,4 v. H.), für die Rheinprovinz (30,8 v. H.) und die Pfalz (40,4 v. H.) angegeben. Der Wald ordnet sich in zwei geschlossenen Waldstreifen an. Die zentrale Waldzone, die auf den Sandsteinen des Kohlengebirges und des Buntsandsteines stockt, zieht vom Warndt über den Kohlenwald und die Waldungen des St. Ingberter und Kirkeler Forstes bis zu den Wäldern des Höcherberges und steht über die Waldgebiete des Homburger Gebrüches in Verbindung mit dem Reichswald nördlich von Kaiserslautern. In der nordwestlichen Kartenecke hebt sich die Waldzone des Hochwaldes, die den Taunusquarzit-Kammzügen folgt, deutlich heraus. Größere Waldlichte kennzeichnen auch noch die nördlichen Teile des Saar-Nahe-Berglandes da, wo sich die vulkanischen Gesteine häufen, in den Melaphyr- und Porphyrlägern der Prims- und Nahemulde ebenso wie auf dem zwischen beiden liegenden Nohfeldener Porphyrostock. Zwischen den beiden Hauptwaldzonen liegen offene Räume, die nur hier und da noch, z. B. am Potzberg, begünstigt durch den Potzbergsandstein, oder um den Limberg bei Wallerfangen im Buntsand-

<sup>2)</sup> Für eine besondere geographische Untersuchung der Landwirtschaft der Saarlande ist es inzwischen doch gelungen, auch für das „Saargebiet“ die Erhebungen gemeindeweise zu erhalten.

stein, über 20 v. H. Wald tragen. In der zonenweisen südwest-nordöstlichen Anordnung der Waldstreifen und der offeneren Räume spiegelt sich dabei deutlich die alte varistische Tektonik des Untergrundes wider.

In welcher Weise sind nun Ackerwirtschaft und Wiesenwirtschaft, die beiden Hauptformen der landwirtschaftlichen Nutzung, über unser Gebiet verteilt? Bei dem Ackerbau (Tafel 21 b) ist im großen und ganzen eine zonale Anordnung der gleichgearteten Räume festzustellen, die sich gürtelförmig um die zentrale Wald- und Industriezone, das Gebiet mit dem unbedeutendsten Ackerbau, legen und die, nach außen zunehmend, einen immer stärkeren Ackerbau aufweisen. Nur der Hochwald im Norden, der der Ackerwirtschaft weniger günstig ist, bringt eine bemerkenswerte Störung in dieses sonst so regelmäßige Bild. So finden wir die Zonen des intensivsten Ackerbaus überall in den Randgebieten, im Saargau und in den westpfälzischen Gebietsteilen; hier haben wir auch die Gebiete mit der reinsten landwirtschaftlichen Berufsstruktur (vgl. Tafel 34). Der Ackerbau kann sich nur da so stark entwickeln, wo die Landwirtschaft vorwiegend Hauptbetrieb ist. Ein Vergleich mit den nicht sehr auseinander liegenden Durchschnittszahlen über den Anteil des Acker- und Gartenlandes an der Gesamtfläche für das Deutsche Reich (45 v. H.), für Preußen 47,2 v. H., für die Rheinprovinz (43,8 v. H.) und die Pfalz (40,8 v. H.) macht es deutlich, wie der größte Teil unseres Gebietes unter dem Durchschnitt liegt. Für die Landwirtschaft der Saarlande ist mit Ausnahme der randlich gelegenen Teile der Ackerbau nicht das Charakteristische. — Andere Gründe müssen für die Verteilung der Wiesen- und Weidewirtschaft (Tafel 21 c) herangezogen werden, die eine solche regelmäßige zonale Anordnung von gleichgearteten Gebieten um das zentrale Industriegebiet nicht zeigt, die außerdem im Gegensatz zum Ackerbau an der Saar mit besonderer Bevorzugung betrieben wird. Der Anteil der Wiesen und guten Weiden an der Gesamtfläche ist im Deutschen Reich 11,8 v. H., in Preußen 9,5 v. H., in der Rheinprovinz 7,8 v. H. und in der Pfalz 9,1 v. H. Der größte Teil unseres Gebietes liegt also über diesen Durchschnittszahlen, und die Wiesenwirtschaft ist für die Landwirtschaft an der Saar sehr bezeichnend. Die zentrale Wald- und Industriezone tritt auch in der Wiesenwirtschaft ganz zurück. Die auffälligste Tatsache ist der geringe Anteil daran im westlichen Teiles der Saarlande, wo ohne Rücksicht auf die verschiedenartigen Landschaften, den Hochwald, den Saargau und die westlichen Ausläufer des Saar-Nahe-Berglandes, der Anteil der Wiesen und guten Weiden unter 15 v. H. bleibt. Die hauptsächlichen Wiesengebiete zeigen unsere Karte nördlich des Kohlengebirges, also in der Gegend von Heusweiler, Illingen, Wiebelskirchen und Hangard, dann im Bliesgau und im Pfälzer Gebrüch. Für deren Verbreitung können zum Teil natürliche Bedingungen als Erklärung herangezogen werden, so für die Bruchwiesen des Pfälzer Gebrüches und die Höhenwiesen im mittleren Muschelkalk des Bliesgaus. Aber bei der Verteilung der Wiesen scheint noch anderes mitzusprechen. Es ist eine Beziehung zur Industrialisierung unseres Gebietes zu erkennen, die noch deutlicher auf einer Karte in Erscheinung tritt, die die Wiesen statt auf die Gesamtfläche nur auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche bezieht. Da treten in den beiden obersten Stufen mit über 40 v. H. der landwirtschaftlich genutzten Fläche auch noch der Warndt und die Kohlengebirgszone als Gebiete stärkeren Wiesenbaus heraus. Die Wiesenwirtschaft, die sich darin dem Kartoffelanbau ähnlich verhält (siehe unten), kann zum Unterschied vom Ackerbau auch da eine besondere Bedeutung gewinnen, wo die Landwirtschaft in größerem Umfang als Nebengewerbe betrieben wird; sie deckt sich daher, wie es unsere Karte zeigt, nicht wie der Ackerbau in ihren Hauptverbreitungsgebieten mit den rein landwirtschaftlichen Räumen. Diese besonderen Gründe für eine Bevorzugung der Wiesenwirtschaft erklären es wohl auch, warum die Wiesen trotz ihres überdurchschnittlichen Anteils an der Gesamtfläche nur von mittelmäßiger Qualität sind und in ihren Erträgen an Heu nicht befriedigen können. Nach den Angaben von Capot-Rey sind nur ein Drittel aller Wiesen bewässert<sup>3)</sup>.

Die nächsten vier Teilkarten 21 e–h wollen am Hand einiger wichtiger Anbaugebiete die Eigenarten des Ackerbaus in den so verschiedenen von Natur ausgestatteten Teilgebieten der Saarlande würdigen. Die Saarlande sind kein ausgesprochenes Getreidegebiet; die erste Rolle in der ländlichen Wirtschaft spielt die Kartoffel (Tafel 21 h). Diese Tatsache ist nicht nur die Folge der im ganzen mittelmäßigen natürlichen Voraussetzungen in Klima und Boden für die landwirtschaftliche Kultur an der Saar; sie muß zugleich auch als eine Auswirkung der Industrialisierung auf die Agrarstruktur unseres Gebietes gedeutet werden. Außerdem spricht

sich darin auch der deutsche Charakter der saarländischen Landwirtschaft aus. Es ist interessant, festzustellen, mit welcher besonderen Liebe der Franzose Capot-Rey in seiner Studie über „Die Landwirtschaft des Saargebietes“ gerade die Bedeutung der Kartoffelernte in der Tätigkeit des Landwirtes an der Saar herausarbeitet, die er sehr richtig als die Zeit der lebhaftesten Arbeitssamkeit empfunden hat<sup>4)</sup>. Den bedeutendsten Anteil, über 25 v. H. der landwirtschaftlich genutzten Fläche, hat die Kartoffel längs der Saarindustriestraße und in der Kohlengebirgszone; in diesem Zusammenfallen zwischen Industrie- und Bergbauzone mit der Zone des — prozentual der landwirtschaftlich genutzten Fläche — stärksten Kartoffelanbaus kommen die Beziehungen zwischen Kartoffelanbau und Bevölkerungsdichte zum Ausdruck, die allgemeiner zu beobachten sind. Mit der Einbeziehung der nächsten Stufe (20–25 v. H.) wird auch die andere Ursache für die Verteilung des Kartoffelanbaus noch deutlicher; den größten Anteil an ihr haben nämlich die sandigen Böden, wie sie vor allem dem Kohlengebirge und dem Buntsandstein eigen sind. Auch der Hochwald tritt aus einem ähnlichen Grund auf unserer Karte in dieser Stufe noch heraus. Die große Rolle, die die Kartoffel in der landwirtschaftlichen Kultur der Saarlande ganz allgemein spielt, wird aber erst ganz verständlich, wenn wir auch noch die nächstmögliche Stufe unserer Skala (15–20 v. H.) einbeziehen. Denn auch diese Gebietsteile liegen noch beträchtlich über dem Durchschnitt des Deutschen Reiches (Anteil der Kartoffel an der landwirtschaftlich genutzten Fläche 9,6 v. H.), Preußens (10 v. H.), der Rheinprovinz (10,5 v. H.) und selbst der Pfalz, die als Folge der ausgedehnten Buntsandsteingebiete 15 v. H. erreicht. Den geringsten Kartoffelanteil weisen die rein landwirtschaftlichen Gebiete auf. Es muß aber betont werden, daß die in unserer Darstellung angewandte Bezugnahme der Kartoffelanbaufäche auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche (und das gilt für alle gleichgearteten Kartogramme) weder wirtschaftliche Schlüsse über die Gebiete des bedeutendsten Kartoffelanbaus im Sinne von Überschüß- oder Zuschußgebieten zuläßt, noch Auskunft geben kann über die Intensität des Kartoffelanbaus, wie sie eine Karte der Hektarerträge zeigen kann. Unserer Darstellung liegt eine geographische Betrachtungsweise zugrunde mit dem Ziel einer Herausarbeitung von Landwirtschaftsräumen. Deshalb wurde auch als Beziehungsfläche nicht, wie es Engelbrecht in seinem Atlas „Die Feldfrüchte des Deutschen Reiches“ durchgeführt hat, die Getreidefläche, sondern die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche gewählt. — Das weitverbreitetste Getreide der Saarlande ist der Roggen, das deutsche Brotgetreide (Tafel 21 f). Auch darin liegt eine Anpassung an Klima, Boden und Volkstum. Seine Verteilung zeigt, wie es allgemein anzutreffen ist, ein ähnliches Bild wie für die Kartoffel. Verständlich ist die Ausnahme, daß der Roggen in der engeren Bergbau- und Industriezone zurücktritt, wo zwar noch die Kartoffel in den vielen kleinen landwirtschaftlichen Zwerghäusern angebaut wird, nicht aber mehr der Roggen, die Landwirtschaft als Hauptgewerbe voraussetzt. Eine Karte, die Kartoffel- und Roggenanbau in Beziehung setzt zu den Betriebsgrößen, ließe diese Zusammenhänge deutlich hervortreten. Als Hauptanbaugebiete heben sich auf unserer Karte einmal der Hochwald und sein Vorland und dann die Saarländer Talweitung und das Wasserscheidengebiet zwischen der mittleren Blies und dem Glan heraus, wo die lehm- und schotterbedeckten Terrassenflächen an Saar und Blies sowie deren Nebenflüssen zum Unterschied von den sonstigen Buntsandsteingebieten keinen Wald tragen, sondern in landwirtschaftliche Kultur genommen sind. — Der Weizen (Tafel 21 e), das in Klima (höhere Sommerwärme) und Boden anspruchsvollste Getreide, besitzt nur in den Gebieten einen größeren Anteil an der landwirtschaftlich genutzten Fläche, wo sich nährstoffreiche Böden befinden. Die Hauptweizeneräume sind die Muschelkalkböden des Saar- und Bliesgaus; hier nimmt der Weizen teilweise über 10 v. H. ein. Dem Durchschnitt des Reiches (6,3 v. H.), Preußens (5,8 v. H.) und der Rheinprovinz (6,8 v. H.) — die Pfalz erreicht nur 3,9 v. H. — entsprechen auch noch die Gebiete über 5 v. H. Hier heben sich das Köller-Primsatal-Gebiet mit seinen besseren Böden und das Altenglaner Gebiet dank der bodenverbessernden Hauptkalkregion in den Kuseler Schichten heraus. Die sandigen Böden des Kohlengebirges und des Buntsandsteins, aber auch die höheren Gebietsteile im Norden (diese auch schon wegen der klimatischen Ungunst) scheiden für einen Weizenanbau so gut wie ganz aus. — Die Verteilung des Hafers (Tafel 21 g), der von allen Getreidearten unserer Klimazone den größten Bedarf an Feuchtigkeit hat, zeigt eine auffällige Zunahme seines Anbaus gegen die nördlichen Gebietsteile. Es ist das eine Folgewirkung der größeren Meereshöhe und der damit Hand in Hand gehenden höheren Niederschlagsmengen. Der Hafer läßt zwar auch eine Beziehung zum

<sup>3)</sup> R. Capot-Rey: L'agriculture dans le territoire de la Sarre. (Annales de Géographie XXXII, 1923, S. 110.)

<sup>4)</sup> R. Capot-Rey, a. a. O., S. 109.

Boden erkennen. Durchlässige Böden sind im allgemeinen weniger geeignet, dagegen zeigen die schweren Böden des Saargauens gleich den angrenzenden lothringischen Kreisen Bolchen und Forbach einen starken Haferanbau. — Das Kartogramm, das die Verteilung der Obstbäume zeigt (Tafel 21), schließt die Reihe der Anbauflächenkärtchen ab. Die Obstbäume und ebenso der Weinbau bilden immer einen besonders bezeichnenden Zug in der Landschaft und dürfen in einer geographischen Darstellung der Landwirtschaft nicht fehlen. Die Obstbaumstatistik ist zwar nicht immer sehr zuverlässig, und nur mit diesem Vorbehalt wollen wir an die Auswertung unserer Karte herangehen. Gewisse Leitlinien in ihrer Verteilung, die wertvolle Rückschlüsse auf die klimatische Stellung der Gebiete zuläßt, sind gut zu sehen. Es haben sich die Gänge heraus, in denen sich die Talzonen, besonders das untere Saartal, durch die größte Obstbaumzone auszeichnen. Einen größeren Obstbaumbestand finden wir auch in der dichtbesiedelten Zone am Nordrand des Kohlengebirges und im oberen Glantal. Es scheint, daß bei der Verteilung der Obstbäume nicht nur klimatische Gründe mitsprechen, sondern daß auch die Besitzverhältnisse eine Rolle spielen. Kleinpachtierung fördert im allgemeinen den Obstbau. So zeichnen sich die stärker mit Industriebevölkerung durchsetzen Teile des Bliesgau durch eine größere Obstbaumdichte aus als die rein landwirtschaftlichen Gebiete um Altheim, Böckweiler und Brenschelbach. — Der Weinbau bestimmt den landwirtschaftlichen Charakter des unteren Saartales abwärts Serrig. Eine gewisse Bedeutung kommt ihm auch im untersten Bliestal zu, während er sonst, so im Bliesgau oder im mittleren Saartal, wo er früher auch gepflegt wurde, verschwunden ist und heute nur noch Namen wie Wingerthsberg u. a. an einen einstigen Weinbau erinnern. Der Wein hat sich auch an der Saar auf seine günstigsten Standorte zurückgezogen.

### c) Die Viehhaltung

Zu Tafel 22

Die Karten zur Viehhaltung der Saarlande zeigen diese in ihren wechselseitigen Beziehungen zur Bodenbewirtschaftung, lassen aber auch die besonderen Einflüsse erkennen, die die Industrialisierung auf die Struktur der Viehwirtschaft an der Saar ausgeübt hat. Rinder, Schweine und Ziegen sind in den Karten dargestellt und zwar sowohl auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche als auch auf die Einwohnerzahl bezogen. Sehr einheitlich ist das Bild der Teilkarte c, das den relativen Reichtum an Ziegen zeigt. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Gebietsteilen sind geringfügig. Die Gebiete mit über 15 Ziegen auf 100 Einwohner sind selten und recht willkürlich verteilt. Die niedrigste Stufe mit weniger als 5 Ziegen findet sich sowohl in der Bergbau- und Industriezone als auch in rein landwirtschaftlichen Gebieten. Die Stufe 5—15 Ziegen überzieht recht gleichmäßig das ganze Kartenbild. Starke Gegensätze zeigt dagegen die Karte f, die die Zahl der Ziegen auf die landwirtschaftlich benutzte Fläche bezieht. Hier kommt die im Vergleich zu dem der Landwirtschaft zur Verfügung stehenden Raum, große Zahl von Ziegen in der Industriezone zum Ausdruck. Diese Karte zeigt die Ziege in ihrer Bedeutung als „Bergmannskuh“. Das Halten von Ziegen in der Industriezone wird dabei erleichtert durch den großen Anteil, den die Wiesen an der landwirtschaftlich genutzten Fläche haben und auf den schon hingewiesen wurde. Die Ziege ist nicht für die landwirtschaftlichen Gebiete, sondern für die Industriegebiete charakteristisch. So wundert es nicht, wenn die Saarlande im ganzen in ihrer Ziegenhaltung sowohl in Beziehung auf die Einwohnerzahl als auch auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche weit über dem Durchschnitt des Reiches, Preußens und der Rheinprovinz stehen. — Auch die Schweinehaltung läßt diese Beziehungen zur Industrialisierung deutlich erkennen. In der Teilkarte 22 e, in der die Zahl der Schweine auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche berechnet ist, tritt die Industriezone als ein Gebiet starker Schweinehaltung heraus. Das Schwein ist als echtes Haustier unter Umständen auch mit den Abfällen der Hauswirtschaft zufrieden und zeigt deshalb schon bei einer das ganze Deutsche Reich erfassenden

Verbreitungskarte, wie die Gebiete starker Schweinehaltung zum Unterschied von der Rinderzucht mit den dichtbevölkerten Landstrichen zusammenfallen. An der Saar wird diese Entwicklung noch gefordert durch das Übereinanderlagern dieser Industriezone mit dem Gebiet des vorherrschenden Kartoffelanbaus; spielt doch die Kartoffel eine wichtige Rolle bei der Schweinemast. Aber diese Beziehungen sind doch nicht so charakteristisch wie bei der Ziegenhaltung ausgebildet, wo das Gebiet der stärksten Tierhaltung ausschließlich auf die Industriezone beschränkt ist. Schweinezucht wird eben auch in rein landwirtschaftlichen Gebieten betrieben, und unsere Teilkarte 21 b, die den relativen Reichtum an Schweinen (d. h. die Zahl der Schweine, bezogen auf die Einwohnerzahl) zeigt, läßt gerade die landwirtschaftlichen Gebiete hervortreten. So finden wir als solche Überschüßgebiete nicht nur die beiden Gaue; auch die westpfälzischen Gebietsteile, das Zweibrücker Land (mit Ausnahme der näheren Umgebung von Zweibrücken), die Sickinger Höhe und das Glan-gebiet, und ebenso der Hunsrückanteil zeigen eine relativ starke Schweinehaltung. Sie liegen alle über dem Durchschnittswert für das Reich (38,1 v. H.) und Preußen (42,5 v. H.) und weit über dem entsprechenden Wert der Rheinprovinz (14,8 v. H.). Die Bedeutung der der Industriezone benachbarten landwirtschaftlichen Randgebiete für die Versorgung des Industrieviers mit den Überschüssen der Schweine- und (wir werden es gleich sehen) auch der Rinderzucht, die heute nur durch die willkürliche Grenzziehung gestört ist, spricht sich eindrucksvoll in unseren Karten aus. In den beiden Teilkarten a und b, die die Rinderhaltung behandeln, hebt sich die Industriezone in beiden Darstellungsarten nur im negativen Sinn heraus. Es bestätigt sich auch für die Saarlande, daß bei neuzeitlicher landwirtschaftlicher Betriebsführung in den klein- und mittelbäuerlichen Betrieben, die in unserem Gebiet vorherrschen, ein intensiver Ackerbau zu einer Intensivierung der Viehhaltung führen muß. So ordnen sich gitterförmig um das zentrale Industriegebiet die einzelnen Zonen der Rindviehhaltung (Tafel 22 a); die Rinderdichte nimmt sehr regelmäßig nach außen gegen die rein landwirtschaftlichen Gebiete zu. (Zum Vergleich siehe Tafel 21 b und 34). Wie ein Vergleich der Teilkarten a und d lehrt, treten auf beiden Karten nur die westpfälzischen Gebietsteile, das Zweibrücker Land, die Sickinger Höhe und das Nahe-Glan-Gebiet heraus, und diese Räume haben sich auch scharf ab auf einer Karte, die die Rinder statt auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche auf die Gesamtfläche bezieht. Die Intensität der Rinderhaltung dieser Gebiete ist Ausdruck zugleich auch für den hohen Stand der Landwirtschaft überhaupt. Eine Beziehung zu den Hauptwiesengebieten, durch die im großen die Verteilung der Rinderzucht im Deutschen Reich bestimmt ist, läßt sich für die Saarlande nicht feststellen. Das ganz unterschiedliche Verhältnis der Viehhaltung zu den landwirtschaftlichen und den industriellen Räumen, das die Verteilung der Rinder, Schweine und Ziegen in den Saarlanden erkennen ließ, kann noch durch einen Hinweis auf die Beziehungen zwischen der Viehhaltung und den Besitzverhältnissen (Betriebsgrößen) unterstrichen werden. In den Zwerge- oder Parzellenbetrieben (unter 2 Hektar) befinden sich im Raum des gegenwärtigen „Saargebietes“ 88,2 v. H. aller Ziegen, dagegen nur 46,7 v. H. aller Schweine und gar nur 32,5 v. H. aller Rinder. Das heißt in runden Zahlen ausgedrückt: in den klein- und mittelbäuerlichen Betrieben (schnell die großbäuerlichen Betriebe spielen an der Saar fast keine Rolle mehr) werden zwei Drittel aller Rinder, aber nur die Hälfte der Schweine und ein Zehntel der Ziegen gehalten. Die Rinderzucht ist also im allgemeinen gebunden an eine hauptbetriebliche Landwirtschaft; die Ziegenhaltung, darin das genaue Gegenteil zur Rinderzucht, wird gerade bevorzugt in Gebieten, wo die Landwirtschaft als Nebengewerbe betrieben wird. Die Schweinehaltung dagegen nimmt eine Mittelstellung ein und läßt in beiden Fällen ihre Eignung erkennen.

#### Schrifttum

- Capot-Rey, R.: L'agriculture dans le territoire de la Sarre. (*Annales de Géographie* XXXII, 1923, S. 97 ff.)  
 Engelbrecht, Th.: Die Feldfrüchte des Deutschen Reiches. Berlin 1928.  
 Grämann, R.: Süddeutschland. 2 Bde, Stuttgart 1931.  
 Häberle, D.: Das Zweibrücker Land. (*Beiträge zur Landeskunde der Rheinpfalz*, Heft 2.) Kaiserslautern 1919.  
 Häberle, D.: Die Saarpfalz. (*Beiträge zur Landeskunde der Rheinpfalz*, Heft 6.) Kaiserslautern 1927.  
 Hellmann, G.: Klima-Atlas von Deutschland. Berlin 1921.  
 Krzymowski, R.: Die landwirtschaftlichen Wirtschaftssysteme Elsaß-Lothringens. Gebweiler 1914.  
 Krzymowski, R.: Die Landwirtschaft Elsaß-Lothringens. (In Schlenker, M.: Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens. Frankfurt a. M. 1931.)  
 Polis, P.: Klima und Niederschlagsverhältnisse im Rheingebiet. (In: Der Rhein, sein Lebensraum, sein Schicksal, Bd. I, 1. Buch, 1. Teil, Berlin-Grunewald 1928.)  
 Schmidt, K. G.: Die Böden des Rheingebietes. (In: Der Rhein, sein Lebensraum, sein Schicksal, Bd. I, 2. Buch, 2. Teil, Berlin-Grunewald 1931.)

	Rinder		Schweine		Ziegen	
	pro 100 ha landwirtschaftl. genutzt. Fläche	Ein-wohner	pro 100 ha landwirtschaftl. genutzt. Fläche	Ein-wohner	pro 100 ha landwirtschaftl. genutzt. Fläche	Ein-wohner
Deutsches Reich . . .	30,6	65,2	38,1	81,2	4,0	8,6
Preußen . . . . .	28,3	58,0	42,5	86,7	3,9	8,0
Rheinprovinz . . . .	14,6	73,6	14,8	74,5	2,1	10,7
„Saargebiet“ . . . .	8,2	75,7	13,6	125,0	6,8	62,8

## 15. Der Steinkohlenbergbau an der Saar

Zu den Tafeln 23, 25, 26 und 27

Auf dem Steinkohlenbergbau baut sich das moderne Industriegebiet an der Saar auf. Er ist die Grundlage der Saarwirtschaft und zugleich ihr wichtigster Wirtschaftszweig. Ein Viertel der Bevölkerung des gegenwärtigen „Saargebietes“ lebt unmittelbar von den Steinkohlegruben. Der Wert der Steinkohlenförderung übertrifft den aller anderen Industriezweige, und auch dem Gewicht nach nimmt die Steinkohlenförderung eine unbestrittene Vorrangstellung ein, so daß die hervorragende Bedeutung der Steinkohle auch im Verkehrswesen verständlich ist (vgl. Tafel 391 und k). Die Voraussetzung für die Entstehung des Saarkohlenreviers ist das Vorkommen des produktiven Karbons, das nicht nur in dem eigentlichen Kohlengebirge auf dem Saarbrücker Hauptsattel, sondern heute auch im angrenzenden Lothringen und im bescheideneren Umfang noch in der Pfalz abgebaut wird. Die Flözkarthe (Tafel 23) und ihre Erläuterung vermittelt uns die notwendigen geologischen und bergmännischen Vorkenntnisse zum Verständnis der Standortskarten des Kohlenbergbaus (Tafel 25 und 26), die diesen in charakteristischen Querschnitten für den Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart verfolgen. Die Darstellung der Kokereien und der Elektrizitäts- und Ferngaswirtschaft ergänzen das Bild von der Bedeutung des Steinkohlenbergbaues an der Saar.

### a) Die Flözüsse des Saarkohlenbezirks

Zu Tafel 23

Von Wilhelm Walter

Der Saarkohlenbezirk liegt zwischen dem Hunsrück im Norden und den Vogesen im Süden in der Südwestecke der preußischen Rheinlande bei Saarbrücken. Von der Landesgrenze gegen Lothringen im Südwesten bis zur bayerischen Pfalz im Nordosten ist er auf 50 km streichende Länge durch Bergbau aufgeschlossen. Seine Ausdehnung nach SW ist durch zahlreiche Bohrungen in der Richtung von Forbach über St. Avold und Falkenberg bis in die Gegend von Pont-à-Mousson auf weitere 80 km Länge nachgewiesen. An der Landesgrenze gegen Lothringen im Südwesten ist das Steinkohlengebirge durch Schächte und Bohrungen in einer Breite von 18 km aufgeschlossen. Die Breitenausdehnung nimmt in nordöstlicher Richtung allmählich ab. Zwischen Ottweiler und Frankenholz beträgt sie höchstens 3–4 km.

Im Saarrevier kommen nur oberkarbonische Schichten vor. Diese Schichten liegen wahrscheinlich auf devonischem Untergrund und werden im Norden und Nordosten von Rotliegendem überdeckt. Sie bilden den sogen. Saarbrücker Sattel, der von SW über Saarbrücken und Neunkirchen nach NO in die Pfalz streicht. Der Südflügel dieses Sattels wird von Buntsandstein überlagert. — Das flözführende, aus Süßwasserbildungen aufgebaute Steinkohlengebirge wird von oben nach unten in eine obere, flözarme und eine untere, flözreiche Abteilung gegliedert. Die obere, flözarme Abteilung besteht aus den oberen Ottweiler Schichten mit dem Labach-Breitenbacher Hausbrandflöz, auch Grenzkohlenflöz genannt, den mittleren Ottweiler Schichten mit den Hirtele Flözen und den unteren Ottweiler Schichten mit dem hangenden Flözzug (Schwalbach-Lummerschieder und Wahlschieder Flöz). — Die oberen Saarbrücker Schichten mit dem Holzer Konglomerat an der Basis trennen die obere, flözarme von der unteren, flözreichen Abteilung, die in die mittleren Saarbrücker Schichten mit dem hangenden und liegenden Flammekohlenzug und die unteren Saarbrücker Schichten mit der flözreichen Fettkohlengruppe und der flözärmeren Rotheller Flözgruppe eingeteilt wird.

Die Steinkohlenflöze, die meistens aus mehreren, durch Bergemittel getrennte Bänken bestehen und in der Mehrzahl nicht mächtiger als 1 m sind, streichen wie der Saarbrücker Sattel von SW nach NO und fallen am Ausgehenden zwischen Saarbrücken und Neunkirchen mit 30–40° nach NW ein. Ihr Einfallen nimmt nach der Tiefe hin erheblich ab und beträgt einige Kilometer weiter nordwestlich noch 5–10 Grad. Zwar ist der Flözreichtum groß — etwa 30–45 bauwürdige Flöze mit 36–59 m Kohle — jedoch sind die meisten Flöze infolge der vielen Bergemittel sehr unrein.

Das in den oberen Ottweiler Schichten auftretende Breitenbacher Flöz wird nur noch auf bayerischem Gebiet (Grube Breitenbach) gebaut. Ebenso haben die Hirtele Flöze in den mittleren Ottweiler Schichten z. B. bei Labach nur ganz untergeordnete, lokale Bedeutung. — Eine brauchbare Hausbrandkohle wird auf dem sogen. hangenden Flözzug oder der Magerkohlen-

gruppe in den unteren Ottweiler Schichten gewonnen, und zwar bauen auf dem Schwalbach-Lummerschieder und Wahlschieder Flöz schon seit langer Zeit die Gruben Ensdorf (Kronprinz), Dilsburg und Göttelborn (Nordfeldanlage). Beide Flöze haben zusammen etwa 2,5 m Kohle. — Die hangende Flammekohlengruppe — die oberen Flammekohlen — enthält 7–10 bauwürdige Flöze mit etwa 8–14 m Kohle, die liegende Flammekohlengruppe — die unteren Flammekohlen — dagegen nur 3–5 bauwürdige Flöze mit etwa 3–7 m Kohle. Als Flammekohlengruben sind zu nennen Hostenbach, Gerhard mit Rudolf, Josefa und Viktoria, v. d. Heydt, Göttelborn, Itzenplitz, Reden-Flamm, Kohlwald und zum Teil die Privatgrube Frankenholz. — Oberhalb der bergbaulich besonders wichtigen sogen. Fettkohlengruppe in den unteren Saarbrücker Schichten tritt noch die sogen. Geisheck-Partie auf, die als halbfette Kohle bis zu 4 bauwürdige Flöze mit insgesamt höchstens 3,5 m Kohle aufweist. Die Gewinnung von zwei Flözen erfolgt jetzt nur noch auf Grube Brefeld. Die für die Kokserzeugung wertvolle Fettkohlengruppe setzt sich von oben nach unten zusammen aus der reichen Sulzbacher Gruppe mit 15 bis 24 bauwürdigen Flözen und einer Kohlemächtigkeit von 20 bis 32 m und der ärmeren Rotheller Flözgruppe mit 70–80 Kohlenbänken, von denen jedoch nur wenige bauwürdig sind. Diese Flözfolge wird mit Ausnahme der nur von der Grube St. Ingbert ausgebeuteten Rotheller Gruppe gebaut von den Gruben Velsen, Klarenthal, Steinbach, Jägersfreude, Dudweiler, Kamphausen, Sulzbach, Altenwald, Brefeld, Maybach, Friedrichsthal, Heinitz, Dechen, Reden-Fett, König, Wellesweiler-Bexbach sowie der Privatgrube Frankenholz, insbesondere in ihrem seit 1920 geschaffenen preußischen Pachtfeld Münchwies.

Hinsichtlich der Flözführung im Warndt haben die neueren Bohrungen und geologisch-bergmännischen Untersuchungen der französischen Verwaltungen wesentlich zu einer größeren Klärung der Verhältnisse beigetragen. Während die Kohlengesellschaft Saar u. Mosel in ihrem neuen Pachtfeld Grube Karlbrunn Fett- und Flammekohl abbaut, mußte sich die Firma de Wendel in dem Pachtfeld Grube Großrosseln bisher in der Hauptsache auf die Gewinnung von Flammekohle beschränken. Bei der Herstellung der vorliegenden Karte bot die in den Annales des Mines 1930 veröffentlichte stratigraphische Arbeit von Sivard eine wesentliche Hilfe.

Zur Altersbestimmung der verschiedenen Flöze sind nicht Leitflöze, sondern wegen des starken Wechsels der Flöze Konglomerate, Tonsteinschichten und versteinerungsführende Schichten ausschlaggebend. Das wichtigste der Konglomerate, das Holzer Konglomerat, trennt die obere, flözarme Abteilung (Ottweiler Schichten, Magerkohlengruppe) von der unteren, flözreichen Abteilung (Flamm- und Fettkohlengruppe). Die Tonsteine, verkieselte Porzellantone als Verwitterungsprodukt saurer Eruptivgesteine (Quarzporphyre), spielen bei der Abgrenzung der unteren Flammekohlen und der einzelnen Fettkohlenstufen eine große Rolle. Als Fossilschichten sind die Schichten mit kleinen Muschelkrebschalen (Leiaia) für die unteren Ottweiler Schichten charakteristisch. Das Auftreten von Eruptivgesteinen, meist in Form von Melaphyren, ist ebenfalls für den Saarbrücker Flözbezirk eigentlich, insbesondere der Grenzmelaphyr, der als Lagergang oder etwas spiegelwinklig die unteren Schichten der Fettkohlengruppe durchsetzt.

Das Saar-Steinkohlengebirge ist nach seinen Lagerungsverhältnissen als der Nordwestflügel eines ehemaligen großen Sattels, des Saarbrücker Sattels, aufzufassen. Nach den neuesten bergmännischen und wissenschaftlichen Ergebnissen zeigt dieser Sattel bei nördlichem Einfallen Überschiebungskarakter, der mit Überkipfung und Überfaltung verbunden ist. Durch diese Erkenntnis ist die frühere Annahme eines sog. südlichen Hauptsprunges als wichtigste streichende Störung hinfällig geworden. Durch untergeordnete Sattel- und Muldenbildung in Verbindung mit Querstörungen wurde dieser große Sattel in eine Reihe von Spezialsätteln und Spezialmulden mit umlaufendem kupplartigem Schichtenbau aufgelöst. Dabei entstanden grabenartige Einsenkungen und Horste sowie Staffelbruchzonen (siehe das Längsprofil). Für den Bergbau im Saarbezirk sind bisher folgende größere Querverwerfungen von Bedeutung gewesen: Geislauterner Sprung, Saarsprung, Cerberussprung, Aeacus- und Kohlwaldsprung. — Ob und in welcher Teufe sich der südöstliche Flügel des Saarbrücker Sattels nach O und SO weiter fortsetzt und wie sich endgültig die analogen tektonischen Verhältnisse im Warndt und in Lothringen gestalten werden, ist noch nicht ausreichend ge-

klär. Die vorliegende Karte konnte daher nur den bisherigen Stand der neuesten Erkenntnisse berücksichtigen.

Über die wesentlichen chemischen und pyrotechnischen Eigen-schaften der Flöze des Saarbezirkes unterrichtet nachstehende Tabelle (nach Mengelberg):

	Auf aschenfreie Substanz bezogen	Gassaus- bringen je 1000 kg im 1 cbm	Koks- aus- bringen in v. H.	Koksbeschaffenheit
	Cv. H. im Mittel	H.v.H. im Mittel	WE im Mittel	
Magerkohle	78	5,1	7700	—
Obere Flamm- kohle	79	5,2	7800	244
Untere Flamm- kohle	80	5,3	7400	259
Fettkohle	83	5,3	8400	300

Der parallel zum Saarbrücker Sattel gelegte *Längsschnitt* zeigt, daß das Steinkohlengebirge am Sattelhöchsten auf preußischem Gebiet zutage ausgeht und sowohl in Lothringen im Südwesten als auch nordöstlich in der Pfalz von jüngeren Schichten überdeckt wird. In Lothringen besteht das Deckengebirge vorwiegend aus Buntsandstein und Muschelkalk, in der Pfalz dagegen nur aus Rotliegendem. Im mittleren Teil des Längsschnittes liegt die unterste Rotheller Flözgruppe rund 1000 m, am Nordosten in der bayerischen Pfalz rund 2000 m, am Südwestende in Lothringen rund 3000 m unter dem Meeresspiegel.

In dem *Querschnitt* werden sämtliche Steinkohlenflöze des Saarkohlenbezirks in der Fallrichtung der Bergirgsschichten von SO nach NW geschnitten. Der senkrechte Abstand des Aschbacher Flözes in den oberen Kuseler Schichten bei Lebach in der Nähe der nördlichen Grenze des staatlichen Steinkohlenfeldes von der Fettkohlengruppe beträgt ungefähr 3000 m.

### b) Die Standortsverschiebungen im Saarkohlenbergbau

Zu den Tafeln 25 und 26a-c

Von Hermann Overbeck

In der Verbreitung der *Bauernden* im Saarkohlengebiet (Tafel 25b) kommt das Standortbild des ältesten Bergbaus zur Darstellung. In unsere Karte sind, ohne die Absicht einer genauen zeitlichen Festlegung, alle diejenigen Bergbaue eingetragen, die einstmal als Bauernden betrieben wurden<sup>1)</sup>. Das charakteristische Standortmerkmal wird dabei in der großen Zahl von sehr verstreut liegenden Gruben, die sich weit über die Grenzen des heutigen Bergbauzentrums ausbreiten, anschaulich herausgearbeitet. Die höchst primitive Abbauform bestand in einem planlosen Kohlengraben, einer regellosen Wühlerei am Ausgehenden der Flöze. Entweder wurden einfache Löcher aufgewühlt oder kurze Stollen vom Talhang aus vorgetrieben. Alle Gruben befanden sich in einem gänzlich unbergmännischen Zustand, wie es bei dem Fehlen jeder Fauhauficht nicht zu verwundern ist. „Die meisten Stollen drohten“, so heißt es in einem Bericht über die St. Ingberter Gruben vom Jahre 1771, „da zu breit gehalten, mit Einsturz; einige waren bereits eingestürzt, andere durch Wasser verschlammmt; allen gemeinsam war der Raubbau, der die Kohlen gerade da holte, wo sie dem Gräber am bequemsten lagen.“ Das Kohlengraben wurde ursprünglich von Bauern betrieben. Der Bergbau war ein Nebengewerbe der Landwirtschaft, so ähnlich wie die Moorbauern heute noch das Tofstechen betreiben. Die Kohle hatte nur beschränkte Verwendungsmöglichkeiten, wurde z. B. gern beim Kalkbrennen verwendet und fand allmählich auch Eingang als Hausbrand. Der Absatz der Kohle war im allgemeinen auf den örtlichen Bedarf beschränkt. Unter solchen Umständen wird es verständlich, daß nicht nur die heute noch ausgewerteten Kohlenlager, sondern auch die geringmächtigen Flöze

<sup>1)</sup> Erklärung der Zahlen auf Tafel 25b (Verzeichnis der Bauernden): 1. Düpenweiler, 2. Griesborn, 3. Schwabach, 4. Knausholz, 5. Derlen, 6. Hostenbach, 7. Wehrden, 8. Geislautern, 9. Lebach, 10. Labach, 11. Reisweiler, 12. Hirtel, 13. Herchenbach, 14. Güchenbach, 15. Rittenhofen, 16. Engelfangen, 17. Pfaffenkopf, 18. Bauernwald, 19. Großwald, 20. Burbach, 21. Malstatt, 22. Fürstenhausen, 23. Stangenmühle, 24. Klarenthal, 25. Gersweiler, 26. Kühlhütte, 27. Hömburg, 28. Jägersfreude, 29. Dudweiler, Alahütte, 30. Dudweiler, 31. Marienental, 32. Altenwald, 33. Rothell, 34. St. Ingbert, 35. Sulzbach, 36. Friedrichsthal, 37. Sauwesen, 38. Quierschied, 39. Kohlbach, 40. Holz, 41. Wahlschied, 42. Merchweiler, 43. Lummerschied, 44. Wiesbach, 45. Uchtelfangen, 46. Illingen, 47. Hüttigweiler, 48. Landsweiler, 49. Seiffweiler, 50. Sinnertal, 51. Kohlwald, 52. Neukirchen, 53. Weilerbachtal, 54. Wiebelskirchen, 55. Wellesweiler, 56. Aschbach, 57. Bärtschweiler, 58. Marpingen, 59. Urexweiler, 60. Mainzweiler, 61. Remmelsweiler, 62. Niederrinxweiler, 63. Oberinxweiler, 64. Wetschhausen, 65. Steinbach (Kr. St. Wendel), 66. Dörrenbach, 67. Werschweiler, 68. Breitenbach, 69. Dunsweiler, 70. Altenkirchen, 71. Brücken, 72. Steinbach, 73. Hasenbach, 74. Leitersweiler, 75. Grügelborn, 76. Haupersweiler, 77. Oberkirchen.

der Ottweiler Schichten, ja sogar die schwachen Kohlenadern im Unterrotliegenden noch abbauwürdige Bedingungen boten. Ein Vergleich der Teilkarten a und b der Tafel 25 läßt die Beziehungen zwischen dem Ausstreichen der Flözgruppen und dem Standort der Bauernden im einzelnen verfolgen<sup>2)</sup>. — Unsere Karte der Bauernden kann zwar nicht die tatsächliche Förderung der vielen kleinen Gräbereien angeben und sagt daher nichts aus über die Intensität des Kohlenbergbaues in den verschiedenen Teilegebieten der Karte. Aber aus den noch recht spärlichen Nachrichten, die über den Bergbau des 18. Jahrhunderts vorliegen, lassen sich schon die ersten Anzeichen einer Konzentration des Bergbaues auf das Sattelhöchste des Saarbrücker Kohlengebirges feststellen. Hier hatte sich der Bergbau schon im 18. Jahrhundert zu einem selbständigen zünftigen Kohlengräbergewerbe entwickelt. Die leichte Abbaumöglichkeit der reichen Kohlenlager, die zudem in der engeren Fettkohlenzone noch von besonders guter Qualität sind, begünstigten das ebenso wie die schmale landwirtschaftliche Ernährungsgrundlage der Kohlengebirgszone. Hier war nicht mehr der Bergbau, sondern die Landwirtschaft das Nebengewerbe. Diese Verselbständigung des Bergbaus war natürlich nur möglich durch eine Steigerung des Absatzes über den örtlichen landwirtschaftlichen Bedarf hinaus; als Absatzwege kamen die Landstraßen und die Saar abwärts Saarbrücken in Betracht. Die Kohle wurde zu einer Handelsware. Mit dem Zur-Neige-Gehen der Holzvorräte steigerte sich die Nachfrage als Hausbrandkohle; es nahm ihre Verwendung als Industriekohle zu (Bäcker und Schmiede bedienten sich immer ausschließlich der Steinkohle als Brennstoff); selbst als industrieller Rohstoff (Teer- und Rußgewinnung) fand sie schon im 18. Jahrhundert Verwendung.

Mit dem Übergang der Gruben in den Besitz des Staates in dem wichtigsten Territorium, das an den Steinkohlenfeldern Anteil hatte, in Nassau-Saarbrücken, begann eine plärrigere Ausbeutung der Kohlenlager. Diese hatte nicht nur eine zunehmende Konzentration des Bergbaus auf die zentrale Kohlengebirgslandschaft zur Folge, sondern der Staatsbergbau räumte auch immer mehr mit den Überresten des früheren Splitterbetriebes aus der Zeit der Bauernden auf und beschränkte sich auf den Betrieb einer Reihe wichtiger Gruben. Auf den ersten Blick scheint die *Standortkarte für das Jahr 1813* (Tafel 25c) in der großen Zahl von Gruben zwar noch den Zustand des alten, weit zerstreuten Zwerghesitzes zu betonen. Aber bei Berücksichtigung der sehr unterschiedlichen Förderung der Gruben wird doch die Zusammendrängung des Kohlenbergbaues offenbar. — Auf den über die Kohlenzone im weitesten Sinne ausgedrehten Bauernden wurden noch immer die zutage tretenden Flöze und Flözchen wahl- und planlos abgebaut. Recht ähnlich war auch noch der Betrieb auf den kleinen staatlichen Landgruben der Außenzone, wie Illingen, Wahlschied, Güchenbach und Rittenhofen, bei denen sich der Kohlenabsatz nur in den engsten Grenzen der nächsten landwirtschaftlichen Umgebung abspielte. Ein ganz anderes Bild zeigt uns dagegen der Bergbau in der zentralen Kohlengebirgslandschaft; hier sind bei vorteilhaften Abbaubedingungen, günstiger Verkehrslage und Absatzmöglichkeiten eine Reihe von bedeutenden Gruben entstanden. Diese lassen sich zu drei besonderen Kohlenbergbaubezirken zusammenfassen. Im südwestlichen Teil der Kohlengebirgslandschaft hebt sich längs der Saar der eine Flügel heraus; der Neunkirchener Bezirk ist der nordöstliche Gegenflügel, und dazwischen liegt um Dudweiler, Sulzbach und St. Ingbert das Mittelstück. Die am weitesten gegen NO vorgeschobene Grube Wellesweiler hatte bei besonders günstigen Abbaumöglichkeiten einen recht bedeutenden Landabsatz in die Rheinpfalz. Die Gruben des Sulzbachtals förderten Kohlen von vorzülicher Qualität, und in diesen besonderen Eigenschaften lag ein Ausgleich für die höheren Frachtkosten, die diese Kohlenbergwerke gegenüber den günstig zur Saar gelegenen Gruben belasteten. In dem Saartalbezirk zwischen Gersweiler und Schwabach ruht im Jahre 1813 der Schwerpunkt des Steinkohlenbergbaus; hier werden in den verschiedenen Gruben zusammen über 40 v. H. der Gesamtkohlenförderung hervorgebracht. Die höchste jährliche Förderziffer erreicht die Grube Gersweiler, die am linken Saartalhang auf dem Klarenthalser Sattel abbaut, mit 14085 t. Unmittelbar an der Landstraße gelegen und kaum 500 m von der schiffbaren Saar entfernt, hatte sie ausgezeichnete Absatzmöglichkeiten. Die Grube Großwald verdankte ihre hohe Förderung ebenfalls der Gunst der saarnahen Lage; sie besaß schon längere Zeit eine eigene Kohlemündelager an der Saar, die an Alter und Bedeutung nur noch von der „Kohlwage“ bei Malstatt, der Saarvaldestelle für die Gruben des Sulzbachtals, übertroffen wurde.

<sup>2)</sup> Die Skizze „Tektonik und Hauptflözgruppen des Saarkohlengebietes“ (Tafel 25a) zeigt zum Unterschied von Tafel 25 das Ausstreichen der Kohlenflözgruppen.

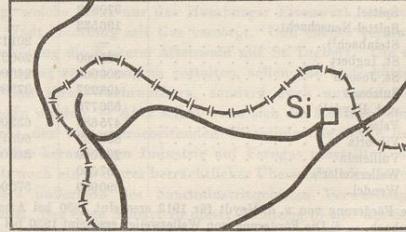
In der weiteren Entwicklung des Saarbergbaues sind bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts grundsätzliche Änderungen im Standortbild der Gruben nicht eingetreten. Die Grundlage der Bergbautechnik war noch immer der Stollenbetrieb, und gerade in der Zeit zwischen 1813 und 1840 sind noch eine ganze Reihe wichtiger Stollengruben neu eröffnet worden. Während bei dem vor allem gegen die Sattelachse hin ziemlich steilen Einfallen der Kohlenflöze der Tagebau eine sehr ungeeignete Form des Kohlenabbaus war, bot sich in dem Stollenbau, wo vom Talhang aus ein Stollen in das Kohlengebirge vorgetrieben wurde, bei fachkundiger Anwendung eine rationelle Abbauart, die einen zwar nicht übermäßig schnellen, dafür aber gleichmäßigen Aufschwung der Steinkohlenförderung ermöglichte. Später als in anderen Kohlenrevieren ist an der Saar die neue Form des Schachtbaues zur Anwendung gekommen; 1840 waren erst drei Gruben an der Saar als Schachtanlagen eingerichtet (Hostenbach, Geislautern, Kronprinz-Schwalbach). Das System des Stollenbaues war in der taldriftsgeprägten Kohlengebirgslandschaft wegen der geringen Abbaukosten sicher am rentabelsten. Aber dem Bergbau war doch eine enge Grenze gezogen, sowohl in seiner räumlichen Ausbreitung als auch in der Steigerung seiner Förderung. Denn mit der natürlichen Wasserhaltung endigte auch der Bergbau über der Talsohle; unter diese vorzustossen, war erst dem Schachtbau möglich. Zugleich ergab sich aus der besonderen Art der Wasserhaltung auch eine enge Bindung der Bergwerke an die Talsohlen. Mit der Gleichtartigkeit in den technischen Grundlagen geht Hand in Hand die unveränderte Beibehaltung der Betriebsform. Der Saarbergbau hielt sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch immer in den Grenzen des Kleinbetriebes. Unverändert blieben auch die in den Verkehrswegen begründeten Absatzformen, der Landabsatz mittels Fuhrwerk auf den Landstraßen und der Schiffsabsatz auf der Saar. — Unsere *Standortkarte für das Jahr 1840* (Tafel 25 d) läßt auf den ersten Blick eine verstärkte Zusammenballung des Kohlenbergbaues zugunsten einer kleinen Zahl leistungsfähiger Gruben erkennen. Mit der Einstellung der kleinen fiskalischen Landgruben (Güchenbach, Rittenhofen, Rußhütte, Wahlschied, Illingen, Kohlwald, Klarenthal und Herchenbach) sowie der Einziehung der privaten Industriegruben, die nur zu einem Teil als Staatsgruben weitergeführt wurden, verschwinden die letzten Reste des früheren Splitterbetriebes. Diese betriebswirtschaftliche Zusammenfassung bedeutete zugleich eine räumliche Konzentration auf die zentrale Kohlengebirgslandschaft; denn die meisten der eingestellten Gruben lagen in der Außenzone. So kommt es, daß der Anteil dieses Randbezirkes der zentralen Kohlengebirgszone von 12,8 v. H. an der Gesamtförderung im Jahre 1813 auf 3,9 v. H. im Jahre 1840 heruntersinkt. Dafür liegt der Schwerpunkt des Bergbaues jetzt ganz einseitig im Saartalbezirk; dieser bringt über die Hälfte der gesamten Steinkohlenförderung hervor. Neue Verladestellen waren in Gersweiler, Hostenbach und Ensdorf entstanden; die Grube Gerhard hatte einen besonderen Schienennetzweg zu der Kohlenniederlage in Luisenthal erhalten. Auch für die wichtigen Fettkohlengruben des Sulzbachtals plante man eine engere Verbindung mit der Saar, entweder durch einen weiteren Schienennetzweg oder durch den Bau eines tiefen „Saarstollens“, dessen Mundloch unmittelbar von der Saar aus mit Schiffen zu erreichen sein sollte. Der Wasserabsatz über die Saar machte in den 30er und 40er Jahren etwa ein Viertel des Gesamtabsatzes aus, und die hohe Förderziffer der Grube Gerhard, die mit ihren 132273 t die anderen großen Gruben um das Dreifache übertraf, erklärt sich aus ihrem bedeutenden Anteil am Wasserabsatz; denn zwei Drittel des gesamten Absatzes über die Saar entfielen damals auf diese Grube.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts liegt ein großer Einschnitt in der Standortsentwicklung des Saarbergbaues. Dieser ist sowohl in der neuen Abbautechnik des Schachtabtriebes als auch in den veränderten Verkehrsgrundlagen begründet. Unsere Karte, die das *Standortbild des Bergbaues für das Jahr 1860* wiedergibt (Tafel 26 a)<sup>3)</sup>, zeigt den Sieg des Tiefbauverfahrens über den Stollenbau. Wir sehen Schachtanlagen auf den alten Stollengruben entstehen (z. B. Dudweiler, Sulzbach, Friedrichsthal, St. Ingbert, Gerhard usw.), wo jetzt auch die unter der Talsohle liegenden Flöze aufgeschlossen werden konnten; und zu diesen kamen noch neue Gruben, wie Reden, Heinitz und v. d. Heydt, die, wenn auch noch als Stollenbau aufgemacht, sehr schnell zum Schachtbetrieb übergingen. Alle diese Gruben waren aber nicht nur Tiefbauanlagen, sie waren auch zugleich Eisenbahngruben. Die erste Bahn durch das Saarrevier, zugleich die erste preußische Staatseisenbahn, schloß die wichtigen Fettkohlengruben des Sulz-

bachtals und den Neunkirchener Bezirk an das neue Verkehrsnetz an; frühzeitig wurden auch die abseits der Saarbrücker Bahn gelegenen Gruben Heinitz und v. d. Heydt durch Zweigbahnen verbunden; und mit dem Bau der Saartalbahn erhielten auch die auf der rechten Saarseite liegenden Gruben Bahnhofslauf. Die neue Technik im Bergbau und die Verkehrsumwälzungen hatten eine sprunghafte Steigerung der Kohlenförderung zur Folge; zu keiner Zeit hat der Saarbergbau wieder eine solche bedeutende prozentuale Zunahme erfahren wie in den Jahren 1850—55. — Der Anteil des Saartalbezirks ist von 51,4 v. H. auf 32,2 v. H. an der Gesamtförderung zurückgegangen. Für den Saartalbezirk hatte, seitdem die Eisenbahnen den Massenverkehr übernommen hatten, der einstige Produktionsvorteil der saarnahen Lage keine Bedeutung mehr. Der Saarabsatz, der noch in den 40er Jahren ein Viertel des Gesamtabsatzes betragen hatte, war auf 3,8 v. H. zurückgegangen. In seiner modernen Wirtschaftsentwicklung war das Saarrevier ein Kind der Eisenbahnen, und es wird deshalb die Überflügelung des Saartalbezirkes durch den Dudweiler, St. Ingbert und den Neunkirchener Bezirk verständlich. Infolge der veränderten Verkehrsgrundlagen und der gesteigerten Koksnachfrage seitens der Eisenindustrie verlagerte sich der Schwerpunkt des Bergbaues in die am frühesten durch Eisenbahnen aufgeschlossene Bergbauzone der Fettkohlenflözüge. — Mit dem Schachtbetrieb war der Bergbau nicht mehr an die Teile der Kohlengebirgslandschaft gebunden, wo die Kohlenflöze zutage austreten. Auf diese Weise wurde auch eine für die weitere Entwicklung wichtige Erweiterung der Bergbaubasis durch einen neuen Bergbaubezirk an der saarländisch-lothringischen Grenze ermöglicht. Als Frankreich 1815 endgültig auf die napoleonischen Eroberungen und damit auch auf das Saarrevier verzichtete, konzentrierte sich sein bergmännisches Interesse auf das lothringische Grenzgebiet. Wenn auch schon 1817 durch Bohrungen die Fortsetzung des Saarkohlengebirges jenseits der preußischen Grenze auf lothringischem Boden festgestellt war, bis zur ersten Kohlenförderung sollte es noch 40 Jahre dauern. Die Schwierigkeiten bei der Durchteufung des Deckgebirges bewältigte erst die neue Bergbautechnik. 1856 kam im Felde Schönecken, das die Wendel gehörte, der erste Schacht St. Karl in Betrieb. Die Vollendung der Bahn Forbach-Metz im Jahre 1852 kam der neuen Anlage sehr zugute und bot einen Ausgleich für die Produktionsnachteile, die im Vorhandensein des Deckgebirges und der ungünstigen Wasserverhältnisse der Deckschicht lagen.

Mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes büßte der Faktor der Verkehrsfrage immer mehr seine ausschlaggebende Bedeutung als Produktionsvorteil ein. Dagegen übten in verstärktem Maße besondere Eigenschaften der Kohle ihre Anziehungs Kraft aus. Durch den gesteigerten Industriedemand wuchs vor allem die Nachfrage nach Fettkohle, die als Gas- und Kokskohle allen anderen Kohlensorten überlegen war. Die Sulzbacher Schichten, die nördliche Gruppe des Fettkohlenzuges, stehen daher im Mittelpunkt des bergbaulichen Interesses. Sie werden nicht nur auf dem zutage tretenden Streifen des Fettkohlenzuges auf den alten Gruben des Dudweiler-St.-Ingbert und des Neunkirchener Bezirk abgebaut, sie werden auch noch als Liegends des unteren Flammkohlenzuges im Tiefbau erschlossen. Dieser Möglichkeit verdankten die Fettkohlenzechen des Fischbachtals Brefeld, Camphausen und Maybach sowie die Gruben Jägersfreude, Reden und Kohlwald, dem als Fettkohlengrube wieder aufgelebten alten Bau, ihre Entstehung. Außerhalb des Saarbrückener Hauptstalls wird die Fettkohle noch auf dem Klarenthal Spezialstall und an der saarländisch-lothringischen Grenze auf dem Simonsstall von den Gruben Velsen, St. Karl und St. Joseph abgebaut. Der Zweitteiligkeit der Flammkohlenpartien (liegender und hangender Flammkohlenzug) auf der

zur deutsch-französischen Grenze fälsch gezeichnet. Die richtige Führung der Bahn und die richtige Lage des Schachtes Simon (Si) zeigt die untenstehende Skizze.



Außerdem muß der auf der Karte 26a im Felde Schönecken eingetragene de Wendelsche Schacht an der Stelle liegen, wo auf den Teilkarten b und c der Schacht Charles (Cha) eingetragen ist.

zentralen Kohlengebirgslandschaft entspricht die zweireihige Anordnung der Schachtanlagen; auf dem liegenden Flammzug liegen die Gruben Rudolf, v. d. Heydt, Friedrichsthal, Kohlwald und Frankenholz, auf dem hangenden Hostenbach, Viktoria, Göttelborn und Itzenplitz. Der sogenannte Magerkohlenzug wird nur auf Schwalbach und Dilsburg abgebaut. Die nicht Fettkohle fördernden Schächte an der lothringischen Grenze bringen Kohle der beiden Flammkohlenzüge zutage. — Unsere Standortskarte für das Jahr 1913 (Tafel 26 b) zeigt gegenüber dem Jahre 1860 die gewaltige Steigerung der Kohlenförderung, von 2225000 t auf 18401000 t, sowohl in der Zunahme der Förderung der einzelnen Gruben als auch in der Zunahme der Gesamtzahl an Kohlengruben\*). Eine weitere Verbreiterung der Kohlenbasis an der Saar war die Folge dieser Entwicklung. Der Anteil des Saartalbezirk an der Gesamtförderung weist einen weiteren Rückgang auf. Aber auch die beiden auf dem Sattelkern erwachsenen Kohlenbezirke, der Dudweiler-St.-Ingberter und der Neunkirchener Bezirk, konnten trotz der neuen Gruben im Fischbachtal und der neuen Tiefbauschächte um Neunkirchen ihren früheren prozentualen Anteil nicht beibehalten. Das alte Grubengebiet war nicht mehr im gleichen Maße ausbaufähig wie die jungen Bergbaugebiete. Hier wächst der Anteil des saarländisch-lothringischen Grenzkohlenbezirkes von 2,7 v. H. auf 25,7 v. H. der Gesamtförderung an. Während der Dudweiler-St.-Ingberter Bezirk seine Kohlenförderung zwischen 1860 und 1913 noch um das Sechsfache steigern konnte, weist der Grenzkohlenbezirk in der gleichen Zeit eine 80fache Zunahme auf. Außer der Wendel beteiligten sich die Saar-Mosel-Bergwerks-Gesellschaft und die mit elässischem Kapital gegründete Grube La Houve an der Gewinnung des lothringischen Kohle. Im Gegensatz zu dem fast ausschließlich staatlichen Bergbau im Saarrevier waren also in Lothringen private Bergwerksunternehmungen die Träger der neuen Entwicklung; hier herrschte der Typ der Hüttenzeche vor, die im Saarkohlengebiet die Ausnahme bildet (Hütte Hostenbach, die sich im Besitz der Völklinger Hütte befand).

\* ) Liste der abgekürzten Grubennamen und der Fördermengen (Bruttozahlen) der Gruben für 1913 und 1930 (zu Tafel 26 b und c).

Abkürzung	Grubennamen	Förderung 1913	Förderung 1930
Alt	Altenwald.	826830	565228
Am	Ameling <sup>1)</sup>	—	180704
Bre	Brefeld.	439765	462331
Bex	Bexbach <sup>2)</sup>	175000	235410
Bild	Bildstock.	—	888935
Camp	Camphausen	518976	885959
Cha	Charles.	445000	(360000) <sup>3)</sup>
De	Dechen.	572545	633599
Dils	Dilsburg.	58972	175017
Dud	Dudweiler.	925654	689850
Du	Duhamel.	—	404582
Frank	Frankenholz.	416673	588081
Fried	Friedrichsthal	422483	336832
Gar	Gargan.	470000	590000
Ger	Gerhard.	265706	—
Göt	Göttelborn.	617703	481939
Griesb	Griesborn <sup>4)</sup>	—	391947
Heil	Heiligenbronn.	—	267070
Hein	Heinitz.	974332	904589
Host	Hostenbach	194458	122994
Itz	Itzenplitz.	545361	322254
Jäg	Jägersfreude	269743	781569
Kla	Klarenthal	420226	370283
Kö	König.	551172	487117
Kol	Kohlwald.	499541	474284
La H	La Houve.	400000	1003901
Luis	Luisenthal <sup>5)</sup>	—	317342
May	Maybach.	730844	863439
Merl	Merlenbach	851391	1364263
Pey	Peyrimhoff	—	750683
Red	Reden.	1175497	537901
Reu	Reumeaux	—	1227078
Rud	Rudolf <sup>6)</sup>	299300	—
Schwa	Schwalbach <sup>7)</sup>	522245	—
Si	Simon.	580000	840000
Spit	Spittel.	370842	—
Spit-N	Spittel-Neuschacht.	196523	—
Stein	Steinbach <sup>8)</sup>	—	201170
St. I	St. Ingbert	325000	260211
St. J	St. Joseph	306000	240000
Sul	Sulzbach.	498227	873891
v. d. H.	v. d. Heydt <sup>9)</sup>	536778	—
Vel	Velsen.	475683	632007
Vik	Viktoria.	859269	603137
Vui	Vuillemin.	236000	310000
Wel	Wellesweller <sup>10)</sup>	37660	—
Wen	Wendel.	390000	570000

1) Die Förderung von v. d. Heydt für 1913 erscheint 1930 bei Ameling und Steinbach. — 2) Die Förderung von Wellesweller erscheint 1930 bei Bexbach. — 3) Da durch das Grubenunglück 1930 keine Kohle gefördert wurde, ist zum Vergleich die Zahl für 1929 angegeben. — 4) Schwalbach erscheint 1930 unter dem Namen Griesborn. — 5) Rudolf erscheint 1930 unter dem Namen Luisenthal.

In der Nachkriegszeit (Tafel 26 c) wird die Standortsentwicklung des Bergbaus an der Saar durch den großartigen Aufschwung der lothringischen Gruben beherrscht. Während die Steinkohlenförderung des Saarreviers stehen geblieben ist (1913 und 1930 13,2 Mill. t), hat der lothringische Bergbau zwischen 1913 und 1930 eine Produktionssteigerung von 60,6 v. H. erfahren, von 3,8 Mill. t auf 6,1 Mill. t. Der Unterschied zwischen dem Staatsbergbau der Saar und dem Privatbergbau Lothringens erfolgt infolge der neuen Grenzziehung durch den Gegensatz zwischen dem deutschen Bergbau der Saar und dem französischen Lothringen eine Vertiefung. Der lothringische Steinkohlenbergbau wird vom amtlichen Frankreich aus politischen Gründen sehr gefördert; mit seiner Hilfe soll die ostfranzösische Wirtschaft weitgehend vom Bezug fremder Brennstoffe unabhängig gemacht werden. Dadurch entsteht dem Saarbergbau unmittelbar neben der Grenze ein gefährlicher Nebenbahnhof auf den westlichen Märkten. Trotz der bemerkenswerten Steigerung der lothringischen Kohlenförderung sind aber noch keine wesentlichen Veränderungen in dem Standort der Kohlengruben eingetreten, und diese Beständigkeit des Standortes erklärt sich aus den besonderen Lagerungsverhältnissen der Kohlenflöze im Grenzkohlenbezirk. Der Bergbau auf dem lothringischen Hauptsattel wird durch das diskordant auflagernde, nach W immer mächtiger werdende Deckgebirge der Trias erschwert. Da Buntsandstein und Muschelkalk beide wasserdrücklich sind, die stark konglomeratische des Buntsandsteins über dem wenig durchlässigen Karbon dagegen einen wassertragenden Horizont bildet, so macht der große Wasserandrang die Wasserhaltung des Bergbaus sehr schwierig. Es wird daher verständlich, daß sich der lothringische Bergbau unmittelbar an der Grenze konzentriert. Denn hier ist bei geringerer Mächtigkeit des Deckgebirges auch mit einem geringeren Wasserzufluß zu rechnen; zudem ist auch das Schachtabteufen leichter und billiger. Außerdem lockte gerade hier eine besonders gute Fettkohle, mit der im Inneren Lothringens, wenigstens nach unserer heutigen Kenntnis, nicht gerechnet werden kann. Längs der ganzen Warndtgrenze reihen sich denn auch von Kreuzwald über Karlingen, Spittel, Heiligenbronn und Merlenbach bis in die Gegend von Klein-Rossegn die Kohlengruben der privaten lothringischen Bergwerksgesellschaften auf, die hier überall mit den preußischen Grubenfeldern marktscheiden. Die lothringischen Gesellschaften bauen seit ihrem Bestehen auf Flözen, die aus dem Saargebiet nach Lothringen hinüberstreichen. Nun haben sich in der Nachkriegszeit sowohl die Wendel als auch die Saar- u. Mosel-Bergwerksgesellschaft von der französischen Grubenverwaltung, der augenblicklichen Besitzerin der Saargruben (bis 1935), im Anschluß an ihren Bergwerksbesitz auch jenseits der Grenze im Warndt, also auf saarländischem Boden, Grubenfelder verleihen lassen (Saar u. Mosel das Feld Karlshann; die Wendel das Feld Emmersweiler). Von den beiden unmittelbar an der Grenze gelegenen Schächten aus, dem ehemaligen Wetterschacht August Thyssen, heute Peyrimhoff genannt, und der neuen Schachtanlage Reumeaux (Abb. 61), hat „Saar u. Mosel“ die politische Grenzedurchörtert und baut mit Genehmigung der französischen Bergwerksverwaltung unterirdisch vom lothringischen Boden aus die wertvollen Fettkohlenflöze des Warndtes ab. Von der Gesamtförderung von Saar u. Mosel im Jahre 1930 mit 3009108 t sind 1646655 t (54,7 v. H.) aus dem Pachtfeld gefördert worden; das ist also Warndtkohle, die dem staatlichen Kohlenbergbau der Saar auf diese Weise verloren geht. Die lothringischen Gesellschaften sind damit in die wichtige Kohlenreserve des preußischen Staatsbergbaues eingebrochen, die absichtlich geschnitten worden war. Nur die Grube Velsen, die im Jahre 1902 eröffnet worden ist, hat bis jetzt mit dem Abbau des Warndtkohles begonnen. Die Bedrohung des deutschen Besitzes im Warndt bedeutet vor allem eine Gefahr für die Zukunft des Staatsbergbaues auf Fettkohle, d. h. auf die Kohlemart, die am wertvollsten und am verwendungsfähigsten ist. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß im Endkampf Frankreichs um die Saar der Warndt das politische und wirtschaftliche Hauptziel sein wird.

#### c) Kokserzeugung und Energiewirtschaft auf der Steinkohle

Zu den Tafeln 26 d und 27

Von Hermann Overbeck

Wichtige Fragen der Kohlenwirtschaft an der Saar werden auch mit der Behandlung der Kokserzeugung und der auf der Kohle fußenden Energiewirtschaft (Elektrizitäts- und Ferngasversorgung) angeschnitten. Diese ergänzt nicht nur die Standortsuntersuchung des Kohlenbergbaus, sondern sie liefert auch einen wichtigen Beitrag zu dem Absatzproblem der Steinkohle. — Anlaß zur Verkokung der Kohle boten an der Saar, zum Unterschied z. B. von dem holzarmen England, Versuche, die Kohle auszulaugen,

um Öl oder Teer aus der Kohle zu ziehen. Die Ruhhütten, wie sie genannt wurden, sind nichts anderes als die Vorläufer der modernen Nebenproduktengewinnung und der chemischen Industrie. Seit 1788 wurde auf der Grube Dudweiler ständig Koks hergestellt, und lange Zeit war dort die einzige Kokerei an der Saar. Die Nachfrage nach Koks seitens der Saareisenhütten, der wichtigsten Abnehmer, war noch sehr gering, da bis weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein an der Saar die Verhüttung des Eisens im Holzkohlehochofen üblich war. Frühzeitiger dagegen und recht bald in größerem Umfang entstand Bedarf danach bei den lothringischen Eisenhütten, die durch die Waldarmut des Landes viel früher zur Verwendung des Kokses im Eisenhüttenprozeß gezwungen waren. — Aber eine wesentliche Steigerung der Koksproduktion und damit verbunden auch eine räumliche Erweiterung durch die Gründung neuer Kokereien erfolgte erst in den dreißiger Jahren und war die Folge eines schnell wachsenden Koksbedarfes der Saareisenindustrie selbst (Tafel 26d). Infolgedessen entstanden neue Kokereien auf den Gruben Wellesweiler, Sulzbach und Altenwald. Zwar nur die Kohlen der Fettkohlengruben erwiesen sich zur Herstellung eines einigermaßen brauchbaren Kokses als geeignet, und deshalb war bis in die sechziger Jahre die Bindung der Kokereien an den Fettkohlenflöz das hervorstechendste Standortmerkmal. — Mit dem Bau der Eisenbahnen nahm gleich der Steinkohlenförderung auch die Kokserzeugung einen gewaltigen Aufschwung. Jetzt kam es auch zur Gründung von Privat-Koksanstalten, und durch sie wurden die staatlichen Kokereien immer mehr zurückgedrängt, vor allem nachdem die großen Hüttenwerke eines nach dem anderen sich eigene Kokereien schufen (St. Ingbert 1856, Burbach 1857, Dillingen 1869, Neunkirchen 1872, Halberg 1874, Völklingen 1898, das schon eine alte Privatkokerei in Altenwald betrieb). Als einzige staatliche Kokerei erhielt sich die Anlage der Grube Heinitz. Infolge dieser Entwicklung ist eine bemerkenswerte Verschiebung im Standort der Kokereien von den Fettkohlengruben zu den Hüttenwerken eingetreten. Den Ausschlag für den Standort gab nicht mehr wie früher der Rohstoff, die Fettkohle; sondern die neuen Kokereien waren verbrauchsorientiert. — Mit dem Aufschwung des saarländisch-lothringischen Grenzkohlenbezirkes hat auch die Kokserzeugung auf lothringischem Boden Fuß gefaßt. Im Jahre 1909 eröffnete die Bergwerksgesellschaft Saar u. Mosel eine Kokerei bei Spittel-Neuschacht, die mit Anlagen zur Nebenproduktengewinnung verbunden war. Der Betrieb war von Anfang an auf Fernabsatz angewiesen und dessen Richtung durch die Nachbarschaft zu dem lothringischen Eisenhüttengebiet bestimmt. 1912 ging auch die Wendel zur Kokserzeugung über. Seine Anlage wurde zu Roßlingen bei Moyeuvre errichtet, wurde also als Hüttenkokerei aufgemacht, die die Fettkohlen der Gruben Karl und Joseph verwertet. Dieses Beispiel hat nach dem Kriege Schule gemacht, und neue Hüttenkokereien sind in Diedenhofen im Anschluß an die ehemalige Röchlingsche Karlschütte und in Hagendingen in Verbindung mit der früheren Thysenschen Hütte entstanden. Diese Tendenz zur Errichtung eigener Kokereien im Minettebezirk, die in gleicher Weise auch in Französisch-Lothringen (Département Meurthe-et-Moselle) zu beobachten ist, hat zum Ziel, sich von ausländischem Koks unabhängig zu machen. — Leider ist der Saarkoks und ebenso auch der lothringische Koks, der im besten Falle einem Saarkoks mittelmäßiger Qualität entsprechende Eigenschaften hat, nur von geringer Güte. Die Fettkohle ist sowohl durch ein geringes Koksaustraggen, zwar zugunsten eines höheren Gehaltes an flüchtigen Bestandteilen, als auch durch die Brüchigkeit des erzeugten Kokses zur Verkorkung nicht sehr geeignet. Alle Versuche, die schon seit den ersten Anfängen der Kokserzeugung an der Saar zu einer Verbesserung des Saarkokses gemacht worden sind, laufen darauf hinaus, als Zusatz ein aus der Saarkohle selbst erzeugtes Magerungsmittel zu gewinnen, um auf diese Weise von dem Bezug fremder Kohle oder Kokes (vor allem gilt das von der Ruhr) unabhängig zu werden. Am wichtigsten könnte bei diesem Versuchen ein neuerdings angewandtes Verfahren zur Koksherstellung werden, bei dem ein aus der einheimischen Flammkohle gewonnener Halbkoks als Magerungsmittel Verwendung findet. Damit wäre auch eine Förderung des brennendsten Absatzproblems des Saarkohlenbergbaues verbunden, das darin besteht, den Abnehmerkreis für die Flammkohle zu erweitern.

Im gleichem Sinne könnte auch eine Erweiterung der Elektrizitätserzeugung eine Absatzsteigerung für die Kohlensorten minderer Qualität im Gefolge haben. Die deutsche Elektrizitätswirtschaft, die noch vor zwei Jahrzehnten durch eine Vielzahl kleiner Elektrizitätswerke von örtlicher Bedeutung charakterisiert war, tritt uns heute als eine zusammengefaßte Großraumwirtschaft entgegen. Die kleinen Elektrizitätswerke sind durch Überlandzentralen und Großkraftwerke ersetzt worden; die lokalen Versorgungsgebiete sind

großen Elektrizitätsreichen gewichen. Im Rheinstromgebiet liegen die Hauptzentren der Elektrizitätserzeugung im niederreinischen Braunkohlengebiet und in Süddeutschland, wo die Wasserkraftwerke des Schwarzwaldes und am Hochrhein den Strom liefern. Dazwischen finden sich an Rhein und Main einige Steinkohlenkraftwerke, die ihre Kohle auf dem Wasserwege beziehen. Die wichtigsten Elektrizitätsgesellschaften sind das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk, die Pfalzwerke und das Badenwerk (Tafel 27b). Im Saarindustriegebiet, das abseits der Großkraftstraße am Rhein liegt, hat der politische Abschluß den überlebten Zustand mit einer Vielheit recht planlos nebeneinander liegender Kraftzentralen und einer Zerrissenheit in der Stromverteilung länger bewahrt, und eine vollständige Abkehr von der Zersplitterung früherer Zeiten wird erst mit der Einordnung in die großen Stromverteilungssysteme des rheinischen Deutschlands nach 1935 möglich sein (Tafel 27a). An der Saar kommen für die öffentliche Versorgung acht Kraftzentralen in Betracht, von denen das Saarkraftwerk in Mettlach (Abb. 36) ein Wasserkraftwerk ist. Von den Steinkohlenkraftwerken sind vier Grubenzentralen, nämlich Fenne, Luisenthal (Abb. 34), Heinitz und die Weiherzentrale bei Götterborn, während die übrigen (Homburg, Wehrden und Saarlouis) kommunale Betriebe sind. Zu diesen kommen noch die Gaskraftwerke der Hütten, die jedoch für die allgemeine Versorgung mit Elektrizität ausfallen. Erwähnt werden muß auch noch das lothringische Kraftwerk Kreuzwald der Grube La Houve, das das Röhrenwerk Boux mit Strom versorgt; außerdem kann die Vereinigte Saar-Elektrizitäts-AG. in Störungsfällen von dort Strom beziehen. Als ein erster Schritt auf dem Wege zu einem Zusammenschluß und als Abkehr vom alten Zustand der Zersplitterung kann die Gründung der Vereinigten Saar-Elektrizitäts-AG. gewertet werden. Eine einheitliche starke Saar-Elektrizitätswirtschaft ist aber doch nur lebensfähig, wenn sie aus ihrer Lage zwischen den Braunkohlenkraftwerken des Niederrheins und den Wasserkraftwerken des Oberheins und des Alpengebietes die richtige Folgerung zieht und den Anschluß findet an die große Nord-Süd-Kraftstraße, die in der Richtung der Rheinlinie verläuft. Der geographischen Lage des Saarindustriegebietes wird die Lösung am gerechtenen, die von einer Zentralstation im Herzen des Industrievieres zum Zwecke der Stromausfuhr zwei Hauptleitungen vorsieht, von denen die eine über Mettlach die Verbindung mit dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk und die andere in östlicher Richtung über Homburg den Anschluß an die Pfalzwerke sucht (Tafel 27b). Auf diese Weise ist die Saar-Elektrizitätswirtschaft mit der Großkraftstraße am Rhein verknüpft und wird in dieser Einordnung zumindest eine wichtige Rolle als Zubringer von Spitzenstrom spielen können. Denn es darf nicht verkannt werden, daß die Zukunft in der Elektrizitätswirtschaft nicht den Kohlenrevieren gehört, sondern sich auch in Deutschland der Schwerpunkt der Krafterzeugung nach der Wasserkraft verlagert.

Um so wichtiger werden die Pläne der Saarwirtschaft, über die Ferngasversorgung neue Verwertungsmöglichkeiten für die Saarkohle zu finden (Tafel 27c). Als Gaslieferanten kommen vorerst nur die Hüttenkokereien in Betracht; später wird auch der staatliche Bergbau als Lieferant hinzutreten. Diese Hüttenkokereien verfügen heute über beträchtliche Gasüberschüsse, da einmal der Eigenverbrauch der Kokereien an Gas durch eine fortschrittliche Wärmetechnik von 60 v. H. auf 25 v. H. zurückgegangen ist und außerdem mit der in der Nachkriegszeit durchgeföhrten Erweiterung der Roheisenerzeugung an der Saar auch eine Steigerung der Koksproduktion notwendig wurde. So könnten heute schon über 100 Mill. cbm Gas von den Hüttenkokereien für den Absatz zur Verfügung gestellt werden, und bei normalem Wirtschaftsgang ist sogar sicher mit 300 Mill. cbm zu rechnen. Als Abnehmer dieses Gasüberschusses kommt natürlich an erster Stelle das Saarindustriegebiet selbst in Frage, die Industriewerke, die sich auf Gasfeuerung umstellen müßten, und die gasverbrauchenden Städte. So besteht eine Leitung von Neunkirchen nach Homburg, welche nicht nur das Homburger Eisenwerk, sondern auch die Stadt Homburg mit Gas versorgt. Und ebenso verbindet eine Fernleitung die Kokerei Altenwald mit St. Ingbert. Um die Gasversorgung zuverlässig zu gestalten, sollen alle Lieferhütten nicht nur mit ihren Verbrauchern, sondern auch untereinander verbunden werden. — Aber selbst wenn sich die Mehrzahl der großen Werke der weiterverarbeiteten Eisenindustrie sowie der Glas- und der keramischen Industrie auf Ferngas umstellen, so bliebe doch noch ein weiterer beträchtlicher Überschuß, der durch Fernabsatz außerhalb des Saarindustriegebietes Verwertung finden müßte. Der erste Schritt in dieser Richtung diente der Sicherung eines zukünftigen Entwicklungsräumes der saarländischen Ferngaswirtschaft. Denn auch hier machte sich wie im Steinkohlenabsatz und der Elektrizitätswirtschaft die Ruhr als starker Konkurrent

bemerkbar. Es kam zu einem Abkommen, das der Saar als alleiniges Belieferungsgebiet den Regierungsbezirk Trier, Birkenfeld und die Pfalz zuwies, in dem rhein-mainischen Teil des Gemeinschaftsgebietes der Saar einen Anteil von 40 v. H. zusprach und für Baden und Württemberg ein Vorbelieferungsrecht für die Saar zuerkannte. Auf diese Weise ist das Saarindustriegebiet auch in die rheinische Ferngasversorgung eingegliedert worden. Doch vorerst ist sehr vieles noch Zukunftsmusik. Beurteilte die Ferngasgesellschaft Saar anfangs die Ausdehnung saarabwärts in der Richtung auf Trier günstiger, falls die keramischen Werke sich auf Gasfeuerung umstellen, so sind in jüngster Zeit die Aussichten für einen Anschluß der Pfalz an die Saar-Ferngasversorgung die besseren. In der Vorderpfalz wurden Pläne laut, durch ein Gruppen-gassystem, bei dem allein die leistungsfähigsten Gaswerke bestehen bleiben sollten, einen Ausbau der Gasversorgung der Pfalz zu erreichen. Hier schlägt nun die Ferngasgesellschaft Saar unter günstigen Bedingungen einen Anschluß an das Saarindustriegebiet vor. Von Homburg soll über Kaiserslautern eine Hauptgasleitung nach Dürkheim und von da weiter südlich bis Landau, nördlich bis Grünstadt und östlich bis Ludwigshafen gebaut werden und eine weitere Hauptleitung über Zweibrücken nach Pir-

masens. Das Endziel bestände darin, den ganzen Gasbedarf der Städte der Pfalz auf diese Weise mit Saar-Ferngas zu befriedigen. Mit dem Ausbau des Hauptstranges nach Ludwigshafen wäre zugleich der Anschluß an die Rheinlinie gefunden und von hier aus ein günstigerer Stützpunkt für eine Erweiterung des Ferngasnetzes nach Südwestdeutschland, nach Baden und Württemberg, gegeben. Die geplante Hauptferngasleitung kann dabei an die historische Absatzrichtung der Saarwirtschaft nach Süddeutschland anknüpfen. (Vgl. S. 19f. des einleitenden Textes).

#### Schrifttum

- Capot-Rey, R.:* Quand la Sarre était française. Paris 1923.  
*Hafslacher, A.:* Geschichtliche Entwicklung des Steinkohlenbergbaus im Saargebiet. (Der Steinkohlenbergbau des preußischen Staates in der Umgebung von Saarbrücken, 2. Teil, Berlin 1904.)  
*Herr, G. u. Jahns, H.:* Die Kohlenlagerstätten und der Bergbau an der Saar. (In: Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme, Saarbrücken 1929.)  
*Krämer, W.:* Geschichte des Steinkohlenbergbaus zu St Ingbert. (Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Bd. IX, Speyer 1930.)  
*Schmid, Fr.:* Der Saarkohlenbergbau in Lothringen. Diss. Straßburg 1914; außerdem in: Bergwirtschaftliche Mitteilungen, 5. Jahrh., 1914.  
 Der Steinkohlenbergbau des preußischen Staates in der Umgebung von Saarbrücken. Teil I von A. Prietze, Leppla usw., Berlin 1904.

## 16. Die Industrien des Saarreviers

Zu den Tafeln 24, 28, 29, 30 und 31

Von Hermann Overbeck

### a) Die Eisenindustrie

Zu den Tafeln 28, 29 und 30

Neben dem Steinkohlenbergbau bestimmt die Eisenindustrie den Wirtschaftsaufbau der Saar am stärksten. In ihrer Konzentration auf das Steinkohlenrevier leuchtet zugleich die wichtige Standortsbindung durch, die für die Großeisenindustrie der Gegenwart bestimmd geworden ist. Das war aber nicht immer so. Wenn wir die Wurzeln der Saareisenindustrie freilegen und ein Bild der älteren Zeit gewinnen wollen, so muß als Ausgangsgebiet ein größerer Raum, die Saar-Hochwaldregion, gewählt werden, die außer den Eisenindustriestätten des heutigen Saargebietes und des an dieses westlich angrenzenden Saar-Lothringens auch die alten Hütten des Hochwaldes umfaßt. — Urkundliche Nachrichten über eine Eisenindustrie des Saar-Hochwaldgebietes sind erst aus dem 15. Jahrhundert bekannt; aber der Ursprung dieser Industrie reicht viel weiter zurück. Haftete damals diesen „fliegenden Eisenhütten“ noch der Zug eines bodenvergänglichen Gewerbes an, das keine selbständige wirtschaftliche Rolle spielte, sondern nur von Bauern im Nebenerwerb betrieben wurde, so hoben sich um 1600 schon die späteren Eisenindustriebezirke in ihren ersten Anfängen heraus (vgl. die roten Zeichen auf Tafel 28a). Diese auffällige Standortskonstanz der vielen über das weite Gebiet verstreuten Eisenhütten, die sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten hat, liegt in ihrer Gebundenheit an die örtlichen natürlichen Produktionsfaktoren, an Erz, Holz und Wasser, begründet. Eine Zusammendrängung der damaligen Werksanlagen, ähnlich wie bei der heutigen Großeisenindustrie, war bei der Beschränktheit der örtlichen Rohstoff- und Kraftquellen unmöglich. Schon wegen der schwachen Wasserkraft der Bäche war die Streulage das Gegebene. Auch gefährdet eine größere Zahl von Eisenwerken auf zu engem Raum die Holzversorgung. Vor allem aber wird die Streulage erklärlich aus dem verstreuten Vorkommen der Eisenerze. Denn groß ist die Zahl der in unserem Gebiet auftretenden und in der ältesten Zeit auch ausgebeuteten Eisensteinvorkommen (vgl. die Eisenerzbezirke auf Tafel 28a). Durch Vielseitigkeit ihrer Erze zeichnete sich das Kohlengebirge aus, wo neben Toneisensteine und tonigen Roteisensteine untergeordnet auch Brauneisensteine und Sanderze gefördert wurden<sup>1)</sup>. Demgegenüber sind die anderen Erzbezirke durch das Vorkommen einer einzigen Erzart gekennzeichnet. Der Lebacher Erzbezirk auf dem Südfügel der Rotliegendenmulde verdankt seine Bedeutung den Sphärosideriten<sup>2)</sup> vom Lebacher Erztypus, deren Eisengehalt zwar sehr gering ist (25 v. H. durchschnittlich), die aber wegen der Mengen, in denen sie hier auftreten, lange Zeit den Abbau sehr lohnend machten. Die Lebacher Erzläger dienten nicht nur den in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft erwachsenen Hütten, sondern sie haben für die Eisenindustrie der ganzen Kohlengebirgszone als wichtige Erzquelle hervorragende Bedeutung

<sup>1)</sup> Roteisenstein ( $Fe_2O_3$ ), Brauneisenstein ( $Fe_2O_3 + H_2O$ ), Toneisenstein = Eisenspat ( $FeCO_3$ ) mit tonigen Beimengungen, Sanderz (Brauneisenstein aus dem Buntsandstein).

<sup>2)</sup> Eine Abart des Eisenspates ( $FeCO_3$ ).

besessen. Auf dem Gegenflügel der Rotliegendenmulde treten die Lebacher Erze in den Hochwaldrandbezirken, dem Otzenhausener und dem Berschweiler Erzbezirk, zutage. Gegenüber diesen Haupterzlagerstätten tritt der Kreuzwalder Erzbezirk auf den Sandenzen im saarländisch-lothringischen Grenzgebiet an Bedeutung ganz zurück. — Jede Hütte hatte ursprünglich nicht nur ihre Wasserkraft und ihre Holzberechtigungen, sondern sie besaß auch in unmittelbarer Nachbarschaft eigene Erzgruben, aus denen sie ihren Hauptbedarf befriedigen konnte. Das war noch eben zu Anfang des 19. Jahrhunderts, und in der Verbreitung der Eisenindustrie um 1815 (Tafel 28a)<sup>3)</sup> fällt auf den ersten Blick die Streulage der Betriebsanlagen auf. Über den ganzen Raum zwischen Mosel, Rhein, Nahe und Saar verteilen sich die kleinen Eisenhütten und -hämmer, und das Bild wird noch eindrucksvoller, wenn wir den Raum um Westlothringen, die Pfalz, Luxemburg und die Südeifel erweitern (vgl. Tafel 29c). Die Streulage ist das typische Merkmal für den Standort der älteren Eisenindustrie. Aber sie ist doch nur ein Zug, wenn auch der wichtigste, im Verbreitungsbild. Schon die Einordnung der einzelnen Werke in verschiedene Eisenhüttenbezirke auf unserer Karte deutet eine gewisse räumliche Zusammenfassung an, und es wiederholen sich in den Eisenhüttenbezirken im großen und ganzen die Eisenerzbezirke, auf die schon hingewiesen wurde. Dabei kann aber von einer Gleichwertigkeit der einzelnen Eisenhüttenbezirke für das beginnende 19. Jahrhundert keine Rede mehr sein, und eine eingehende Standortanalyse kann nicht an der anderen, in die Zukunft weisenden Tatsache vorbeigehen, daß sich ähnlich wie beim Kohlenbergbau deutliche Ansätze zu einer Konzentration der Eisenindustrie auf das Saarrevier feststellen lassen. Das ist der individuelle Zug des Eisenhüttenbezirkes an der Saar, und auch darin hebt sich das Waldland der mittleren Saar schon um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts aus der Reihe der anderen Gewerbemittelpunkte heraus. Die Zahlen in den einzelnen Eisenhüttenbezirken beschäftigten Arbeiter, die für 1815, wenn auch unvollkommen, vorliegen, können diese Ansicht unterstützen. Während im Hunsrück die Arbeiterzahl zwischen 45 und 70 liegt (Hochwaldbezirk 66, Idarwaldbezirk 45, Soonwaldbezirk 70), sind es im Kohlengebirgsbezirk 145 und im Saartalbezirk 209 Arbeiter, die auf den Eisenwerken beschäftigt sind. — Diese offenkundige Bevorzugung der Saargegend kann noch nicht mit dem Zug zur Steinkohle erklärt werden. Denn gerade in den beiden wichtigsten Produktionsvorgängen, der Roheisengewinnung und der Schmiedeeisenerzeugung, hatte die Steinkohle auch an der Saar noch keine Anwendung gefunden.

<sup>3)</sup> Erklärung der Zahlen auf Tafel 28a (Die Eisenindustrie an der Saar und im Hunsrück um 1815). *Rote Zahlen* (Namen der 1815 stillliegenden Werke): 1. Weitersbach, 2. Allenbach, 3. Sensweiler, 4. Dhronecken, 5. Damflos, 6. Ellweiler, 7. Castel, 8. Nunkirchen, 9. Limbach, 10. Erbringten, 11. Illingen, 12. Sulzbach, 13. Burbach, 14. Sensenwerk, 15. Drahtzng. — *Schwarze Zahlen* (Namen der Eisenerzkonzessionen): 1. Erbach, 2. Liebshausen, 3. Rheinböllen, 4. Daxweiler, 5. Dörrenbach, 6. Stromberg, 7. Gräfenbach, 8. Gebroth, 9. Löffelscheid, 10. Berschweiler, 11. Niederwörresbach, 12. Thalfang, 13. Bühlenberg, 14. Schwarzenbach, 15. Marienthal (Otzenhausen), 16. Hubertushütte, 17. Nunkirchen, 18. Lebach, 19. Neunkirchen, 20. St. Ingbert, 21. Fischbach, 22. Geislautern.

Wohl aber lockte hier noch die Hoffnung auf bessere Erze und reichere Holzvorräte. Symptomatisch für diese Einstellung ist das Übergreifen der Familie Stumm, den im Hunsrück beheimateten angesehenen Eisenhüttenbesitzern, an die Saar Anfang des 19. Jahrhunderts durch den Erwerb des Neunkircher und des Halberger Werkes. Hier sprach noch ein weiterer günstiger Standortfaktor, die aufgeschlossene Verkehrslage, mit. Diese galt schon für das damalige Landstraßenetz. Vor allem wurde aber die Nähe eines schiffbaren Flusses zu einem unschätzbaren Vorteil. Die Familie Stumm ist nicht zuletzt dieses Vorteils wegen zu dem Entschluß gekommen, den Schwerpunkt ihres Hüttenkonzernes ins Saarrevier zu verlegen. Denn es ist klar, daß alle Umstellungen in der Eisen- und Stahlerzeugung, die fremdes Erz oder Roheisenbezug zur Voraussetzung hatten, für die verkehrsabgelegenen Hunsrückhütten nicht in Frage kommen konnten. Unter den Eisenindustriebezirken an der Saar nimmt daher, ähnlich wie beim Kohlenbergbau, dieser flußnahen Lage wegen der *Saartalbezirk eine bevorzugte Stellung ein*. Ihn charakterisiert, mit Ausnahme des Halberger Werkes, das nur Gußwaren herstellte, eine vielseitig entwickelte Eisenindustrie mit einem recht modern anmutenden Betriebsaufbau, wie es die Dillingen und Geislauterner Hütte zeigt. Nehmen wir noch die Stahlwerke dieses Bezirkes, wie Goffontaine und Jügersfreude, und die reinen eisenverarbeitenden Werke hinzu, so erscheint die ältere Eisenindustrie des Saartalbezirks in ihrer Vielgestaltigkeit trotz ihrer kleinbetrieblichen Enge als der echte Vorläufer der modernen Großeisenindustrie an der Saarindustriestraße.

Die Konzentration der Eisenwerke auf das Saarkohlenrevier, die sich schon in dem Standortsbild der Eisenindustrie für das Jahr 1815 angekündigt hat, vollendet sich in den nächsten fünfzig Jahren. Sie war die natürliche Folge einer völligen *Umstellung der Eisenindustrie in der Erzversorgung, in der Wärme- und Krafterzeugung (d. h. in der Technik der Eisenverhüttung) und in den Verkehrsgrundlagen*. An Stelle der Landstraßen und einer primitiven Flusschiffahrt treten die Eisenbahnen und der Saarkohlenkanal, und die verkehrswirtschaftliche Überlegenheit des Hüttenbezirkes an der Saar gegenüber den Hochwaldhütten, die schon im Landstraßen- und Flusschiffahrtsverkehr begründet wurde, machte nach dem Bau der Eisenbahnen und des Saarkohlenkanals ein Weiterbestehen der Hochwaldhütten unmöglich. Die gleichen Wirkungen mußten die einschneidenden Umstellungen in der Wärme- und Kraftversorgung ausüben. Um 1810 wurde in der Saareisenindustrie noch die Holzkohle als alleiniger Brennstoff verwendet, und das Wasser der Bäche bot die Antriebskraft für die Hütten und Hämmer; und beide Grundlagen waren abgestellt auf die kleinbetriebliche Technik der alten Eisenhütten. Beim Übergang zu einer großbetrieblichen Form in der Eisenindustrie mußten sich die Unzuträglichkeiten dieser Grundlagen, die schon immer einen regelmäßigen Betrieb erschwert hatten, in so verstärktem Maße bemerkbar machen, daß ein neuer Weg der Wärme- und Krafterzeugung gefunden werden mußte. Dieser bot sich in der Verwendung der *Steinkohle*. Noch Mitte der dreißiger Jahre war als Folge eines besonders trockenen Sommers der Betrieb aller Eisenhütten des Saar-Hochwaldgebietes durch Mangel an Aufschlagwasser stark gestört. Dann folgte aber schon in den nächsten Jahren bei allen Hüttenwerken des Saarreviers die Einführung von Dampfmaschinen an Stelle der unzuverlässigen Wasserkraft. Diese war zudem auch einer Ausdehnung der Betriebsanlagen sehr hinderlich, weil ihre Mehrbelastung recht enge Grenzen gezogen waren. Ins rechte Licht gesetzt wird die standortsbindende Bedeutung der Steinkohle für die Eisenindustrie aber erst, wenn wir auch die unmittelbare Verwendung der Steinkohle als Brennstoff berücksichtigen. In den dreißiger Jahren war die Holznot im Saar-Hochwaldgebiet eine allgemeine Erscheinung und der Übergang zur Steinkohle das einzige Mittel, die Eisenwerke in Betrieb zu halten. So löste sich die Eisenindustrie — und zwar in der für die ganze westdeutsche Eisenindustrie charakteristischen Reihenfolge — zuerst in der zweiten Produktionsstufe, der Herstellung des Stahles, von der Holzkohle los. Nur zögernd und unter allerlei Übergängen gelang es dann, auch die Roheisenherzeugung im Hochofen auf die Steinkohle umzustellen. — Die Verwendung der Steinkohle beim Frischen des Eisens setzte eine ganz neue Technik voraus; sie ist gebunden an die Einführung des Puddelprozesses. Nach Versuchen, die schon 1817 auf dem damaligen staatlichen Eisenwerk Geislautern angestellt worden waren, die aber fehlgeschlagen, gelang der Privateisenindustrie Anfang der dreißiger Jahre die Einführung des Puddelverfahrens, und die Entwicklung der Saareisenindustrie stand in der Zeitspanne 1835—1880 unter dem Zeichen der Puddleisenerzeugung. Das neue Verfahren ermöglichte eine beachtliche Steigerung der Stahlerzeugung; es erwirkte außerdem eine grundsätzliche Standortsverschiebung der Eisenindustrie. Die alten Frischhämmer, die

an Holzkohle und Wasserkraft gebunden waren, zeigen die charakteristische verstreute Lage der älteren Eisennindustrie. Für den Standort der neuen Puddelwerke war die Lage zu den Steinkohlenwerken entscheidend. So finden wir eine auf diese konzentrierte Puddelindustrie. Während sich das Puddelverfahren reibungslos an der Saar einführen ließ, konnte sich die dritte wichtige Umstellung der Eisenindustrie in der Wärme- und Krafterzeugung, die Verwendung des Kokses bei der Roheisenherstellung, nur nach vielerlei Versuchen durchsetzen. Neben den allgemeinen technischen Schwierigkeiten machten sich an der Saar noch die in den Eigenschaften der Saarkohle liegenden besonderen Hemmungen (vgl. S. 81) nachteilig bemerkbar. Das Koksproblem, das sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Saareisenindustrie zieht, hat bis heute noch keine allgemein befriedigende Lösung gefunden.

Nicht weniger umwälzend war die Umstellung der Eisenindustrie in der *Erzversorgung*, deren Ergebnis die völlige Lösung von den einheimischen Eisenerzlagern war. Zwar ist der Stilllegung der Eisensteingruben des Saar-Hochwaldgebietes noch ein letzter Aufschwung des heimischen Erzbergbaues vorausgegangen. Davon legen nicht nur die eifrigsten Bemühungen der Eisenhütten Zeugnis ab, neue Eisensteinkonzessionen zu erwerben, sondern das kann auch durch die tatsächliche Steigerung der Förderung an Eisenerzen belegt werden. Die ältesten, in preußischer Zeit zur Verleihung gekommenen Konzessionen (Tafel 28 b\*) betrafen Eisensteinfelder, die in unmittelbarer Nachbarschaft der Hütten lagen und die ursprünglich ihre Hauptlieferanten waren. Da aber diese Konzessionen nacheinander der Erschöpfung entgingen und in der Nähe der Kohlengrubenzone Erzfelder schon in den vierziger Jahren nicht mehr zu vergeben waren, so waren die Hütten gezwungen, auch weiter entfernt liegende Eisenstein-

\* Erklärung der Zahlen auf Tafel 28 b (die Namen der den einzelnen Hütten gehörigen Eisenerzfelder). Zu Neunkirchen (rote Kreise): 1. Neunkirchener Eisenerzkoncession (rote senkrechte Schraffur), 2. Fischbacher Eisenerzkoncession (rote schräge Schraffur von rechts oben nach links unten), 3. Homburg bei Ruhütte, 4. Marpingen, 5. Tholey (Schönhumes), 6. Furschweiler, 7. Wahlscheid, 8. Spiesen. — Zu Bettingen (Dillingen) (rote Vierecke): 1. Lebacher Eisenerzkoncession (mit schwarz gepunkteter Linie umrandet), die einzelnen Betriebspunkte: a. Greinhof, b. Rümmelbach, c. Dörrenbach, d. Grossbach, e. Distrikts Neuänder, 2. Horst bei Goldbach, 3. Außen I, Außen II, 5. Nunkirchen, 6. Schwalbach, 7. Carl bei Zerf, 8. Haustadt, 9. Kell, 10. Berthold bei Kell, 11. Britten, 12. Schöndorf bei Schillingen, 13. Nalbach, 14. Moritz. — Zu Geislautern (rote Dreiecke): 1. Geislauterner Erzbezirk (rote Kreuzschraffur), 2. Sandhof bei Altforweiler, 3. Itzbach. — Zu St. Ingbert: 1. Sulzbacher Eisenerzbezirk (schwarze Schraffur von rechts oben nach links unten). — Zu Marienhütte (violette Kreise): 1. Eberswald I bei Otzenhausen, 2. Castelergrube am Lehwald bei Castel, 3. Castelergrube am Spiller bei Castel, 4. Eberswald II bei Braunsbach, 5. Erker II bei Sitzerath. — Zu Hubertushütte (violette Dreiecke): 1. Gusenburg bei Hermeskell, 2. Barndenbach, 3. Königsfeld bei Polert, 4. Erker I bei Bierfeld, 5. Oppen, 6. Rappweiler, 7. Moritzsch. — Zu Burbach (schwarze Kreise): 1. Steinbach (St. Wendel), 2. Malstatt-Burbach, 3. Primsweiler, 4. Eppelborn, 5. Limbach (Saarlouis), 6. Limberg bei Wallerfangen, 7. St. Wendel. — Zu Kreuzwald (schwarze Dreiecke): 1. Überherrn, 2. Berus. — Zu Asbach (grüne Kreise): 1. Wahlenau, 2. Costenz, 3. Würrich, 4. Schren, 5. Althay, 6. Hahn, 7. Berschweiler, 8. Niederbörnsbach, 9. Hochscheid, 10. Hundheim, 11. Neue Hoffnung bei Kirn, 12. Hoherathöfe bei Horath, 13. Rudolf bei Treis, 14. Eduard bei Frankweiler, 16. Gustav bei Niederzerf, 17. Udenhausen, 18. Michelbach, 19. Hennweiler, 20. Zilshausen, 21. Marie bei Isch, 22. Beulich, 23. Schönborn bei Kirchberg, 24. Longkamp, 25. Max bei Norath, 26. Halsenbach, 27. Uhler, 28. Adelheid bei Mörsdorf, 29. Reckershäusen, 30. Schneppenbach, 31. Amalie bei Taben, 32. Beurig, 33. Lindenschied, 34. Langenthal, 35. Röthelhausen bei Löffelscheid, 36. Rohrbach, 37. Henau bei Schwarzenbergen, 38. Friedrich Philipp bei Burgen. — Zu Abentheuer (grüne Dreiecke): 1. Schwarzenbach, 2. Sötern, 3. Thalfang, 4. Spiller bei Castel, 5. Louise bei Greimerath, 6. Reinsfeld, 7. Reichenbach. — Zu Gräfenbach (grün Vierecke): 1. Neupfalz bei Spabrücken 2. Altgrube bei Spabrücken, 3. Münchecke bei Spabrücken, 4. Eselsbrück bei Spabrücken, 5. Ippenscheid bei Winterburg, 6. Spall, 7. Gemünden, 8. Sponheim. — Zu Stromberg (blaue Dreiecke): 1. Erbacherkopf bei Genheim, 2. Rabenacker bei Daxweiler, 3. Pfaffenweg und Bauwald bei Daxweiler, 4. Gollenfels bei Dörrenbach, 5. Concordia bei Seibersbach, 6. Renacker bei Seibersbach, 7. Warmsrothergrund bei Warmroth, 8. Elisenhöhe bei Weiler, 9. Göbus bei Hergenfeld, 10. Forsthause bei Daxweiler, 11. Spabrücken, 12. Braut bei Waldgesheim, 13. Buchholz, 14. Roth, 15. Beltheim, 16. Bubach, 17. Bickenbach, 18. Buch, 19. Frankweiler, 20. Monzingen, 21. Mengerscheid, 22. Dellhofen, 23. Schlierscheid. — Zu Rheinböllen (gelbe Kreise): 1. Lindenkopf bei Daxweiler, 2. Dichtelbach bei Daxweiler, 3. Geißelborn bei Rheinböllen, 4. Oppel bei Argenthal, 5. Nenfund bei Argenthal, 6. Merkerei bei Simmern, 7. Vereinigung bei Wieschweiler, 8. Niedergondershausen, 9. Speisnroth bei Castellaun, 10. Morgenröthe bei Boppard, 11. Glückauf bei Bubach, 12. Hausbay, 14. Pfalzfeld bei Lingershain, 15. Laubach, 16. Oberkirchen, 17. Simmern, 18. St. Goar, 19. Struth bei Wiebelsheim, 20. Rheinböllen, 21. Erbach bei Perscheid, 22. Nonnweiler, 23. Laudert, 24. Naunhausen bei Frohnhofen, 25. Schwarzenberg, 26. Gödenroth, 27. Castellaun, 28. Riegenroth, 29. Würscheheim. — Zu Quint (blaue Kreise): 1. Schönfeld bei Orenhofen, 2. Rosa bei Oberfell, 3. Heinrich bei Veldenz, 4. Ida bei Monzelfeld, 5. Hardtwald bei Gonzerath, 6. Friedrich bei Oberfell, 7. Dorrweiler, 8. Herrgottstein bei Saarhölzbach, 9. Mastershausen, 10. Julius bei Serrig, 11. Sosberg, 12. Treis, 13. Moritzheim, 14. Detzenerhöhe bei Leiwen, 15. Taben, 16. Becond I, II, III, 17. Mehring I u. II, 18. Kenn, 19. Longerich, 20. Milheim I, 21. Naurath I, II u. III, 22. Ehrenburg bei Brodenbach, 23. Blankenrath, 24. Sewenich, 25. Forst, 26. Macken, 27. Senheim, 28. Bruttig, 29. Schweicher Morgenstern, 30. Montclair bei Mettlach.

gruben trotz der damit verbundenen höheren Transportkosten beim Bezug des Erzes zu erwerben. Am ehesten waren die Hütten noch zum Betrieb solcher abseits der Hütte gelegenen Eisensteingruben geneigt, wo wenigstens mit der größeren Entfernung zwischen Eisensteingrube und Hütte der Vorteil einer besseren Qualität des Erzes verbunden war. So finden wir z. B. oft recht entfernt von der Hütte Konzessionen auf einen hochwertigen Roteisenstein. An der unteren Saar und landeinwärts bis gegen Niederdorf haben z. B. seit dem Ende der vierziger Jahre mehrere Hütten, die Dillinger, die Asbacher, die Abentheuer-Hütte und die Quinter Hütte, solche Roteisensteinfelder erworben. Während für das Saar-Hochwaldgebiet im allgemeinen ein Zusammensetzen der zu einer Hütte gehörenden Konzessionen charakteristisch war, findet sich in dem westlichsten Hochwald als Folge dieser Suche nach hochwertigem Roteisenzer ein Mischungsgebiet von Konzessionen, so wie es unsere Karte in charakteristischer Weise auch im nordöstlichen Hunsrück zeigt. Die ganze Erzkalamität belegen übrigens auch gut die neuen Verleihungen auf den sandigen Brauneisenstein im Buntsandstein (auf die sogen. Sanderze). Auf diesen wurden sowohl von der Kreuzwalder Hütte als auch von der Dillinger und der Maria-Hütte Erzfelder noch kurz vor Erliegen des heimischen Erzbergbaues beantragt. In der allgemeinen Erznot versuchten es die Hütten selbst mit diesem minderwertigen Eisenstein.

Die Eisensteinförderung im Saar-Hochwaldgebiet ist bis in den Anfang des 5. Jahrzehnts durch eine ansteigende Tendenz gekennzeichnet. In diesem Zeitabschnitt versorgten sich die Hütten noch ausschließlich mit den einheimischen Erzen. Wohl mußte zur Erzeugung besserer Eisensorten, vor allem solcher, die zur Schmiedeeisenerzeugung geeignet sind, immer schon fremdes Roheisen zugekauft werden. Schon häuften sich auch die Klagen der Hüttenbesitzer über die Unergiebigkeit der Eisensteingruben, vor allem auch der neu angelegten; eine Steigerung der Produktion war nicht mehr möglich. Zwischen 1840 und 1860 ist die Eisensteinförderung, wenn wir die Durchschnittszahlen zugrunde legen, stehen geblieben. In der gleichen Zeitspanne erlebte die Eisenindustrie einen anhaltenden Aufschwung, und diese Steigerung der Eisen- und Stahlerzeugung war nicht mehr bei ausschließlicher Verwendung des heimischen Eisensteins möglich, sondern hatte die Verhüttung auswärtiger Erze zur Voraussetzung. Nach 1860 bricht dann die Kurve der Eisensteinförderung jäh ab. Die heimischen Erzlager waren nach Menge und Güte unzulänglich geworden und konnten keine neuzeitliche Eisenindustrie lebensfähig erhalten. Seit 1868 hat auf den Gruben der Neunkircher Hütte eine eigentliche Förderung durch Bergleute nicht mehr stattgefunden, und ähnliches gilt für die Konzessionen der anderen Hütten. — Unsere Standortskarte des Eisensteinbergbaues für das Jahr 1852 (Tafel 29 a) vermittelt noch das Bild eines recht lebhaft betriebenen Bergbaus<sup>5)</sup>. Zwei Haupteserbeziehe haben sich heraus. Von diesen steht der östliche, das Brauneisensteingebiet des Soonwaldes und des nordöstlichen Hunsrückes, mit dem Saar-Hochwaldgebiet nur noch in sehr lockerer Beziehung. Das westliche Hauptbergbaugebiet umfaßt den ganzen Saar-Hochwaldbezirk; hier wurden vor allem Tonesteine und Sphärosiderite abgebaut. Daneben verdienen noch eine Reihe abseitig gelegener Roteisensteingruben unsere Beachtung. 1875 hat sich das Bild völlig geändert (Tafel 29 b). Im östlichen Bergbaugebiet ist der Abbau von Brauneisenstein nur noch auf die Nachbarschaft der Soonwaldhütten beschränkt; die völlige Einstellung des Bergbaus steht auch hier nahe bevor. Im Saar-Hochwaldgebiet ist der Bergbau auf end mengenmäßig wichtigsten Eisenerzen, den Tonesteinen und den Sphärosideriten, ganz zum Erliegen gekommen. Einige Roteisensteingruben haben sich noch auf unserer Karte hervor (Grube Schweicher Morgenstern, die Grube Braut bei Waldgesheim und, dem Saarrevier benachbart, die Grube Luise bei Greimerath); sie verdanken ihr Dasein dem hochwertigen Erz, das sie liefern und das von den Minette verhüttenden Werken zur Erzeugung eines guten Eisens notwendig war. Der heimische Bergbau war damit von der „Massenförderung“ zur Lieferung von Qualitätserzen übergegangen und konnte so noch einige Zeit sein Dasein fristen. —

Inzwischen war mit dem Versiegen der heimischen Erzquellen das Problem der Versorgung mit fremden Erzen zu einer lebenswichtigen Frage der Saareisenindustrie geworden. Alte Verbindungen, die in der Belieferung mit Roheisen zu den rechtsrheinischen Hütten schon lange bestanden hatten, wurden jetzt durch neue Beziehungen im Erzbezug verstärkt. Solange die

Minetteverhüttung an den technischen Unzulänglichkeiten und den minderen Eigenschaften des erblasenen Roheisens scheiterte, war das Lahnrevier der gegebene Erzlieferant für die Saar (Tafel 28 c). 1839 sicherte sich das Neunkircher Eisenwerk Erzfelder an Rot- und Brauneisenstein im Lahngebiet. Die Dillinger Hütte kaufte das Hohenheimer Hochofenwerk und erworb mit ihm auch dessen umfangreichen Grubenbesitz. Der Bezug der Lahnerze war natürlich in hohem Maße eine Transportfrage. Anfänglich wurden sie über Lahn, Rhein, Mosel und Saar auf dem Wasserwege antransportiert, bis mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes (Lahn-, Rheintalbahn, Rhein—Nahe-Bahn) und der Ermäßigung der Frachtkosten die alte Wasserverkehrsverbindung besiegt wurde. Die Eisenbahnbauten, die einen Massenbedarf an Eisen hervorriefen, wobei die Qualität nicht mehr so entscheidend ins Gewicht fiel, hatten für die Saar umwälzende Veränderungen in der Erzbezugssource zur Folge. Denn nun konnte es gewagt werden, auch aus den Minettes Roheisen zu erzeugen. Das von der Wendel in Stieringen-Wendel auf lothringischem Boden, aber in nächster Nähe der Steinkohlengruben neu errichtete Hochofenwerk, das 1851 in Betrieb kam, verwendete Minette, und ebenso verhüttete die 1857 gegründete Burbacher Hütte fast ausschließlich luxemburgische Erze. Der neu angebaute Hochofen der Dillinger Hütte bediente sich vor allem lothringischen Eisensteins aus dem Becken von Nancy. Diesem Beispiel folgten auch die übrigen Hütten bald nach. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre war die bevorzugte Verwendung der Minette schon zur Regel geworden, und wenn die Lahnerze trotzdem noch eine beachtliche Stellung einnahmen, so war das nur deshalb möglich, weil sie zur Veredlung des Roheisens und zur Herstellung von Qualitätserzeugnissen ebenso wenig wie der einheimische Roteisenstein zu entbehren waren.

Die Standortskarte der Eisenindustrie um 1875 (Tafel 29 b) zeigt uns das Ergebnis all dieser Umstellungen. Der auffälligste Unterschied gegenüber dem Verbreitungsbild der älteren Werksanlagen ist das völlige Verschwinden der Hochwaldhütten. Diese waren schon bei den alten Grundlagen der Eisenhütten-technik und des Verkehrs benachteiligt. In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts bereits herrschte im Hochwald große Holznot, und auch die Erznot machte sich hier früher als an der Saar bemerkbar. Die meisten Wege im Hochwald waren für einen regelmäßigen Fuhrverkehr ungeeignet. Je mehr sich daher die Heranschaffung von fremdem Erz und Koks als notwendig erwies, desto größer wurden die Schwierigkeiten für die Hochwaldhütten; denn die Transportkosten waren bei den so fernab von jeder Verkehrsmöglichkeit gelegenen Werken sehr hoch. So kam auch eine Umstellung zum Puddelbetrieb, der die alleinige Verwendung der Steinkohle voraussetzte, ebensowenig in Frage wie eine Weiterführung des Betriebes unter ausschließlicher Verhüttung von Lahnerzen. Mit dem Versiegen der heimischen Erzquellen mußten die Hochwaldhütten daher eingehen, um so mehr, als die neuen Eisenbahnen den verkehrsgeographischen Gegensatz zu den abseits gelegenen Hochwaldhütten und den aufgeschlossenen Werken an der Saar noch verschärften. So sind alle Hütten- und Hammerwerke des Hochwaldes nach einem schweren Todeskampf zwischen 1850 und 1875 eingegangen. Nur die Maria-Hütte blieb als Gießerei bestehen und ist erst in der jüngsten Gegenwart nach dem Krieg zum Erliegen gekommen. — Dieses große Sterben der alten Eisenwerke hat aber außerhalb des Hochwaldes keineswegs halt gemacht. Eine ganze Reihe alter Hochofen- und Hammerwerke des Saarreviers und seiner Nachbarschaft wurden das Opfer der veränderten Standortgrundlagen und einer bewußten Zusammenfassung der Eisenindustrie in einigen wenigen Werken. In der Nähe des alten Lebacher Eisenerbeziehers, der noch bis zum Ende des einheimischen Bergbaus seine Bedeutung als wichtige Erzquelle beibehalten hat, stellte 1868 der Bettinger Hochofen und die Anlagen in Münchweiler und Bierfeld den Betrieb ein; ebenso verschwanden die kleinen Eisenwerke im saar-lothringischen Eisenhüttenbezirk. Aber auch im Kohlengebirge selbst wurde der Fischbacher Hochofen, die Geislauterner Hütte, der Scheideler Hammer und die Stahlwerke in Jägersfreude und Goffontaine eingestellt. — An Stelle des Bettinger Hochofens mit seinem „kostspieligen Antransport von Erz und Kohle per Fuhr“ errichtete die Dillinger Hütte Ende der sechziger Jahre einen neuen Hochofen an der Saartalstrecke bei ihren Dillinger Werksanlagen, und ebenso wurde auf der Halberger Hütte ein neuer Hochofen angeblasen, der nicht nur für das kleine Fischbacher Werk, sondern auch für die Asbacher Hütte als Ersatz gedacht war. Beide Hochofen verhütteten Minette mit Koks. Eine völlig neue Gründung war die Burbacher Hütte. Bei der Wahl ihres Standortes entschied sich die luxemburgisch-belgische Finanzierungsgruppe nach längrem Hin und Her für die Nachbarschaft der Steinkohle, und diese Überlegung hatte auch die alte Eisenhüttenfamilie Mosel-Lothringens die Wendel zur Gründung eines Hochofen- und Hütten-

<sup>5)</sup> Die älteren Angaben über die Förderung der Eisensteingruben sind nicht nach dem Gewicht des Erzes, sondern nach einem Hohmaß gemacht. Da diese Tonne Maß in ihrem Gewicht nicht nur nach den einzelnen Erzarten, sondern auch innerhalb dieser nach den amtlichen Angaben schwankungen unterliegt, so mußte aus Gründen des Vergleiches für die Darstellung der Förderungen auf den Tafeln 29 a und b die Tonne Maß als Fördereinheit behalten werden.

werkes in Stieringen-Wendel unmittelbar an der lothringischen Ostgrenze veranlaßt. — Die Eisenindustrie des Saar-Hochwaldgebietes, in einigen wenigen großen Werken zusammengefaßt, konzentrierte sich jetzt auf das Steinkohlenbecken. Hier war der Übergang zur Verhüttung des Erzes in reinen Kokshöfen leichter möglich; hier war auch die Aufnahme des Puddelverfahrens durch den Ausbau der alten Frischhämmer zu Puddlingswerken ohne Schwierigkeiten durchzuführen. Der Zug zur Steinkohle beherrschte daher das Verbreitungsbild um 1875 (vgl. Tafel 29 b und d). In der Bevorzugung der Saartaline wird außerdem der Vorteil eines Anschlusses der Hütte an den Eisenbahn- und Kanalverkehr offenbar.

Für die weitere Entwicklung der Saareisenindustrie wird die Verbindung mit dem Minettegebiet Lothringens bedeutungsvoll. Die moderne Großeisenindustrie an der Saar ist zwar auf der Kohle erwachsen; aber ihre Lebensfähigkeit hing zugleich davon ab, ob es gelang, die benachbarten lothringisch-luxemburgischen Eisenerze nutzbar zu machen. Bei der ungünstigen Verkehrslage des Saarreviers sind die Saarhütten beim Bezug des Erzes in ihrer Bewegungsfreiheit sehr eingeengt. Zum Unterschied von den Ruhrhütten, die durch den Rhein und die Kanäle am Seeverkehr und Binnenschiffahrtsnetz angeschlossen sind und deshalb nach freier Wahl ihre Erze von den verschiedenen europäischen, zum Teil auch außereuropäischen Lieferanten beziehen können, verbrauchte die Saareisenindustrie vor dem Kriege (und so ist es auch heute) mit Ausnahme von geringen Mengen an Qualitätszerzen fast ausschließlich die Minette (vgl. Tafel 38 e und f). So werden die engen Beziehungen zu dem Minettrevier verständlich. Die technische Voraussetzung dafür war die Einführung des Thomasverfahrens; mit diesem konnte auch aus den phosphorhaltigen Minetten Flußstahl hergestellt werden. Die ältesten Eisenerzfelder hatten die Saarhütten in Luxemburg erworben, wohin sich nach dem Beispiel der Burbacher Hütte, dem ältesten Minettekonzessionär der Saar, anfangs alle Saarhütten gewandt hatten. Die Burbacher Hütte erworb außerdem das Feld Maxéville im Becken von Nancy, woher auch die Dillinger Hütte wegen der günstigen Verkehrsverbindungen nach dem Bau des Saarkohlenkanals anfänglich Erze bezog. Das Hauptkonzessionsgebiet der Saareisenhütten wurde aber Deutsch-Lothringen, nachdem dieses 1870 wieder zum Deutschen Reich zurückgekommen war (für das folgende vgl. Tafel 30 a). Im nördlichen Teil des deutsch-lothringischen Minettreviers, zwischen der luxemburgischen Grenze und der Bahn Diedenhofen-Fentsch, hatten die Saarhütten ihren wichtigsten und geschlossensten Felderbesitz; hier befanden sich auch vor allem die meisten der betriebenen Gruben. Zu der Neunkircher Hütte gehörte die Grube Carl Ferdinand, die ähnlich wie die im Besitz von Völklingen befindliche Grube Röchling eine besondere Grubenbahn zu dem Stollenmundloch dieser Grube am Ostabfall der Doggerstufe besaß. Halberg und Dillingen betrieben gemeinsam die Grube Moltke, die Burbacher Hütte die beiden Gruben Victor und Burbach. Im deutsch-französisch-luxemburgischen Grenzzipfel lag der Schwerpunkt des Eisenerzbergbaues der Dillinger Hütte (Gruben Redingen und Glückauf), während St. Ingbert im Anschluß an seinen luxemburgischen Felderbesitz unmittelbar an der Grenze die Grube Öttingen I betrieb. Von den übrigen Eisenerzfeldern der Saarhütten in Deutsch-Lothringen, dem ausgedehnten Gemeinschaftsbesitz von Burbach und de Wendel westlich der Linie Amanweiler, von den vier zusammenliegenden Feldern Plappeville, St. Quentin, Gravelotte und Châtel an der Bahn Metz-Amanweiler, die den drei Stumm'schen Werken Neunkirchen, Halberg und Dillingen gehörten, sowie von den drei südlich des Ornetales gelegenen Konzessionen, wurde nur die zu letzteren gehörige Grube Lothringen des Neunkircher Eisenwerkes betrieben. Der Felderbesitz im südlichen Deutsch-Lothringen bildete die Erzreserve der Saarhütten. Zu dem alten luxemburgischen Besitz kamen als weitere ausländische Erwerbungen seit der Jahrhundertwende auch noch Konzessionen in Französisch-Lothringen, im Becken von Briey und Longwy, hinzu. Diese wurden meistens mit französischen Gesellschaften gemeinsam erworben und, soweit das schon der Fall war, auch gemeinsam ausgebeutet (z. B. Valleroy von Völklingen und den Aciéries de Longwy; Pultenteux von Völklingen mit mehreren französischen Gesellschaften). So war im Erzbezug eine neue feste Verbindung mit dem lothringischen Minettrevier entstanden, während im alten Grubenbesitz der Saarhütten an der Lahn aus der Mitte des 19. Jahrhunderts sehr bald nur noch eine einzige Grube, Eleonore bei Fellinghausen, hochwertige Manganeisenerze förderte (s. Tafel 30 e). — Die Beziehungen zu Lothringen erfuhren eine weitere Festigung, als sich die Saarwerke entschlossen, Tochterhütten im Minettegebiet zu errichten (Dillingen 1881 in Redingen, Neunkirchen 1891 in Ückingen, Völklingen 1899 in Diedenhofen). St. Ingbert schuf sich 1905 eine eigene Roheisenbasis in Öttingen und Rümelingen durch Fusion

mit der Rümelinger Hochfengesellschaft. Die Erweiterung der Roheisenerzeugung war notwendig geworden, nachdem die Saarhütten die Erzeugung von Thomasstahl in großem Umfang aufgenommen hatten. Vorübergehend hatte es den Anschein, als ob sich der Schwerpunkt der Roheisenerzeugung der Saarhütten nach dem Minettegebiet verschieben wollte, wo mit dem Vorteil der Nachbarschaft der Erze auch eine freiere und bessere Koksbeflieferung gewährleistet schien. In der weiteren technischen Entwicklung des Eisenhüttenprozesses erwies sich aber bald die Trennung von Hochofenwerk und Stahlwerk als unwirtschaftlich; denn mit der Einführung des Roheisenmischers war das „Arbeiten in einer Hitze“ das Gegebene. So stieg die Roheisenerzeugung der Mutterwerke im Saarrevier stärker als die der lothringischen Tochterhütten (1900 betrug der Anteil der Tochterwerke an der Roheisengesamtproduktion der Saarwerke über 75 v. H.; in den Jahren 1908—13 lag er im Durchschnitt um 50 v. H.). Die Dillinger Hütte ist ein gutes Beispiel dafür. 1881 war auf den Minetten das neue Hochofenwerk in Redingen errichtet worden, und infolge davon wurde 1884 der Dillinger Hochofen kaltgestellt, bis dann 1905 doch wieder ein neuer Hochofen in Dillingen in Betrieb kam. In der Nachkriegszeit hat die Roheisenerzeugung an der Saar nach dem Verlust der Tochterhütten in Lothringen zwangsläufig eine weitere Steigerung erfahren.

Obwohl die Saareisenindustrie auf der Kohle saß, war die Versorgung mit Kohle für sie ein Unsicherheitsfaktor. Die Kohle eignete sich wenig zur Verkokung; zudem war die Abhängigkeit von dem fiskalischen Bergbau von Nachteil, weil dieser den Anforderungen der Saarhütten an Kokskohle auch der Menge nach nicht immer ausreichend nachkommen konnte. So wird es verständlich, daß die Saareisenwerke zur Erzielung eines möglichst brauchbaren Kokses eigene Hüttenkokereien an der Saar errichteten (vgl. S. 81), daß sie darüber hinaus gezwungen waren, fremde Kohle und Koks (vor allem von der Ruhr, aber auch aus dem Aachener Revier) zu beziehen und daß sie überhaupt danach strebten, sich eine eigene Kohlenbasis zu sichern. Der Kohlenfelderbesitz an der Saar befand sich mit wenigen Ausnahmen (die Grube Hostenbach und Frankenholz) in den Händen des preußischen und zum kleinen Teil auch des bayerischen Staates; der Typus der Hüttenzeche, wie er im Ruhrgebiet so häufig ist, konnte sich hier nicht entwickeln. Nur die Grube Hostenbach erfüllte in gewissem Umfang diese Aufgabe für die Völklinger Hütte; sie lieferte aber nur eine als Fabrikationskohle verwendbare Flammkohle, keine Kokskohle. — So richteten sich die Blicke der Eisenhüttenbesitzer der Saar auf die lothringische Fortsetzung des Saarkohlenreviers, wo der Kohlenbergbau in den Händen von Privatunternehmungen lag (vgl. Tafel 30 a). Hier erworb die Gewerkschaft Hostenbach das Feld Lubeln, das südlich mit dem Felderbesitz der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke bei Trittelingen und Falkenberg markscheidete und mit diesem ein Ganzes bildete. Westlich schloß sich das aus zwei Teilstücken bestehende Feld der Dillinger Hütte bei Möhringen an. — Ältere Bemühungen der Saareisenindustrie zum Erwerb einer eigenen Kohlenbasis führten an die Ruhr und ins Aachener Kohlerevier (vgl. Tafel 30 b\*) und c). Völklingen erworb im Wurmrevier im Anschluß an den Besitz des Eschweiler Bergwerksvereins eine Reihe von Kohlenfeldern. Die dortige Grube Carl Alexander, die im Austausch mit Beteiligungen an Minettfeldern in Französisch-Lothringen zur Hälfte in den Besitz der Aciéries de Longwy überging, kam nach mühevollen Abteufversuchen nach dem Kriege zur Förderung. Während die Völklinger Hütte ihre Steinkohlenfelder bei Werne in Westfalen während des Krieges wieder abgestoßen hat, betreibt die Firma Stumm die halbvollendet gekauften Steinkohlenzeche Minister Achenbach zu Brambaur im Kreise Dortmund und besitzt noch weitere Steinkohlenfelder (Bochum, Hermann II, V, VI) nördlich Lünen. Die Rümelinger und St. Ingberter Hochofen- und Stahlwerke sind durch die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A. G. gepachtet worden und kamen dadurch nicht nur in Beziehung zu deren Steinkohlenbesitz an der Ruhr, sondern auch zu der Saar- und Mosel-Bergwerksgesellschaft im ostlothringischen Kohlenrevier,

<sup>\*)</sup> Erklärung der Zahlen auf Tafel 30 b (Besitz der Saar-Eisenindustrie und ihrer Konzernwerke im Ruhrgebiet 1913). Zur Völklinger Hütte: 1. Steinkohlenfeld Röchling bei Werne. — Zum Neunkircher Eisenwerk: 2. Zeche Minister Achenbach, Brambaur (Kreis Dortmund), 3. Steinkohlenfeld Bochum, 4. Steinkohlenfelder Hermann II, V u. VL — Zur Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A. G. (St. Ingberter Eisenwerk): 5. Steinkohlenfelder und Steinkohlenbergwerke südlich Bochum, 6. Steinkohlenfelder und Steinkohlenbergwerke südlich Dortmund, 7. Steinkohlenbergwerk Bruchstraße (nördlich Witten), 8. Steinkohlenbergwerk Adolf von Hansemann (nordöstlich Kastrop), 9. Eisen- und Stahlwerke Dortmunder Union, 10. Horster Werke bei Horst (nordwestlich Gelsenkirchen), 11. Friedrich-Wilhelms-Hütte, Mülheim (Ruhr). — Zu der Mannesmannröhren-Werke A. G. (Werk Bous): 12. Walzwerk in Remscheid, 13. Walzwerk Rath bei Düsseldorf, 14. Walzwerk Gewerkschaft Grillo, Funke u. Co., Gelsenkirchen-Schalke, 15. Steinkohlenbergwerk Königin Elisabeth, Essen-Frillendorf.

an der die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A. G. zur Hälfte beteiligt war. Die Aciéries Réunies Burbach-Eich-Düdingen (Arbed), zu der die Burbacher Hütte seit 1911 gehört, trat 1913 in eine Interessengemeinschaft mit dem Eschweiler Bergwerks-Verein und sicherte sich auf diese Weise einen Einfluß bei ihrem Hauptkohlenlieferanten. — Mit der Hervorhebung aller dieser weit verzweigten wirtschaftlichen Beziehungen der Saareisenhütten und ihrer Konzernwerke ordnet sich auch die Verbindung der Saar mit Lothringen in den größeren Rahmen der westdeutschen Wirtschaft ein. Die Berührungen zwischen Saarrevier und Minettegebiet sind zweifelsohne sehr eng; sie ergeben sich schon aus der Nachbarschaftslage. Aber sie spielen sich immer auf dem Hintergrund der deutschen gesamtheinischen Wirtschaftsverbindungen ab. Dem lothringischen Minettrevier als Erzbezugsquelle stehen nicht nur die übrigen westdeutschen Kohlenreviere als zusätzliche Steinkohlen- und Kokslieferanten der Saar gegenüber, sondern ganz Süddeutschland als wichtigster Abnehmer der Saarindustrie (vgl. S. 95). Und ein aufnahmefähiger süddeutscher Markt war und ist auch heute noch die Lebensfrage der Eisenhütten an der Saar.

Ein Vergleich der Standortskarte der eisenschaffenden Werke an der Saar und ihrer Nachbargebiete für die Jahre 1810, 1870 und 1913 (Tafel 29 e, d und e<sup>7)</sup>) zeigt, wie sich die Eisenindustrie im Laufe des 19. Jahrhunderts auf Kohle und Minette zusammengedrängt hat, während aus dem Saar-Nahe-Bergland, aus dem Hunsrück, der Südeifel und dem luxemburgischen Gutland die kleinen verstreut liegenden Hüttenwerke verschwunden sind. An der Saar befinden sich 1913 fünf große Hüttenwerke, Burbach, Dillingen, Halberg, Neunkirchen und Völklingen. Die St. Ingberter Hütte hatte die Roheisenerzeugung zugunsten ihrer lothringischen Konzernwerke eingestellt; sie war ein reines Stahl- und Walzwerk geworden. Neu erstanden war die Völklinger Hütte. Karl Röchling hatte 1881 das stillliegende Völklinger Eisenwerk angekauft und dieses zu einer modernen Hüttenanlage umgewandelt, die schnell den alten Saarhütten gleichwertig zur Seite trat. Um diese eisenschaffenden Werke gruppieren sich eine bedeutende Zahl weiterverarbeitender Betriebe, die zumeist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Diese Werke unterstützen den Eindruck des Saarreviers als Eisenindustriezentrum sehr wirkungsvoll. Das Röhrenwerk Bous, ein Zweigunternehmen der Mannesmannwerke A. G. in Düsseldorf, stellt nahtlose Röhren her; es hatte sich durch Aufkauf des Saarbrücker Gußstahlwerkes in Burbach eine eigene Stahlbasis geschaffen. Von den weiteren Unternehmungen zählen wir noch einige wichtige auf, ohne Vollständigkeit zu erstreben; das Walzwerk Hostenbach, das von der Burbacher Hütte angekauft wurde, das Stahlwerk Dingler, Karcher u. Cie. in Saarbrücken, die Maschinenfabriken Ehrhardt u. Schmer in Saarbrücken und Franz Mégui in Dillingen, die Gesellschaft für Förderanlagen E. Heckel G. m. b. H. in Rohrbach, die Eisenkonstruktionsfirma B. Seibert in Homburg, das Eisenwerk Fraulautern und die Firma Fr. Karcher, Roth u. Cie. in Beckingen, die Gesenksmiede A. Schwinn A. G. in Homburg und die Elektrotechnische Fabrik Gebr. Adt in Enshiem. Auch in der nüchternen Aufzählung kommt schon die Vielseitigkeit der weiterverarbeitenden Saareisenindustrie zum Ausdruck.

Die ruhige Entwicklung der Saareisenindustrie hatte schon der Krieg gestört. Die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich und die Bildung eines für 15 Jahre selbständigen „Saargebietes“ zerrissen dann aber alle alten Wirtschaftsbande. Denn diese politische Neuordnung heraubte die Saarindustrie nicht nur ihrer Erz- und Roheisenquellen in Lothringen, sondern die neuen Grenzen schmitten sie auch durch die Errichtung einer Zollmauer gegen das übrige Deutsche Reich von ihrem alten historischen Absatzmarkt ab. Der ganze Besitz der Saarhütten in Lothringen, die Tochterhütten, die Eisenerzgruben und die Steinkohlenfelder, kamen unter Sequester und wurden zwangsweise liquidiert. Nur die Burbacher Hütte blieb als Glied der luxemburgischen Arbed von den Veränderungen unberührt. Zwar ist auf unserer Karte der Saareisenindustrie für das Jahr 1930 (Tafel 30 e) ein Teil des ehemaligen Besitzes der Saarhütten doch noch dargestellt. Das

<sup>7)</sup> Erklärung der Zahlen auf Tafel 29 e. (Die eisenschaffenden Werke [Hüttenwerke] der Saar und ihrer Nachbargebiete um 1913.) In Luxemburg: 1. Rodingen, 2. Belvax (Belvaux), 3. Differdingen, 4. Esch-Nord, 5. Esch-Süd, 6. Rödmelingen, 7. Düdingen. — Im Deutschen Reich: 8. Redingen, 9. Deutsch-Oth, 10. Öttingen, 11. Fontoy (Fentsch), 12. Kneutingen, 13. Hayingen, 14. Diedenhofen (Karlshütte), 15. Ückingen, 16. Moyeuvre-la-Grande, 17. Rödingen, 18. Rombach, 19. Hagendingen, 20. Maizières, 21. Maizières. — In Frankreich: 22. Auboué, 23. Homécourt, 24. Jœuf, 25. Micheville, 26. Villerupt (Société des forges et hauts-fourneaux de Villerupt-Laval-Dieu), 27. Villerupt (Société métallurgique d'Aubrives et de Villerupt), 28. Hussigny-Gedrange, 29. Saulnes, 30. Moulaire, 31. La Chiers, 32. Senelle, 33. Gouraincourt, 34. Réhon, 35. Longwy-bas, 36. Mont-St. Martin, 37. Mont-St. Martin (beide Werke der Société des aciéries de Longwy). — In Belgien: 38. Athus, 39. Halanzy, 40. Musson.

erklärt sich daraus, daß die Saarwerke, zum Teil unter starkem Druck, gezwungen wurden, französisches Kapital aufzunehmen, und sie dadurch wieder mit ihren ehemaligen Gruben und Tochterhütten in Beziehung traten. So wurde die aus dem lothringischen Besitz des Neunkirchener Eisenwerkes neu gegründete Gesellschaft Forges et Aciéries du Nord et de l'Est mit 60 v. H. des Aktienkapitals am dem Neunkirchener Eisenwerk beteiligt. Die alten Eisenerzfelder über so auch heute noch ihre Funktion als Erzversorger Neunkirchens aus. Nur wird die Hütte nicht mehr aus eigenen Gruben, sondern aus denen einer französischen Gesellschaft beliefert, mit der sie immerhin noch Konzernbeziehungen verbinden. Ähnlich ist die Dillinger Hütte in eine neue französische Gesellschaft, die Société des Mines et Usines de Rédange-Dilling, eingegliedert worden; die deutsche Gruppe vertritt heute nur noch 40 v. H. des Aktienkapitals der Dillinger Hütte. Bei der Halberger Hütte sind die Röhrenwerke von Pont-à-Mousson mit 60 v. H. die Hauptaktionäre geworden. Die Römelinger und St. Ingberter Hochofen- und Stahlwerke wurden mit dem lothringischen Besitz der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. zu einer neuen Gesellschaft zusammengefaßt, an deren Gründung sowohl französische als auch belgische Industriegruppen beteiligt waren. Selbst in die weiterverarbeitende Eisenindustrie war das französische Kapital eingedrungen, so in dem Mannesmann-Röhrenwerk Bous, dem Stahlwerk Dingler, Karcher u. Cie., bei den Maschinenfabriken Ehrhardt u. Schmer und Franz Mégui u. Cie. und bei dem Eisenwerk Fraulautern.

Aber diese Überfremdung der Saareisenindustrie, die nur unter dem Druck der politischen und wirtschaftlichen Machtstellung Frankreichs an der Saar in einer Zeit deutscher Ohnmacht möglich geworden war, löste eine deutsche Gegenbewegung aus. Als festes Bollwerk der deutschen Stellung in der Eisenindustrie hatte die Völklinger Hütte allen fremden Lockungen und Drohungen getrotzt. Heute ist auch in Neunkirchen wieder eine deutsche Mehrheit; ebenso sind das Stahlwerk Dingler, Karcher u. Cie. und die Maschinenfabrik Ehrhardt u. Schmer wieder in deutschen Händen. — Der Verlust in Lothringen hat außerdem dazu geführt, nach neuen Erwerbungen im Reich Ausschau zu halten (vgl. Tafel 30 f)<sup>8)</sup>. Diese erfolgte zum Teil aus zollpolitischen Gründen. So gründete Röchling ein Edelstahlwerk in Wetzlar. Das Eisenwerk Beckingen (Karcher, Roth u. Cie.), das jetzt dem Konzern des Neunkircher Eisenwerkes angehört, rief in Wabilingen ein Filialwerk ins Leben, die Gesellschaft für Förderanlagen Ernst Heckel m. b. H., die über die Felten u. Guillaume Carlswerk A. G. in Köln zum Arbed-Konzern gekommen ist, ein solches in Achern (Baden) und die Eisenkonstruktionsfirma B. Seibert G. m. b. H. in Aschaffenburg. Gerade die weiterverarbeitende Industrie, die an der Saar jetzt einen besonders schweren Stand hatte, mußte sich vor der Zollsabschaffung durch die Gründung solcher Filialwerke schützen. Der deutsche Absatzmarkt (vgl. S. 21 des einleitenden Textes) war aber für die ganze Saareisenindustrie unentbehrlich, und nur durch ihre Wiedereingliederung in die deutsche Eisenwirtschaft durch Sonderzollabkommen hat sie die Einbeziehung des „Saargebietes“ in das französische Zoll-inland überstehen können.

<sup>8)</sup> Erklärung der Zahlen auf Tafel 30 f (Besitz der Saareisenindustrie und ihrer Konzernwerke außerhalb des Saar- und Minettegebietes 1930). Zum Neunkirchener Eisenwerk: 1. Zeeche Minister Achenbach, Brambaur (Kr. Dortmund), 2. Zeeche Essener Bergwerksverein König Wilhelm, Essen-Borbeck, 3. Süddeutsche Schraubenwerke m. b. H., Wabilingen (Württemberg), 4. Fried. Boesner, G. m. b. H., Augustenthal bei Neuwied, 5. Plettenberger Drahtindustrie, G. m. b. H., Plettenberg (Westfalen), 6. Düsseldorfer Eisenhütten-gesellschaft, Ratingen bei Düsseldorf, 7. Juh. & Edm. Kronenberg A. G., Leichlingen (Rheinland), 8. Neualtwerk A. G., Bösperte (Westfalen), 9. Rasselsteiner Eisenwerksgesellschaft, A. G., Rasselstein bei Neuwied, 10. Manganerzgrube Eleonore und Manganerzfelder um Wetzlar. — Zur Völklinger Hütte: 11. Edelstahlwerk Röchling-Buderus, Wetzlar, 12. Metallwerk Preysa u. Co. A. G., Euskirchen, 13. Steinkohlenbergwerk Carl Alexander, Baesweiler bei Aachen. — Zur Arbed (Burbacher Hütte): 14. Eschweiler Bergwerksverein, Kohlscheid (Steinkohlenbergwerke, Hochofen und Walzwerk bei Eschweiler), 15. Felten u. Guillaume Carlswerk A. G., Köln-Mülheim, 16. Stein- und Ton-Industriegesellschaft Brohltal, Burgholz, 17. Gesellschaft für Förderanlagen Ernst Heckel G. m. b. H., Fabrik Achern (Baden), 18. Steinkohlenbergwerksgesellschaft zu Helmchen und Zolder (Campine), 19. Gießerei und Konstruktionswerkstätten in Aubrives, 20. Laminoirs et boulonneries du Ruan, Monceau s. Sambre, 20. Clouterie et Tréfilerie des Flandres, Gent. — Zur Halberger Hütte: 19. Hütte zu Pont-à-Mousson, 20. Gießerei zu Fouz, 21. Eisenerzgrube Belleville, Marbache, Vieux-Château und Custines, 22. Eisenerzfeld zu Malzéville, 23. Eisenerzfeld Grand-Goutte. — Zu den übrigen Werken: 24. Seibert, Werk Aschaffenburg, 25. Das Mutterwerk der Saar Brown-Boveri zu Mannheim. — Zu den Mannesmann-Röhren-Werken zu Bous: a) deutsche Beziehungen: 26. Walzwerk Rath bei Düsseldorf, 27. Walzwerk Remscheid, 28. Walzwerk Witten, 29. Abt. Schulz Knaut, Höckingen, 30. Abt. Grillo Funke, Gelsenkirchen-Schalke, 31. Abt. Neanderthal (Kalkbrennofen, Ringofenfziegelei), 32. Abt. Fabrik feuerfester Produkte, Hönningen (Rhein), 33. Steinkohlenbergwerk Consolidation, Gelsenkirchen, 34. Steinkohlenbergwerk Königin Elisabeth, Essen-Frillendorf; b) französische Beziehungen: 35. zu Louvroul et Recquignies, 36. zu Montbard-Aulnoye, 37. zu Ecaut et Meuse, Ancois (Nord).

## b) Die Glasindustrie

Zu Tafel 31

Die Glasindustrie gehört seit den ersten Anfängen gewerblichen Lebens an der Saar zu den wichtigsten und für den Aufbau der Saarwirtschaft charakteristischen Industrien. Von den ersten glasgewerblichen Anlagen der Saar aus dem 17. Jahrhundert, die in dem unsteten Bild der Verbreitung und in der mangelnden Selbstigkeit der Glasmacher noch an den ältesten Zustand der „fliegenden Glashütten“ erinnern, wissen wir nicht viel mehr als ihre Namen. Die erste Blütezeit der Glasindustrie der Saar liegt um 1700; es ist die Periode der *Holzglashütten* (Tafel 31a). Entscheidend für ihre Gründung war der Wunsch der nassau-saarbrückischen Grafen sowie der anderen Landesherren, die ausgedehnten Waldungen wirtschaftlich nutzbar zu machen. So war die Glasindustrie in ihren Anfängen ein forstwirtschaftliches Nebengewerbe. Weit verstreut über die ganze zentrale Waldzone der Kohlengeländelandschaft und des Buntsandsteingürtels lagen diese alten Holzglashütten, und wir finden sie sowohl im Warndt dieses und jenseits der heutigen Grenze, im Kohlenwald und in den Wäldern um St. Ingbert. Die Glashüttenleute sollten nach dem Wunsche der Landesherren zugleich auch Kulturmioniere sein, und diese Aufgabe haben sie vor allem im Warndt erfüllt, wo sie den Wald im Umkreis der Glashütteniedlungen gerodet und in Kulturland umgewandelt haben. Das Holz der Wälder lieferte der Glasindustrie den Brennstoff; es diente zugleich auch der Gewinnung der Pottasche. So ergab sich, als Folge der allgemein zu beobachtenden ersten Industrialisierung dieser zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und einer besonders ungehemmten Raubwirtschaft der Holzglashütten, statt eines Überschusses an Holz recht bald eine durch die Waldverwüstung drohende Holzknappheit. Die am meisten Holz verbrauchenden Glashütten wurden deshalb durch den Verlust, zum mindesten aber durch die Einschränkung ihrer Holzberechtigungen gezwungen, sich auf den Verbrauch von Steinkohle umzustellen, und die Glasindustrie wurde dadurch für die nächste Zeit zu einer Art industriellen Nebengewerbes des Steinkohlenbergbaues. So ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die *Lage zur Steinkohle* für den Standort der Glashütten an der Saar ausschlaggebend. Die zu ungünstig gelegenen Hütten gehen ein, so Rohrbach, Hassel und die Hütten des Warndtes. Andere verlegen ihren Betrieb, so die Hütte Karlsbrunn nach Fenne und die alte St. Ingberter Glashütte „bei der Schmelz“ nach Mariannenthal. Ohne Standortwechsel war die Umstellung für die Glashütte Merchweiler möglich. Auch in Friedrichsthal hatte die alte Holzglashütte von 1723 ohne weiteres in eine Kohlenglashütte verwandelt werden können. Wenn trotzdem die neue Glashütte weiter talwärts errichtet wurde, so waren dafür andere Gründe bestimmend, die Waldbrandgefahr an der alten Stelle und vor allem die günstigere Lage zur Straße an dem neuen Platze. Die Verbindung mit der Kohle, die die neuen Glashütten kennzeichnet, drückte sich nicht allein in dem räumlichen Zusammenfallen der Kohlenflöze mit dem Standort der neuen Glashütten aus; sie findet auch ihre Bestätigung durch die Kohlenprivilegien der Glashüttenbeständer. Den wichtigsten Hütten wie Friedrichsthal, Quierschied, Merchweiler, Mariannenthal und Schnappach standen eigene Kohlengruben zur Verfügung; die anderen genossen wenigstens beim Bezug des Feuerungsmaterials einen günstigungspreis. Die geschilderte Umstellung der Glasindustrie von den Holzglas- zu den Kohlenglasglashütten hatte eine Konzentration aus den ausgedehnten Waldgebieten auf die innere Bergbauzone zur Folge (vgl. dazu die grüne und rote strichpunktirte Linie auf Tafel 31a). In der Hervorhebung der Verbreitung des *Buntsandsteins*, der den für die Glaserzeugung wichtigen Quarzsand lieferte, auf unserer Karte liegt der Hinweis auf eine weitere Standortbindung der Saarglasindustrie. Die Glasindustrie war dabei Nutznießer der besonderen räumlichen Verbreitung des Buntsandsteins. Denn vor dem zusammenhängenden Buntsandsteingürtel am Außenrand der pfälzischen Triasmulde lagen noch insel- und punktartige Reste auf den Karbonschichten, die für die Versorgung einer Glashütte ausreichten. So besaßen auch die Glashütten des Kohlengeländes in Friedrichsthal, Quierschied und Merchweiler gewissermaßen „vor ihren Toren“ den Rohstoff, ganz ebenso wie die Eisenhütten das Erz in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gruben. — Neben den natürlichen Standortfaktoren war auch noch ein *territorialpolitisches Moment* von Bedeutung. Im Sinne der mercantilistischen Wirtschaftsanschauungen strebten die verschiedenen Landesherren danach, in ihren Territorien Glashütten zu errichten. Unsere Karte zeigt uns das auffällige räumliche Nebeneinander der Holzglashütten an der lothringisch-saarbrückischen Grenze. Deutlich tritt dieser politische Einfluß auch bei der Errichtung der Kohlenglasglashütten in Erscheinung. Denn Friedrichsthal und Quierschied waren saarbrückisch, Mariannenthal gehörte zu Blieskastel, Merchweiler entstand auf dem Gebiete der Herren von

Kerpen, und die Glashütte Schönecken lag auf lothringischem Boden, dabei an der Stelle, wo lothringisches Gebiet dem zur damaligen Zeit aufgeschlossenen Kohlenrevier am nächsten kam. — Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fanden wohl Erweiterungen der vorhandenen Glashütten statt, auch einige neue Gründungen, vor allem als Folge einer gesteigerten Aufnahme der Flaschenglasproduktion. Aber weder in der Technik der Glasherstellung noch in der Beschaffung der Rohstoffe, noch in den Verkehrsmitteln und den Absatzverhältnissen traten in diesem Zeitabschnitt grundlegende Veränderungen ein. Die Glasindustrie hat sich langsam und gleichmäßig aufwärts entwickelt.

Da brachte der Bau der Eisenbahnen auch für die Glasindustrie umwälzende Neuerungen. Für den Bezug der Rohmaterialien schufen diese völlig veränderte Voraussetzungen. Die heimischen Rohstoffe, wie der Sand und der Kalk der Trias, waren wegen der starken Verunreinigungen zur Herstellung feinerer Glasqualitäten ungeeignet. Deshalb wurden mit dem Aufkommen der Bahn besser verwendbare Rohstoffe von auswärts bezogen. Vor allem war die Eisenbahn auch der Anlaß zu bemerkenswerten Standortsverlagerungen der Glashütten, und die *neue Verkehrslage zur Eisenbahn* bekam jetzt ausschlaggebende Bedeutung. Denn der Transportfaktor wird jetzt sowohl für den Rohstoffbezug als auch beim Absatz der Erzeugnisse für die Standortwahl bestimmend. Es bildet sich die neue Form der Eisenbahnsglashütte heraus. — Diese Verlagerungen in der Glasindustrie haben sich zum Teil auf engstem Raum abgespielt. An dem Beispiel des Friedrichsthaler Glashüttengebietes, des einstigen Hauptsitzes der Saarglasindustrie, seien diese Standortsverschiebungen etwas näher erläutert (vgl. Tafel 31c und d)<sup>9)</sup>. Mitten in Hochwaldungen wurde am Fuße der Bildstocker Höhe am Oberlauf des Stockbachs im Jahre 1723 die alte Friedrichsthaler Holzglashütte errichtet, die die Keimzelle des heutigen Industriortes Friedrichsthal darstellt. Die Glashüttenbestände erwiesen mit den Holzberechtigungen zugleich auch in dem sog. Friedrichsthaler Erbbestandsgut einen Besitz an Ackerland und Wiesen, und dieser schloß auch die Sandsteinbrüche auf der Bildstocker Höhe ein. Die Friedrichsthaler Glasmacher zeigten uns in dieser ihrer doppelberuflichen Einstellung noch deutlich den alten Typus des Glasmacherbauern. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als schon die beiden neuen Kohlenglasglashütten an die Stelle der alten Holzglashütte getreten waren, erweiterten die Friedrichsthaler Glashüttenbestände ihren landwirtschaftlichen Besitz sehr beträchtlich (z. B. 1791 durch Ankauf des 330 Morgen großen Bildstocker Hofes). An Stelle der Waldnutzungsberechtigungen wurden die neuen Glashütten zur Sicherstellung ihres Brennstoffbedarfes mit Kohlenprivilegien ausgestattet. Auf Tafel 31c ist die Grenze der Steinkohlenkoncession der Friedrichsthaler Glashütte eingetragen; auf Tafel 31d sind auch die alten Stollenbaue der Friedrichsthaler Grube angegeben. Die weiteren Glashüttengründungen und -erweiterungen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reihen sich alle an der Hauptstraße auf, der damaligen Verkehrsschlagader von Friedrichsthal, und bilden von der obersten Hütte bis zur Ballonhütte, die bezeichnenderweise auch die Chausseé Hütte heißt, mit den Wohnhäusern der Fabrikanten und Glasmacher einen einheitlichen Siedlungskomplex. Als dann aber 1852 der Bau der Sulzbachtalbahn erfolgte, verschob sich der Verkehrsschwerpunkt von der Landstraße zu dieser; und alle Neugründungen von Glashütten orientierten sich jetzt zur Eisenbahn. Diejenigen alten Glashütten, die auf der der Eisenbahn abgekehrten Seite der Landstraße lagen und deshalb den Anschluß an die Bahn nicht finden konnten, gingen nacheinander zwischen 1866 und 1870 ein. Ein Schulbeispiel für eine solche Standortverlagerung und die Entstehung einer neuen Eisenbahnsglashütte ist auch die Luisenthaler Glashütte, wo die alte Anlage am Lumpenberg in der unmittelbaren Nachbarschaft des Kohlenstollens der

<sup>9)</sup> Erklärung der Buchstaben auf Tafel 31d (Bezeichnung sowie Jahr der Eröffnung und der Stilllegung der Friedrichsthaler Glashütten):

	Grün: die alten Glashütten	gegründet	stillgelegt
A	Die alte Holzglashütte . . . . .	1723	1729
B	Die obere Hütte . . . . .	1747	1866
C	Die Bachner-Hütte . . . . .	1750	1866
D	Die kleine Weißglashütte . . . . .	1796	1904
D <sub>1</sub>	Fensterglashütte von H. L. Wentzel . . . . .	1840	1918
E	Flaschenglashütte von Ph. Wagner . . . . .	1841	1906
F	Die oberste Hütte . . . . .	1825	1867
F <sub>1</sub>	Die alte Schmidtbornscche Hütte . . . . .	1825	1918
G	Die Ballonhütte . . . . .	1840	um 1870
<i>Rot: die neuen „Eisenbahn“-Glashütten</i>			
H <sub>1</sub>	H. Heinrich Wentzel Sohn . . . . .	{ 1826	1892
H <sub>2</sub>		{ 1888	1892
J <sub>1</sub>	J. H. L. Wentzel . . . . .	{ 1858	1918
J <sub>2</sub>		{ 1865	1918
K <sub>1</sub>	K. L. Reppert Sohn . . . . .	{ 1872	1926
K <sub>2</sub>		{ 1863	1926
K <sub>3</sub>		{ 1872	1926
L	L. Schmidtborn u. Hahne . . . . .	{ 1872	1918

Grube Gerhard zugunsten eines neuen Werkes am Bahnhof Luisenthal aufgelassen wurde (Tafel 33 b). Andere Glashütten, deren Kapitalbasis nicht ausreichte, um solchen Standortswechsel vorzunehmen, gingen ganz ein, wie z. B. die Gersweiler Hütten und Schönecken.

Wenn auch die Neugründungen die Zahl der eingestellten Werke übertrafen, so bedeutet diese Erweiterung der Saarglasindustrie an Zahl und Größe der einzelnen Betriebe keineswegs eine räumliche Ausweitung. Vielmehr ist eine Konzentration der Glashütten auf das Sulzbachtal zwischen Friedrichsthal und Sulzbach festzustellen. Diese räumliche Zusammendrängung einer zwar noch großen Zahl von selbständigen Hütten muß als Vorläufer der betriebstechnischen Konzentration in der Glasindustrie angesprochen werden, durch die in den nächsten Jahrzehnten das Standortbild der Glasindustrie entscheidend verändert worden ist. Die Glasindustrie hat sich viel langsamer als die anderen Industriezweige zur Großindustrie ausgeweitet. Die Einführung der Gasfeuerung und der Übergang von den Hafenöfen zum Wannensystem erleichterte diesen Vorgang. Aber den Sieg des Großbetriebes verbürgte auch in der Glasindustrie die Einführung der Maschinenarbeit, und hier waren gerade die meisten Schwierigkeiten zu überwinden, weil es bei der Glasherstellung sehr auf die Lungenkraft und Geschicklichkeit der Glasmacher ankam. Für die Zukunft der Saarglasindustrie wurde das Tafelziehverfahren von Fourcault entscheidend, das nach dem Kriege eingeführt wurde. Mit all diesen technischen Umwälzungen gingen Hand in Hand Betriebszusammenfassungen, deren Ergebnis die Verschmelzung der vielen kleineren Unternehmungen in ein paar großen Werken war. Die Tafel 31 e zeigt das Bild der Betriebskombinationen. Das großartigste Beispiel für diese Verschmelzungen in der Saarglasindustrie ist die Bildung der Vereinigten Vopeliusschen und Wentzelschen Glashütten G. m. b. H.; diese Firma ist aus dem Zusammenschluß der gesamten Sulzbacher und Friedrichsthaler Tafelglashütten zustande gekommen, einschließlich der 1907 aufgekauften Quierschieder Glashütte von J. Th. Köhl Söhne. Die Fusionsbewegung und alle sonstigen Maßnahmen der Rationalisierung dienten der Abwehr gegen einen langsam, aber anhaltenden Rückgang der Saarglasindustrie, der eine Folge des Wettbewerbes anderer Glashütten, vor allem der fortschrittlichen belgischen Hütten, war. Ein gründlicher Reinigungsprozeß war unaufhaltbar. Die veralteten Glashütten, diese kleinen und mittleren Betriebe, in denen das Glas noch im Mundverfahren geblasen wurde, mußten den kapitalkräftigen modernen Maschinenbetrieben weichen. Die beiden Schnappacher, die Sulzbacher und die Quierschieder Hütten werden stillgelegt; 1918 schließen auch die Friedrichsthaler Glashütten ihre Pforten, als der neue moderne Großbetrieb der Vereinigten Vopeliusschen und Wentzelschen Glashütten G. m. b. H. in St. Ingbert fertiggestellt ist. Die Mariannenthaler Glashütte war von dem Lautenthaler Werk aufgekauft und stillgelegt worden. Unsere Standortskarte der Glasindustrie für das Jahr 1930 (Tafel 31 f) zeigt noch fünf betriebene Glashütten, während es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 20 an der Zahl waren. Im Saarland liegen zwei Unternehmungen, die Kristallfabrik von Villeroy u. Boch zu Wadgassen und die Fenner Glashütte. Im alten Glashüttengebiet des Sulzbachtals sind dagegen sowohl in Friedrichsthal als auch in Sulzbach alle Hütten eingegangen. Heute ist St. Ingbert das Zentrum der modernen Glasindustrie. Neben dem Lautenthaler Werk und der inzwischen auch stillgelegten Aktienglashütte befindet sich hier das neue Werk der Vereinigten Vopeliusschen und Wentzelschen Glashütten G. m. b. H. Abseits der alten Glashüttenbezirke liegt die Homburger Champagnerflaschenfabrik, die heute die einzige Flaschenglashütte an der Saar ist.

Die Saarglasindustrie war in der älteren Entwicklungsphase der Holz- und der Kohlenglashütten aufs engste mit dem heimischen Boden verwachsen, der nicht nur das wichtige Brennmaterial, sondern auch die notwendigen Rohstoffe lieferte. Sie hat auch die wichtige Umstellung zum Großbetrieb auf der Grundlage der neuen Technik und Maschinenverwendung zum großen Teil aus eigenen Mitteln durchgeführt. Vor allem die führende Tafelglasindustrie ist in ihrem Kapitalgrundlagen im Saargebiet verwurzelt und hat sich auch in der Nachkriegszeit von allen fremdländischen Kapitalbeeinflussungen freigehalten. Im Rohstoffbezug hat sich zwar die Glasindustrie schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts langsam von den einheimischen Grundlagen gelöst und versorgt sich heute mit auswärtigen Rohstoffen. Sand und Kalk kommen schon seit langem aus der Champagne. Aber diese westlichen Beziehungen in der Rohstoffversorgung wiegen nichts gegenüber der beherrschenden Stellung des Deutschen Reiches im Absatz der Saarglasindustrie. Wie die ganze westdeutsche Glasindustrie sind auch die Glashütten der Saar entwicklungsgeschichtlich von Anbeginn an nach O orientiert gewesen; entsprang doch die Gründung der

westdeutschen Glashütten dem Wunsch, den deutschen Glasbedarf im Wettbewerb mit den älteren westeuropäischen Industrien durch deutsche Erzeugung zu decken. Die zollpolitische Abtrennung der Saar vom Deutschen Reich hätte den vollständigen Niedergang der Saarglasindustrie zur Folge gehabt, wenn nicht die Saarhütten dank besonderer Zollabkommen auch weiterhin den deutschen Markt hätten beliefern können. Die bedeutende Stellung der saarländischen Glasindustrie im Rahmen der gesamtedutschen erkennen wir daran, daß den Tafelglashütten an der Saar beim Vertrag deutscher Tafelglashütten eine Beteiligungsquote von 27 v. H. eingeräumt ist.

### c) Die Verteilung der Industrien im Saarkohlenbecken

Zu Tafel 24

Nach der eingehenden Sonderbehandlung, die der Steinkohlenbergbau sowie die Eisen- und Glasindustrie gefunden haben, bedarf unsere Beschäftigung mit der Industrie noch einer Ergänzung durch eine Hervorhebung der übrigen Industriezweige und einer Zusammenfassung in dem heutigen Bild der Industrieverteilung an der Saar. Diese Aufgabe erfüllt die Tafel 24, die zugleich mit der Industrie auch den Bergbau zur Darstellung bringt. — Die Karte beruht auf der Betriebszählung im „Saargebiet“ vom Jahre 1927, für Zweibrücken auf der Betriebszählung im Deutschen Reich von 1925. Leider war die Beschränkung auf den östlich der Reichsgrenze gelegenen Teil des Saarreviers nicht zu vermeiden, da für das saar-lothringische Bergbau- und Industriegebiet vergleichbares Material nicht zu beschaffen war. Den Größengrenzen, nach denen der Anteil der Gemeinden an den einzelnen Industriezweigen unterschieden wird, liegt die Zahl der in den Betrieben beschäftigten Personen zugrunde. Nicht alle Industriezweige sind in der Karte berücksichtigt, sondern nur die wichtigsten und charakteristischen ausgewählt worden. So ist z. B. das Baugewerbe, obwohl in ihm 7,5 v. H. der industriellen Bevölkerung Beschäftigung finden, ausgelassen, weil es für den industriellen Aufbau des Saarreviers zu wenig bezeichnend ist, zudem auch in sehr vielen Fällen nur in der Form des Handwerks betrieben wird. Auch von den in der Karte dargestellten Industriegruppen sind nur die Betriebe, die mindestens 10 Personen beschäftigen, in die Karte aufgenommen. So zeigt unsere Karte nur die Verteilung der Industrie, nicht auch des Handwerks.

Auf den ersten Blick springen die beiden Hauptachsen der Industrieballung, die Kohlengießstätter mit ihrer Fortsetzung nach SW und nach NO sowie die Saarindustriestraße, ins Auge. Herrscht auf der Südwest-Nordost-Achse der Steinkohlenbergbau vor, so bestimmt im Saarland von Beckingen bis Brebach die Eisenindustrie das Bild. Zu diesen beiden Hauptindustrien, die dem Saarrevier das charakteristische Gesicht geben, kommen nun aber noch eine Reihe von kleineren Industriegruppen. Diese treten zum Teil als Trabanten des Bergbaus und der Schwerindustrie auf oder verdanken ihre Entstehung zumindesten der infolge der Industrialisierung eingetretenen Bevölkerungsverteilung. Sie sind darin als konsumorientierte Industrien von städtischem Typus gekennzeichnet. Die Ziehung der Saargebietsgrenze gegen das übrige Reich hat in der Nachkriegszeit Anlaß zur Gründung neuer Industrien oder zu einem Ausbau schon bestehender gegeben, und das „Saargebiet“ zeigt im kleinen den Vorgang einer politisch bedingten Neuindustrialisierung, wie er für das in viele mittlere und kleine Staaten aufgelöste Mitteleuropa festzustellen ist. Alle diese Industrien ordnen sich im allgemeinen in die Hauptindustriezonen ein und sind, auch wo sie außerhalb derselben liegen, meist an die städtischen Mittelpunkte gebunden. Grundsätzlich anders sind dagegen die Standorte der Industrien der Steine und Erden, die sich gerade in den sonst industriefreien landwirtschaftlichen Gebieten häufen.

Nach diesem Überblick sollen noch einige Industriezweige besonders hervorgehoben werden. Von den Industrien der Steine und Erden ordnen sich die Kalk-, Ziegel- und Hartsteinwerke in die natürlichen Landschaftseinheiten der Saarlande ein. Die Hartsteinbrüche, die vor allem den Melaphyr und den Porphyrit abbauen, sind für den nördlichen Teil des „Saargebietes“, das nord-saarländische Berg- und Hügelland, ebenso charakteristisch wie für das übrige Saar-Nahe-Bergland. Größere Bedeutung haben die an der Eisenbahn gelegenen Brüche in Michelbach (Abb. 12) und Oberlinxweiler. In den Muschelkalkgebieten des Saar- und Bliesgaues ist die Kalkindustrie beheimatet. Ihre hervorragende Stellung verdankt sie dem Kalkbedarf der Eisenwerke. Solange sich die Verwendung des Kalkes auf das Baugewerbe und die Landwirtschaft beschränkte, genügten die vielen kleinen Kalkgruben mit ihren Feldbrandöfen, die sich über die beiden Gaue zerstreuten. Damals wurde die Kalkindustrie noch nicht anders betrieben wie die vielen noch heute bestehenden kleinbetrieblichen Steinbrüche, die den verschiedensten Bauzwecken dienen und

eigentlich in fast allen älteren geologischen Horizonten zu finden sind. Mit dem lebhaften Aufschwung der Eisenindustrie seit den 80er Jahren, seitdem für das aus den Mineten erblaseine stark phosphorhaltige Roheisen beim Thomasprozeß gebrannter Kalk als schlackenbildender Zuschlag in Mengen von 12–15 v. H. des Roh-eisens notwendig wurde, hat sich auch die saarländische Kalk-industrie gewaltig entwickelt. Ähnlich wie bei der Kokserzeugung, die an der Saar in den Händen der Hütten liegt, wurden in den 90er Jahren hütte-eigene Kalkbrüche und Kalkwerke gegründet, von der Dillingen Hütte in Kerprich-Hemmersdorf, von Völklingen in Überherrn-Berus, von Halberg in Ormesheim und von Neunkirchen in Blickweiler und Gersheim. Aus der Statistik der saarländischen Kalkwerke geht hervor, daß die Kalksteine ausschließlich von den Hütten und den mit diesen verbundenen Zementwerken verbraucht werden und daß auch etwa 85 v. H. der Gesamtproduktion Stückkalk von der Eisenindustrie aufgenommen werden. — Entsprechend den fast überall zu findenden Tonlagern ist auch die *Ziegelindustrie* über die ganzen Saarlande verbreitet. Ihre Hauptzentren sind die Täler. So finden wir sie an der Blies in St. Wendel, Ottweiler, Neunkirchen und in Mittel-Bexbach, im ganzen Saartal, aber auch an der Prims (Körprich) und an der Ill (Dirmingen). Die Ziegeleien liegen so verstreut, daß jeder Teil der Saarlande leicht zu beliefern ist. Der Standort der Ziegeleien wird einmal bestimmt durch die Nachbarlage zu dem Rohstoff Ton, der als billiges Massengut keine weite Verfrachtung verträgt, ist aber zugleich auch eine Transportfrage, da der Absatzradius für die gewöhnlichen Ziegelsteine nur 20–30 km beträgt. Zu der Großindustrie kann an der Saar kein einziges Ziegelwerk gerechnet werden. Wohl sind die kleineren und kleinsten Ziegelhütten immer mehr verschwunden (in Merchweiler ist z. B. heute von den früheren zehn Ziegeleien nur noch eine vorhanden), und die meisten der heute noch betriebenen Ziegeleien sind erst nach 1870 im Zusammenhang mit dem Aufschwung von Bergbau und Industrie entstanden. Den Hintermauersteine herstellenden Werken ist übrigens in der Schlackensteinfabrikation ein mächtiger Konkurrent entstanden. Diese ist mit Ausnahme der Bübinger Kalk- und Sandsteinwerke in den Händen der Eisenindustrie (Halberger und Völklinger Hütte, Neunkircher Eisenwerk). In ähnlicher Weise bestimmt heute die Eisenindustrie auch die *Zementfabrikation*. Eine größere, über das Saarrevier hinausreichende Bedeutung hat die Zementindustrie an der Saar überhaupt erst gewonnen, seitdem in ganz neu eingerichteten Fabriken die Halberger Hütte unter Verwendung der Gießereischlacke und die Völklinger Hütte mit der Thomas-Roheisenschlacke den sogenannten Hüttenzement herstellen.

Zu den alten Industrien an der Saar rechnet neben Eisen- und Glasindustrie auch die keramische Industrie. Nicht zwar gehören dazu die *großkeramischen Werke*, die feuerfeste Steine herstellen, so die Chamotte- und Dinaswerke in Ottweiler und Homburg. Denn diese, heute übrigens in enger Interessen-gemeinschaft verbunden, sind erst in den 90er Jahren gegründet worden, und sie verdanken als echte „Trabanten“ der Eisenindustrie ihre Entstehung dem wachsenden Bedarf an Verkleidungsmaterial für die Innenwände der Hochöfen und der anderen industriellen Öfen. Ihr Standort ist nicht durch die Rohstoffe bedingt; denn diese müssen von auswärts bezogen werden. Neben dem Vorhandensein eines gut ausgebildeten Arbeiter-stammes liegt wohl der hauptsächliche Standortvorteil in der Nachbarschaft eines aufnahmefähigen Absatzgebietes. Die *feinkeramische Industrie*, zu der vor allem die Werke der Firma Villeroy & Boch in Mettlach, Merzig und Wallerfangen (letzteres ist inzwischen stillgelegt worden) rechnen, ist dagegen ein völlig selbständiger Industriezweig. Die Firma Villeroy & Boch ist aus zwei Wurzeln hervorgegangen, aus der Steingutfabrik von Johann Franz Boch in Mettlach und aus der gleichartigen Fabrik von Nic. Villeroy in Wallerfangen. Während letztere im Jahre 1789 errichtet wurde, wurde das Mettlacher Werk 1809 in den leerstehenden Gebäuden der ehemaligen Benediktinerabtei gegründet. Interessant ist für diese Gründung die Bedingung, daß die Steingutwaren nur mit Steinkohle gebrannt werden durften. Zu den Steingutfabriken gesellten sich mit der Zeit weitere Werke, als neue Anlage die Mosaikfabrik in Mettlach (1869), durch Angliederung eines schon bestehenden Unternehmens die Terrakottafabrik in Merzig (1879), die zur Herstellung von Fußbodenplatten sehr vergrößert wurde, und die Kristallglasfabrik in Wadgassen (1883). Mit ihren Tochterwerken im übrigen Deutschland, in Dresden, in Dänischburg bei Lübeck, in Bonn, Deutsch-Lissa bei Breslau und in Torgau a. d. Elbe, ist die Firma Villeroy & Boch eine der vielseitigsten und leistungsfähigsten deutschen Keramunternehmen, und es bestätigt sich auch für diese Schlüsselindustrie der

Saar die enge Verknüpfung mit dem deutschen Markt, die wir schon für die Eisen- und die Glasindustrie hervorheben konnten. —

Die saarländische *Mühlenindustrie*, deren größere Werke sich in der Nachbarschaft des Bliesgaues befinden, ist im Verhältnis zu dem großen Bedarf des dicht besiedelten Industriegebiets unbedeutend. Die Hauptmehlieferten befinden sich nicht an der Saar, sondern sind die an der Rheinschiffahrtstraße liegenden modernen Großmühlen. Sehr beachtenswert ist dagegen die saarländische *Brauindustrie*. Sie ist mit Ausnahme der Walsheim-Brauerei eine ausgesprochen städtische Industrie (mit größeren Werken in Saarbrücken, Saarlouis, Merzig, St. Ingbert, Homburg, Neunkirchen), die sich infolge des Zollabschlusses vom Deutschen Reich und der zwangswise Ausschaltung der deutschen Konkurrenz nach dem Kriege lebhaft entwickelt hat. Infolge der politischen Sonderstellung des „Saargebietes“ hat auch die *Tabak-industrie* an der Saar eine Ausweitung erfahren. Zwar bestanden schon vor dem Kriege Tabakindustrien in St. Wendel und Merzig, in denen dem Bedarf der Arbeiterbevölkerung des Industriegebiets angepaßte Tabake hergestellt wurden. Nach dem Krieg hat sich dann die deutsche Zigarettenindustrie durch Schaffung von Filialbetrieben innerhalb des Grenzen des „Saargebietes“ vor dem Verlust des Saarmarktes mit Erfolg zu schützen verstanden. So sind in Merzig, Saarlouis und Blieskastel neue Unternehmungen entstanden. Und diese gleichen Gründungsmotive lassen sich nun auch in der Schuh- und Textilindustrie verfolgen. Hier wurde ebenfalls der Bedarf nach Erzeugnissen deutscher Geschmacksrichtung, Fabrikationsart und Qualitätsführung, deren Befriedigung die Zollabschürfung verhinderte, zumindesten sehr erschwerte, Anlaß zur Entstehung neuer Industrien unter teilweiser Mitwirkung angesehener deutscher Häuser. Groß ist die Zahl von solchen Nachkriegsgründungen vor allem in der *Schuhindustrie*, wo sich in der Saarpfalz in der Gegend von Blieskastel, Lautzkirchen, Bierbach, Eiöd und Homburg gewissermaßen ein „Ableger“ des Pirmasenser Schuhindustriebezirks für das „Saargebiet“ entwickelt hat. Infolge der einschneidenden französischen Kontingentierungsmäßignahmen hat noch in jüngster Zeit die Schuhindustrie eine weitere Ausbreitung erfahren, die auf unserer Karte noch nicht zum Ausdruck kommt. Die *Textilindustrie* der Saar ist ausgesprochen verbrauchsständig. Sie zählt nur weiterverarbeitende Werke mit Ausnahme einer Baumwollspinnerei in St. Ingbert, die schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründet worden ist und in ihrer starken Verbundenheit mit dem deutschen Markt nach dem Zollabschluß recht in Bedrängnis gekommen ist. Die Lehrmeister für die neuen Betriebe mußten aus den alten deutschen Textilbezirken herangeholt und mit diesen erst die notwendigen Facharbeiter herangebildet werden. Vor allem für die Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte erfüllt die junge saarländische Textilindustrie heute eine arbeitsmarktentlastende Aufgabe. Die zum Teil nur aus der Notzeit der politischen Sonderstellung des „Saargebietes“ begrifflichen und gutzuheißenden Neuschöpfungen (Werke der Wäschefabrikation, der Herren- und Knabenkleiderfabrikation, der Wirk- und Strickwarenindustrie, der Strumpffabrikation, der Krawattenindustrie u. a.) sind heute aus dem Gesamtbild der Saarindustrien nicht mehr wegzudenken. Durch die künstliche politische Raumschöpfung des „Saargebietes“ hat der Saarindustriebezirk ein etwas bunteres Gepräge angenommen. Aber in seinen Grundzügen bleibt doch, und das zeigt auch unsere Karte auf den ersten Blick, der Charakter eines Bergbau- und Schwerindustriegebiets erhalten.

#### Schriftum

- Capot-Rey, R.:* Quand la Sarre était française. Paris 1928.  
*Cartellieri, W.:* Die Eisenindustrie an der Saar. (In: Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme, Saarbrücken 1929.)  
*Gayot, J., et Herly, R.:* La métallurgie des pays de la Sarre moyenne jusqu'en 1815. (Les Cahiers Sarrois Nr. 4, Nancy-Paris-Straßburg 1928.)  
*Haßlacher, A.:* Das Industriegebiet an der Saar und seine hauptsächlichsten Industriezweige. (Mittelungen des Historischen Vereins für die Saargegenden, Heft 12, Saarbrücken 1912.)  
*Krämer, W.:* Geschichte des Eisenwerkes zu St. Ingbert mit besonderer Berücksichtigung der Frühzeit. (Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Bd. XXII, Speyer 1933.)  
*Flory, E.:* Geschichte der Glasindustrie in Lothringen. (Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, 23. Jahrg., 1911.)  
*Lauer, W.:* Die Glasindustrie im Saargebiet. Diss. Tübingen 1922.  
*Krämer, W.:* Zur Geschichte der St. Ingberter Glashütten im 18. Jahrhundert. St. Ingbert 1925.  
*Führer der deutschen Feinkeramik (die Familie Boch).* (In: Keramos, Jahrg. 1924, Heft 8.)  
*König, J.:* Neue Industrien im Saargebiet (nach dem Manuskript eines 1928 gehaltenen Vortrages).  
*Warken, F.:* Die Kalk- und Ziegelindustrie im Saargebiet. (Frankfurter wirtschaftswissenschaftliche Diplom-Arbeit.)  
*Zirkler, A.:* Entwicklung und Bedeutung der saarländischen Textilindustrie (Saarwirtschaftszeitung, 36. Jahrg., 1931.)

## 17. Zur Verkehrsstellung der Saarlande

Zu den Tafeln 32, 33, 38 und 39

Von Hermann Overbeck

Mit der Erörterung der Stellung der Saarlande im rheinischen Verkehrsnetz wird eine Kernfrage der Saarwirtschaft behandelt. Denn das Saarproblem ist, wirtschaftlich gesehen, vor allem eine Verkehrsfrage. Für das Saarbergbau- und -industriegebiet, das heute wie der Aachener und der oberschlesische Bezirk am Rand des deutschen Wirtschaftskörpers liegt, müssen Mittel und Wege gefunden werden, um die Ungunst seiner peripherischen und zugleich meerfernen Lage zu mildern. — Die verkehrsgeographische Stellung der Saarlande findet ihre erste Erklärung aus den natürlichen Gegebenheiten des Raumes. Zwei sich überkreuzende Leitlinien bestimmen diesen, wie wir gesehen haben. In der Oberflächengestaltung herrscht (das ist die eine Grundtatsache) die nordost-südwestliche Richtung. Wir dürfen zwar dabei nicht vergessen, daß diese Anordnung der Bodenerhebungen westlich der Saar einer nord-südlichen Richtung weicht; das lothringische Stufenland ist in die gürtelförmig um das Pariser Becken angeordneten Landrücken eingegliedert. Die Leitlinie des Oberflächenbildes wird nun durchkreuzt durch eine zweite, eine südost-nordwestliche, die durch den Lauf der Saar charakterisiert ist. Der allgemeine Überblick über die Verkehrsstellung ist in dem einleitenden Text (Kapitel I, S. 14 f.) gegeben. Hier sollen die einzelnen Verkehrsarten, der Eisenbahnpersonenverkehr, der Flugverkehr, der Binnenschiffahrtsverkehr und der Güterverkehr, untersucht werden.

## a) Der Eisenbahnpersonenverkehr um Saarbrücken

Zu den Tafeln 32 und 33a

Zwischen der Rheinlinie im Osten, der Mosellinie im Norden und Westen und dem über die Zaberner Steige führenden alten Verkehrsweg von Straßburg nach Nancy hebt sich auf den Tafeln 32 und 33 ein Verkehrsgebiet von kreisähnlicher Form heraus, dessen wichtigste Strände in Saarbrücken zusammengefäßt sind. Darin wird der Verkehrsraum um Saarbrücken zu einem guten Beispiel für das dem Eisenbahnverkehr eigentümliche Sammelprinzip. — Bei der Entwicklung des Eisenbahnnetzes um Saarbrücken (vgl. Tafel 32<sup>1)</sup>) spielen die natürlichen Raumgegebenheiten für eine Zusammenfassung von Verkehrslinien an der Saar sicherlich eine Rolle; vor allem gilt das für den Durchgangsverkehr. Aber ausschlaggebend für seine frühe Ausgestaltung war doch das Verkehrsbedürfnis dieses Bergbau- und Industriegebietes und die zwischen ihm und den Nachbargebieten bestehenden Verkehrsspannungen. Aus der Oberrheinischen Tiefebene, dem begünstigtesten Verkehrsleiter innerhalb des deutschen Mittelgebirges, die schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf der rechten Rheinseite eine durchgehende Eisenbahntrasse besaß, drang als erste Eisenbahn in unserem Raum die pfälzische Ludwigsbahn nach W bis an die preußisch-bayerische Grenze vor. Nach Überwindung des Buntsandsteinwaldgebirges der Haardt führt sie im Zug der alten Römerstraße und der späteren Kaiserstraße, einer von Napoleon aus strategischen Gründen erbauten Kunststraße, und benutzt gleich ihren Vorgängern die natürliche Verkehrsfläche der Kaiserlauterner Senke. Nachdem 1850 auch von W her ein französischer Verkehrsstrang bei Forbach bis unmittelbar an das Saarindustriegebiet heran geführt war, brauchte Preußen nur die Lücke zu schließen; und diese erste Bahnlinie im Saarrevier war zugleich auch die erste preußische Staatsbahn überhaupt. Der Weg durch Sulzbachtal und über Neunkirchen wurde gewählt, um die dortigen wichtigen Kohlengruben an die Bahn anzuschließen. Eine Reihe von Grubenbahnen dienten der Hauptstrecke als Zubringer (so die Grubenbahnen für Altenwald und Dudweiler und die Zweigbahn nach der Grube v. d. Heydt im Burbachtal). Mit der Strecke Neunkirchen-Bingerbrück, die nach Überwindung der Wasserscheide zwischen Blies und Nahem den Nahetal folgt, erhielt das Saarindustriegebiet eine zweite wichtige Verbindung mit der Rheinlinie. Auch diese folgt einer natürlichen Tiefelinie, obwohl im oberen windungsreichen und engen Nahetal nicht geringe technische Schwierigkeiten zu überwinden waren. Die zentrale Stellung, die Saarbrücken schon in den Anfangen des Eisenbahnverkehrs einnehmen konnte, ist eine offensichtliche Anpassung des Verkehrsbildes an die frühe Industrialisierung der Saar. Die Bahnen waren gewissermaßen als „Kohlenbahnen“ gebaut worden. Wie stiefmütterlich wurde im Vergleich damit Trier, dieser alte städtische Mittelpunkt und wichtige Verwaltungs- und Bischofssitz, behandelt, das über 20 Jahre nur durch eine Stichbahn an die Hauptbahn angeschlossen

<sup>1)</sup> Verbesserung zu Tafel 32: Die Strecken Lebach-Primsthaler, Neunkirchen-Illingen und Homburg-Friedrichsdorf müssen in gelben gebrochenen Linien (Bauabschnitt 1891-1914) statt in gelben vollen Linien, die Strecke Heidelberg-Neckargemünd-Neckarsteinach in roter gebrochener Linie (Bauabschnitt 1861-70) statt in roter voller Linie dargestellt werden.

war. Ähnlich erging es auch Zweibrücken. Die 60er Jahre brachten die Verbindung mit Saargemünd und den Bau der offenbar aus strategischen Gründen angelegten Bahn längs der damaligen preußisch-bayerisch-französischen Grenze von Hagenau über Bitsch und Saargemünd nach Beningen und Karlingen. Dieser charakteristischen französischen Grenzgürtelbahn, die heute wieder ihre alte Bedeutung zurück erhalten hat (vgl. den zweigleisigen Ausbau der Strecke Saargemünd-Bitsch-Hagenau durch französisches Militär), fehlte zu ihrer Vollendung nur das erst in deutscher Zeit fertiggestellte Stück zwischen Karlingen und Diedenhofen; denn die Fortsetzung Diedenhofen-Longuyon-Montmédy-Charleville-Mézières war im gleichen Zeitabschnitt gebaut worden. Außerdem erhielt das wichtige pfälzische Bergbau- und Industriegebiet um St. Ingbert seinen Bahnhanschluß, ebenso auch der Bezirksamtsitz Kusel, der einst im Netz der Poststraßen günstig gelegen war, jetzt aber erst verspätet von Landstuhl aus mit der Hauptstrecke verbunden wurde.

Die nächsten 20 Jahre brachten für das Saarindustriegebiet in einer folgerichtigen Anpassung an die weitere wirtschaftliche Entwicklung Neubauten, die im Zusammenhang mit der Erweiterung der Bergbauzone erfolgten, und verbesserte Verbindungen nach dem lothringischen Minettegebiet. 1872 wurden die Viktoriaschächte im unteren Köllertal mit Völklingen verbunden und 1879 zum Aufschluß der tieferen Steinkohlengruben nordwestlich der Schächte des Sulzbachtals durch das Fischbachtal eine Parallelbahn von Saarbrücken nach Neunkirchen gebaut. Außerdem wurde St. Ingbert mit Saarbrücken verbunden. Das Verkehrsnetz der Saar läßt zu diesem Zeitpunkt (um 1880), wenn wir von den nach außen führenden Durchgangsrouten abschneiden, deutlich die innere Bergbau- und Industriezone erkennen. In dem gleichen Zeitabschnitt wurde die untere Bliestalbahn angelegt und erhielt Saarbrücken über Zweibrücken und durchs Queichtal nach Landau eine zweite wichtige Verbindung zum Oberrhein. — Die ausschließliche Bedeutung, die die lothringischen Minette für die Eisenindustrie der Saar erlangt hatten, machte kürzere Verbindungen zwischen der Saar und Lothringen notwendig. Dem trug schon die Strecke Kurzel-Teterchen-Hargarten-Falk Rechnung, die mit Bous und gleichzeitig durch eine Abzweigung in Wadgassen auch mit Völklingen verbunden wurde. Auf diese Weise wurde nicht nur der Kohlenverkehr nach Metz und zu den lothringischen Eisenhütten verbilligt, sondern auch der Völklinger und der Dillinger Hütte der Erzbezug erleichtert. Eine weitere wesentliche Verbesserung in den Verkehrsbeziehungen zwischen Saar und Lothringen brachte dann der Ausbau der Strecke Karlingen-Diedenhofen, bei dem das Stück zwischen Hargarten-Falk und Teterchen benutzt werden konnte. Dieser Bahnbau, mit dem die früh geplante französische Grenzgürtelbahn ihre Vollendung fand, erfolgte jetzt aber vor allem aus wirtschaftlichen Gründen; denn das junge aufstrebende Bergbau- und Industriegebiet an der lothringisch-preußischen Grenze (Kreuzwald, Spittel, Merlenbach, Kl. Rosseln) sollte gefördert und zugleich auch den Saareisenhütten eine unmittelbare Verbindung nach Diedenhofen verschaffen. Die Saartalstrecke wurde mit dem angrenzenden Lothringen im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch durch zwei weitere Bahnen verknüpft. 1901 kam die Niedtalbahn Dillingen-Busendorf in Betrieb, zu der die Dillinger Hütte größere Zuschüsse leistete, weil damit für sie eine erhebliche Verkürzung der Erztransporte aus der Diedenhofener Gegend verbunden war. Und während des Krieges wurde als nördlichste dieser Parallelbahnen noch von Merzig aus über Waldwiese nach Bettendorf eine weitere Verbindungsstrecke zwischen Mosel und Saar vollendet. So entstand in jedem Zeitabschnitt, den unsere Karte unterscheidet, eine neue Eisenbahnverbindung zwischen Saar und Mosel. — Auf der rechten Saar verfolgte der Ausbau des Bahnnetzes wesentlich andere Absichten. Die neue Verbindung von Saargemünd in der Richtung Straßburg über Wingen und Obermodern wurde wichtig für den Kohlenverkehr von der Saar ins Elsaß, nach Baden, überhaupt nach Süddeutschland, aber auch nach der Schweiz und Italien. Denn diese war gegenüber der Linie über Rieding 24 km und der über Bitsch 21 km kürzer. Im übrigen handelte es sich bei den Strecken rechts der Saar vor allem darum, das landwirtschaftliche Hinterland des Industrieviers, das zugleich dessen wichtigstes Arbeitereinzugsgebiet war, so durch Eisenbahnen aufzuschließen, daß möglichst viele Arbeiter dieser Randgebiete ihren Wohnort in den Außenbezirken beibehalten konnten. Aus diesen Gründen entstanden vor allem die Verbindungen, die den Raum nördlich Saarbrücken aufschlossen, die Linie Wemmetsweiler-Nonnweiler, die Köllertal- und Primstalbahn

sowie die Kleinbahn Merzig—Büschenfeld, die in den Hunsrück hineinführende Strecke Türkismühle—Nonnweiler—Hermeskeil. Von der geplanten Kurve St. Wendel—Tholey—Lebach, die ein wichtiges Arbeitersatzgebiet der Saar aufschließen sollte, kam nur das Stück bis Tholey zur Vollendung (1915), und die schon lange geplante und dringend geforderte Ostertalbahn ist bis heute noch nicht in Angriff genommen. Die Glantalbahn, die auch aus strategischen Gründen gebaut worden war, brachte mit der Teilstrecke Homburg—Glan-Münchweiler für den östlichen Teil des Industrieviertels eine sehr begrüßte Erweiterung des Arbeitereinzugsgebietes.

In der Entwicklung des Eisenbahnnetzes um Saarbrücken macht sich dessen Abhängigkeit von den Naturgegebenheiten ebenso wie von den Kulturbedürfnissen bemerkbar. Deutlich tritt das Streben der Eisenbahn nach der natürlichen Tiefenlinie hervor; im Gegensatz zu dem Postverkehr auf den Landstraßen in der älteren Verkehrsperiode, die noch in vielen Fällen als typische Höhenstraßen angelegt waren und zum mindesten besonders verkehrsfeindliche Talabschnitte umgingen, wurde die Tiefenlinie jetzt fast ausschließlich ausgewählt. So scheute der Eisenbahnbau auch nicht vor den bis dahin in sehr vielen Fällen verkehrslosen Durchbruchstälern des Rheinischen Schiefergebirges und seiner Randgebiete zurück. Die Eisenbahnen waren daher nicht nur Straßennachfolger. Gleich dem unteren Mosel- und Kyttal wurde auch das obere Nahetal im Gebiete der Melaphyredecken und Porphyrtöpcke und das kalkartige Erosionstal der Saar in dem Orscholzer Quarzitriegel, durch eine Eisenbahn geschlossen. Die alte Moselstraße erreichte den natürlichen Verkehrsleiter an der mittleren Mosel, die Wittlicher Senke, von Koblenz aus über das Maifeld und über die Höhen des Voreifel; die wichtige Eifelstraße führte über die Rumpfflächen des Gebirges und mied das Kyttal. So ging auch der Verkehr von Saarbrücken nach Trier, soweit er nicht den Flussweg selbst wählte, quer über das Kohlengebirge (Strecke Schleifmühle—Riegelsberg—Dilsburg) und ebenso quer über den Hunsrück auf der Strecke Bettingen—Weiskirchen—Niederzerf—Pellingen. Längs der Saartallinie mied eine zweite Straße zwischen Saarbrücken und Trier wenigstens die Engtalstrecke zwischen Saarburg und der Klöv; führte hier über den Saargau. Für den Landstraßenverkehr haben übrigens beide Straßenzüge bis heute ihre Bedeutung behalten. Durch die in den Anfängen des Eisenbahnbaues ganz ausschließliche Bevorzugung der Tiefenlinien<sup>2)</sup> verschärftete sich der verkehrsgeographische Gegensatz zwischen den Gebirgen, den geomorphologischen Hemmungszonen für den Eisenbahnverkehr, und den Leitlinien (den Flußtälern oder kleinräumigen Hohlformen, wie die Kaiserslauterer oder die Wittlicher Senke) oder Leitflächen des Verkehrs (z. B. Oberrheinische Tiefebene). So wird auch auf unserer Karte die hemmende Wirkung des Hunsrück und der Haardt in der Entwicklung des Verkehrsnetzes offenbar; diese bildeten noch lange Zeit geschlossene bahnlose Gebiete und treten auch in dem Eisenbahnverkehrsbild der Gegenwart durch ihre geringere Bahndichte heraus. — Eine offensame Abweichung von diesen Grundsätzen liegt bei dem Bau der Verbindungsstrecke zwischen Hagenau und Saargemünd vor. Hier wurde aus strategischen Gründen, um die Grenzfestung Bitsch an das Eisenbahnnetz anzuschließen, schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt eine Höhenbahn angelegt. Auch sonst sind politische Momente in das Bild der Eisenbahnverteilung dadurch hineingeraten, daß die Führung der Bahnen durch die Staatsgrenzen bestimmt wurde. Ein interessantes Beispiel für einen solchen Einfluß der innerdeutschen Grenzen aus der Zeit vor der Reichsgründung bietet das preußisch-hessisch-bayerische Grenzgebiet im nördlichen Teil der Oberrheinischen Tiefebene, wo wegen der Kleinräumigkeit der Territorien die Linien nicht als große Fernbahnen, sondern nur als örtliche Planungen zustande kamen (vgl. z. B. die charakteristischen hessischen „Kurven“ Bingen-Alzey-Worms-Bills-Goddelau-Darmstadt mit der Abzweigung nach Weinheim durch die Provinzen Starkenburg und Rheinhessen). Auch an der Saar läßt das preußisch-bayerische Übergangsgebiet solche Einflüsse erkennen; denn hier ist ein einheitliches und zweckentsprechendes Bahnnetz in dem Raum zwischen Saarbrücken, Homburg und Zweibrücken erst dadurch zustande gekommen, daß nacheinander in jedem Zeitschnitt ein kleiner Baustein dazu geliefert wurde. — Aber diese Erörterungen betreffen doch nur die Ausnahmen. Im großen und ganzen ist das Bahnnetz unter Berücksichtigung der natürlichen Gegebenheiten aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten zustande gekommen. Neben der Aufgabe, das Saarindustriegebiet in den Durchgangsverkehr

einzugliedern, sind von Anfang an Transportbedürfnisse (Absatz der Kohle und der Eisenindustriezeugnisse, sowie Bezug von Eisenerz), späterhin auch der Arbeitersatz die Triebkräfte für den Ausbau des Eisenbahnnetzes um Saarbrücken gewesen.

Die Tafel 32 stellt gleichzeitig auch die tägliche Belastung der einzelnen Strecken mit Personenzügen aller Art dar, während aus Tafel 33a der beschleunigte Personenverkehr für sich getrennt abgelesen werden kann. Der Darstellung auf Tafel 32 liegt die Zahl der täglich an Wochentagen verkehrenden Züge zugrunde; die Ausnahmen im Fahrplan an Samstagen, Sonntagen und auch an Montagen sind nicht berücksichtigt. Über die Zahl der beförderten Personen ist nichts ausgesagt, ebenso wenig konnte die unterschiedliche Achsenzahl der einzelnen Züge ermittelt werden. Da aber im allgemeinen auf den weniger befahrenen Strecken auch kleinere Züge verkehren, so würden durch eine Berücksichtigung der Achsenzahl die Gesichtspunkte unserer Karte wohl nur noch verstärkt in Erscheinung treten. Auch der Verzicht auf eine zahlenmäßige Erfassung der beförderten Personen fällt nicht so schwer ins Gewicht. Denn im allgemeinen ist anzunehmen, daß der tatsächliche Verkehr dem Verkehrsbedürfnis angepaßt ist. So liegt in der Anzahl der auf einer Strecke täglich verkehrenden Züge ein wenn auch nicht idealer Maßstab zur Beurteilung der Verkehrsstärke. Dieser Maßstab hat vor allem auch den Vorteil, daß er da Vergleiche zuläßt, wo es sich um Gebiete verschiedener Staaten handelt, wie es auch auf unserer Karte der Fall ist. — Für die Tafel 33 sind alle beschleunigte verkehrenden Personenzüge gesondert zur Darstellung gekommen. Auf den deutschen Strecken kommen dabei die L-, FFD- und FD-Züge in Betracht, die eine Gruppe als besonders beschleunigte Züge bilden, und dann die übrigen, die D-, E- und BP-Züge (die letzteren werden in den Fahrplänen als solche zwar nicht mehr besonders hervorgehoben). Der ersten Gruppe entsprechen auf den französischen und belgischen Strecken ungefähr die trains de luxe und die trains rapides mit nur 1. und 2. Klasse; zur zweiten Gruppe rechnen die übrigen trains rapides und die trains express. Es sind alle Züge gezählt, die im Sommer 1931 regelmäßig verkehrten, auch die nur für einige Monate laufenden Sommerzüge. Da die Zahl der hin- und herfahrenden Züge nicht immer übereinstimmt, sind die Züge in beiden Richtungen festgestellt und die Gesamtzahl dargestellt worden.

Bei der Zählung aller Personenzüge tritt das Saarindustriegebiet als solches auf unserer Karte durch die große Zahl von hohen Verkehrsstärken auf seinen einzelnen Strecken „flächenhaft“ hervor. Eine ähnliche Bündelung von Verkehrsintensitäten wiederholt sich auf unserer Karte nur noch in dem Zentrum des rheinmainischen Verkehrsgebietes um Frankfurt und Mainz und in dem Verkehrsgebiet von Rhein und Neckar zwischen Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg. In übrigen treten solche Verkehrsstärken nur linienhaft auf und fallen zusammen mit den großen Durchgangsstrecken, wo Durchgangsverkehr und Lokalverkehr zusammen solch hohe Zugzahlen möglich machen. So fällt die Oberrheinische Tiefebene durch ihre durchlaufenden Bahnstrecken mit hoher Zugzahl als idealer Verkehrsleiter sofort ins Auge. In dem Teil nördlich der Neckarmündung besitzt sie sogar drei parallele Verkehrsstränge in nord—südlicher Richtung, so daß der Eindruck eines breiten Verkehrsbandes entsteht, das das rhein-mainische Gebiet mit dem Rhein-Neckar-Gebiet verbindet. Auf den anderen Linien mit großer täglicher Zugzahl (z. B. zwischen Straßburg und Nancy, Metz und Luxemburg) treten diese hohen Verkehrsstärken nicht einmal durchlaufend auf, sondern beschränken sich auf die Nachbarschaft der großen städtischen Zentren. Um so auffälliger wirkt das Gebiet um Saarbrücken, das sich sowohl durch die Engmaschigkeit seines Bahnnetzes als auch durch die Stärke des Personenzugverkehrs auszeichnet. In letzterem drückt sich vorwiegend der starke Vorortsverkehr des Industriegebietes aus, der die Folge einer für die Saar charakteristischen auffällig dezentralisierten Siedlungspolitik ist. Wie ganz anders ist das Bild im lothringischen Minettegebiet, wo bei gleichfalls hoher Dichte des Bahnnetzes die Verkehrsstärken nirgends 60 Züge täglich erreichen. Hier fehlt der lebhafte Arbeiterpendelverkehr; die Arbeiter wohnen meist in Kolonien bei ihrer Grube. Als dichtbefahrene Strecken (über 60 Züge täglich) treten im Saarindustriegebiet die Saartallinie zwischen Saarbrücken und Dillingen, der Streckenabschnitt bis St. Ingbert und die Linie Saarbrücken—Neunkirchen—St. Wendel hervor. Die Karte des Gesamtpersonenzugverkehrs läßt übrigens, und das ist ganz allgemein der Fall, bemerkenswerte Vergleiche zu mit einer Karte der Bevölkerungsverteilung. Dichte des Bahnnetzes, Stärke des Verkehrs und Bevölkerungsdichte laufen in sehr vielen Fällen parallel, und so ist es auch an der Saar. Die hervorragende Stellung, die das Saarindustriegebiet auf der Karte des Gesamtpersonenverkehrs einnimmt, ist die Folge eines starken örtlichen Verkehrsbedürfnisses.

Ganz andere Ursachen gelten dagegen für den beschleunigten

<sup>2)</sup> Diese wurde vielfach ohne Rücksicht auf die Lage der größeren Siedlungen durchgeführt. So kamen bei dem Bau der Kyttalbahn zum Teil alle Kreise, so Daun, Prüm und Bitburg, abseits der Hauptstrecke zu liegen, ebenso Traben-Trarbach und Bernkastel, da die Moselbahn zwischen Alf und Schweich die Wittlicher Senke benutzt.

*Eisenbahnpersonenverkehr*, und ganz unterschiedlich ist auch die Stellung, die Saarbrücken auf der Tafel 33a, die diesen darstellt, einnimmt. Die großen Verkehrssammler liegen an der Rheinlinie, im Norden Köln, in der Mitte Frankfurt a. M. und im Süden Basel; zwischen den beiden letzten beanspruchen noch Straßburg und Karlsruhe als wichtige Kreuzungspunkte zwischen dem Nord—Süd- und West—Ost-Verkehr innerhalb der Oberrheinischen Tiefebene besondere Erwähnung. Im Westen ist Paris das Sammelbecken fast der gesamten Eisenbahnroute unserer Karte. Sehr eindrucksvoll ist die Anpassung des Bahnnetzes an die Oberflächengestaltung. Die Gebirge sind im Bilde des Durchgangsverkehrs wirklich noch weit bahnlose Räume. Als Verkehrsfläche hebt sich dagegen die Oberrheinische Tiefebene heraus, in der der wichtige Nord—Süd-Verkehr auf mehreren parallelen Linien bewältigt wird. Eng zusammengepreßt und auf eine linke und eine rechte Rheinlinie beschränkt, windet sich dann der Verkehr durch das Durchbruchstal des Rheines im Schiefergebirge zwischen Bingen und Rolandseck, wo er an die natürliche Tiefenlinie des Stromes gebunden ist. Die starke Verkehrsspannung zwischen Niederrheingebiet und Oberrhein, zugleich zwischen Nordwesteuropa und den Alpenländern sowie Italien, konnte ihren Ausgleich nur längs des Rheins finden; denn ein der Rheinlinie von Natur aus gleichwertigen *Nord—Süd-Weg* besteht nicht. Aber für den internationalen Durchgangsverkehr zwischen den nordwesteuropäischen Küstenhäfen (vor allem den westlich gelegenen) und der Schweiz und Italien brachte der Umweg, der durch die Umgehung des westlichen Flügels des rheinischen Schiefergebirges notwendig ist, unliebsame Verzögerungen. Politische Kräfte unterstützten außerdem Bestrebungen, mit der Rheinlinie in Wettbewerb zu treten. Frankreich war vor dem Kriege von dem Verkehr innerhalb der Oberrheinischen Tiefebene ausgeschlossen, und es verlief deshalb die direkte Verbindung von seinen Kanalhäfen Calais und Boulogne, die Zubringer des englischen Verkehrs sind, nach der Schweiz über Amiens, Langres, Belfort und Delsberg (Umgehung des südlichen Elsaßes). Mit der Einverleibung Elsaß-Lothringens fiel nicht nur der Umweg über Delsberg weg, sondern es entstanden neue Verbindungen von den Kanalhäfen zum Oberrhein über Metz und Straßburg. Die französisch gewordene Elsaß-lothringische „Rückenbahn“ Diedenhofen—Metz—Straßburg—Basel wurde dadurch zu einem wichtigen Instrument im Kampf gegen die Rheinlinie. Denn nicht nur mit den Kanalhäfen wurde sie über die französische Ostbahn neu verknüpft. Viel bedenklicher ist es, daß auch der belgische Nord—Süd-Verkehr und sogar der Hollandverkehr, die ebenfalls beide für den Fährdienst nach England wichtige Zubringer sind, immer mehr in die Gefahr gerät, völlig von der Rheinlinie abgelenkt zu werden. In bewußter Konkurrenz zu dem Rheingold-Zug läuft auf der Strecke Basel—Straßburg—Metz—Diedenhofen—Luxemburg über Arlon, Namur und Brüssel sogar ein besonders beschleunigtes Zugpaar, der Edelweiß-Express, nach Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam neben den acht übrigen beschleunigten Zügen. Und die jüngsten Eisenbahnpläne der westlichen Anrainer des Deutschen Reichs sehen noch einen weiteren Wettbewerb vor. Diese neue internationale Zugverbindung benutzt die andere Ardennenstrecke Luxemburg—Ulfingen—Lüttich und führt über Maastricht, Venlo, Nymwegen zu den holländischen Großhäfen. Sie ist eine Grenzgürtelbahn längs der deutschen Grenze, aber auf fremdem Staatsgebiet. — Das Industrierevier an der Saar liegt zwischen den beiden nord—südlichen Hauptdurchgangsrouten, zwischen der Rheintalbahn und der Elsaß-lothringischen Rückenbahn, und die Saarbrücken berührende Nord—Süd-Verbindung ist nur von zweitrangiger Bedeutung. Heute verkehren sogar auf der Strecke Köln—Trier—Saarbrücken—Straßburg nicht einmal mehr durchgehende Züge. Die Strecke löst sich in zwei räumlich beschränkte Fernwege auf, die Saarbrücken jeweils mit Köln (4 Zugpaare) und mit Straßburg (3 Zugpaare) verbinden. Nicht technische Schwierigkeiten, d. h. die Überwindung eines Gebirges wie die Eifel, können dafür den Ausschlag geben; denn auch die beiden Ardennenbahnen Luxemburg—Namur und Luxemburg—Lüttich müssen über das Gebirge hinüber. Wohl aber haben die neuen politischen Grenzen den heutigen Zustand bestimmt. Der Nord—Süd-Verkehr bewegt sich entweder nur innerhalb der deutschen Reichsgrenzen; das gilt für die Rheinlinien, die deshalb auch alle vor der neuen französischen Grenze im nördlichen Elsaß auf die rechte Rheinseite geführt werden, oder aber sie meiden das deutsche Staatsgebiet vollständig, wie die Nord—Süd-Verbindungen westlich der Saar.

Günstiger ist die Stellung Saarbrückens im Ost—West-Verkehr. Auch bei diesem ist die Abhängigkeit von der Oberflächengestaltung sehr auffällig. Im Norden führt die Ost—West-Route auf der Strecke Köln—Lüttich am Nordrand der Mittelgebirgschwelle entlang. Weiter südlich, wo die morphologische Hemmungszone der Gebirge nicht mehr umgangen werden kann, sind die natürlichen

Pfortenlandschaften, so die Burgundische Pforte und die Zaberne Steige, auch die Leitlinien des Eisenbahnverkehrs. Während die Bahnen dort in einem einzigen Verkehrsstrang zusammengefaßt sind, lösen sie sich im Mittelrheingebiet in mehrere Routen auf. Doch diese laufen alle in Saarbrücken zusammen. Diese Vielheit der Wege zum Rhein im mittleren Teil des Flußgebietes ist nicht nur als Anpassung an die offeneren Oberflächenformen des Saar-Nahe-Berglandes zu deuten. Sie ist vielmehr eine Folge des anders gearteten Verkehrs; denn dieser ist nicht in dem Maße wie auf den anderen Ost—West-Strecken Durchgangsverkehr, sondern muß den vielseitigen Ansprüchen des Saar-Industrieviers Genüge leisten, das auf möglichst vielen Wegen durch einen beschleunigten Zugverkehr an die Rheinlinie angeschlossen sein will. So verteilen sich die nach O ausstrahlenden Linien auf drei Wege, auf die Nahetallinie, auf die Strecke Kaiserslautern—Neustadt—Mannheim-Ludwigshafen und auf die südliche Linie über Zweibrücken und Landau. Auf allen drei Strecken laufen Kurzwagen nach Frankfurt, das das Ziel der meisten Züge ist. Über die Queichtalstrecke wird der nach Süddeutschland, nach Karlsruhe, Stuttgart und München durchlaufende Verkehr geleitet; über die beiden anderen Strecken geht der Verkehr nach Mitteldeutschland und Berlin. In gewissem Sinn muß auch die Moseltalstrecke noch den von Saarbrücken ausgehenden zum Rhein führenden Verkehrssträngen zugerechnet werden. Denn wenn auch keine durchlaufenden Züge über Trier nach Koblenz verkehren, so sind doch die Anschlüsse in Trier so günstig gehalten, daß auch diese Linie als Rheinzubringer für das Saarindustrieviertel, wenn auch mit Einschränkungen, gelten kann. Von den zur Rheinlinie ausstrahlenden elf beschleunigten Zugpaaren dienen nur vier dem ost—westlichen Durchgangsverkehr, indem sie durchlaufende Pariser Wagen führen; eine Zugverbindung hat auch Wagen nach Calais und Boulogne. Letzterer Zug ist auch der einzige, der Saarbrücken über Völklingen in Richtung Diedenhofen verläßt. Alle anderen benutzen die Hauptlinie Forbach—Remilly—Metz, die mit sechs beschleunigten Zugpaaren befahren wird. Von diesen dienen drei dem durchlaufenden West—Ost-Verkehr Frankfurt—Paris, der in jüngster Zeit eine Verkürzung seiner Fahrzeit um über eine halbe Stunde erfahren hat. Denn die Züge müssen zwischen Metz und Bar-le-Duc nicht mehr den Umweg über Frouard machen, sondern können heute nach Fertigstellung der Teilstrecke Thiaucourt—Lérouville die als Schnellzugsstrecke ausgebaute Linie Onville—Lérouville verwenden.

Saarbrücken nimmt im ganzen im Durchgangsverkehr nur eine sekundäre Stellung ein. Das zeigt schon das völlige Fehlen der besonders beschleunigten Zugtypen, die für den internationalen Fernverkehr am meisten bezeichnend sind. Das beweist die ausgesprochen schwache Betonung eines nord—südgerichteten Verkehrs. Außerdem ist der nach O ausstrahlende, in der Gesamtzahl der Züge nicht unbedeutende Verkehr weniger als typischer Durchgangsverkehr, sondern mehr als räumlich begrenzter Fernverkehr zu den benachbarten Wirtschaftszentren, vor allem zu den übrigen rheinischen, ausgebildet. Er läßt darin gleich dem Gesamtverkehr die Anpassung an die örtlichen Verkehrsbedürfnisse des Saarindustrieviertels erkennen. — Aus den gleichen Ursachen findet auch die Stellung Saarbrückens im Flugverkehr<sup>3)</sup>, die auf der Tafel 33a ebenfalls dargestellt ist, ihre Erklärung. Außer mit Paris, wohin infolge der erzwungenen wirtschaftspolitischen Einordnung der Saar in das französische Zollgebiet heute viele wirtschaftliche Fäden verlaufen, ist Saarbrücken im Flugverkehr vor allem mit den rheinischen Wirtschaftsmopolen verknüpft, mit Köln, mit Frankfurt und mit Mannheim-Ludwigshafen. In dieser engen Verbindung mit den Rheinländern im Flugverkehr wird noch einmal wirkungsvoll die Tatsache unterstrichen, daß der Verkehr der Saarlande, wie schon immer, so auch in der jüngsten Gegenwart, vorwiegend nach O gerichtet ist. Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung des Verkehrsnetzes konnte uns dies ebenso bestätigen, wie die Analyse des Gesamtpersonenverkehrs oder des beschleunigten Eisenbahnpersonenverkehrs. Die gleichen Ursachen haben eben die gleichen Wirkungen. Der Verkehr des Saarindustrieviertels ist letzten Endes ein Lebensvorgang der Wirtschaft an der Saar und ist daher ihren örtlichen Bedürfnissen angepaßt. Das Wirtschaftsgebiet an der Saar ist aber ein unzertrennbarer Teil des deutschen Wirtschaftskörpers.

#### b) Die Lage des Saarindustrieviertels zum Meer und zu den Binnenschiffahrtswegen

Zu Tafel 33b

Diese Erkenntnis steht auch im Mittelpunkt aller Pläne, das Saarrevier an eine modernen Ansprüchen genügende leistungsfähige

<sup>3)</sup> Die Karte ist auf Grund des Sommer-Flugplanes 1931 der Deutschen Luft Hansa A. G. gezeichnet.

fähige Wasserstraße anzuschließen. Denn das wichtigste zu erreichende Ziel aller Kanalpläne an der Saar lag und liegt auch heute im Osten; es ist die Rheinwasserstraße.

Die Tafel 33 b stellt in den Zonen gleicher Meerferne die Lage des Saarindustriegebietes zum Meer, zwischen der Nordsee und dem Mittelägyptischen Meer, dar und vermittelt ein Bild von den Binnenschiffahrtswegen, die nach ihrer Leistungsfähigkeit, nach der Tragfähigkeit der größten auf ihnen verkehrenden Schiffe, unterschieden sind. Das Material zu der Darstellung der Binnenschiffahrtstraßen entstammt amtlichen Angaben des Reichsverkehrsministeriums für den reichsdeutschen Anteil, des Allgemeinen Dienst von den Rijkswaterstaat zu Haag für die Niederlande, des Ministère des travaux publics, Administration des ponts et chaussées, Direction générale des voies hydrauliques zu Brüssel für Belgien, einer französischen Veröffentlichung „Guide officiel de la navigation intérieure, dressé par les soins du ministère des travaux publics“, Paris 1921, deren Angaben durch Rückfragen bei dem Wasserbauamt Saargemünd ergänzt werden mußten, und des Mitteleuropäischen Schiffahrts-Verbandes zu Berlin für die übrigen Staaten.

Das Saarindustriegebiet ist mehrfach gelegen. Die 300-km-Küstenabstandslinie schneidet es; dabei ist aber zu beachten, daß die Zonen gleichen Küstenabstandes der inneren Küste parallel laufen. Beziehen sich die Entfernungen dagegen auf die äußere Küste, wobei der Gürtel der Küsteninseln zum Festland gerechnet wird, so liegt Saarbrücken in der Luftroute ungefähr 370 km von der Nordseeküste, und ein um Saarbrücken gezogener Kreis mit diesem Radius schneidet Ostende und Hoek van Holland und läuft zwischen beiden Hafenplätzen der äußeren Küstenlinie an nähernd parallel. Dieser Küstenabschnitt der Nordsee ist somit das natürliche Tor des Saarindustriegebietes zum Meer. Die Häfen des Mittelägyptischen Meeres fallen infolge ihrer Entfernung für eine überseesche Ausfuhr des Saarreviers völlig aus. An der Nordseeküste ist Antwerpen dank seiner landeinwärts vorgeschobenen Lage besonders begünstigt. Soweit nun die Eisenbahnen als Zubringer in Betracht kommen, gehört auch das Saarindustriegebiet zum Hinterland des Antwerpener Hafens. Sobald aber mit einer möglichst billigen Fracht gerechnet werden muß, übt die Rhein-Großschiffahrtsstraße die stärkere Anziehungskraft aus, und dieser über die Rheinlinie geleitete Verkehr nach Übersee kommt den holländischen Häfen, vor allem Rotterdam, zugute. Im ganzen behindert aber diemeerferne Lage überhaupt den Überseeabsatz. Zwar ist die Kontinentalität der Lage des Saarreviers nicht so hochgradig wie im obersächsischen Industrievier, wo Ratibor 500 km von Danzig in der Luftlinie entfernt ist. Aber im Vergleich zu den westeuropäischen Bergbau- und Industriezentren, mit der Ruhr und auch dem Aachener Gebiet, mit dem die Saar sonst ein sehr ähnliches Lageschicksal verbindet, mit dem holländischen, dem belgischen und dem nordfranzösischen Revier, nicht zuletzt auch den meeresnahen englischen Industriezentren, wirkt sich in der modernen Wirtschaftsentwicklung des Saarindustriegebietes die binnennähere Lage sehr nachteilig aus. Diese wird noch verschärft durch das Fehlen eines natürlichen Großschiffahrtsweges, wodurch nicht nur ein Absatz nach Übersee fast unmöglich gemacht wird, sondern überhaupt jeglicher Fernabsatz am Wassergütern sehr erschwert ist.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Saar abwärts Saarbrücken den bescheidenen Verkehrsanforderungen dieser Zeit noch einigermaßen Genüge leisten können. Sie diente, vor allem seit dem im 18. Jahrhundert einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung, dem Kohlenbergbau sowie der Eisen- und Glasindustrie als Absatzweg, spielte schon längere Zeit für die Flößerei eine wichtige Rolle. Über Saar und Mosel führte der Flußweg zum Rhein und diesen abwärts zu den Küstenplätzen. Dem Holland-Handel, diesem wichtigen Transithandel des 18. Jahrhunderts, der Saarbrücken zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Mittelpunkt gemacht hatte, war der Wasserweg über die untere Saar sehr förderlich. Diese Saarflößerei erlebte ihren Höhepunkt unmittelbar vor dem Bau der Eisenbahnen. Damals war das Standortsbild der Saarkohlengruben wesentlich durch deren Nachbarschaftslage zur Saar bestimmt. Die höchste Förderziffer erzielte in den 40er Jahren die Grube Gerhard, die durch einen besonderen Schieneweg mit der Verladestelle Luisenthal verbunden war (vgl. Tafel 25 d). Zur besseren Aufschließung der Gruben des unteren Sulzbachtales begann der preußische Staat mit dem Bau eines tiefen Saarstollens, an dessen Mundloch ein unmittelbarer Wasseranschluß vorgesehen war. Die Eisenhütten bezogen Erz und Roheisen aus dem Nassauischen über Lahn, Mosel und Saar. Noch 1856, als die Burbacher Hütte gegründet wurde, spielte bei der Geländewahl die Nachbarschaft des Flusses eine besondere Rolle; tatsächlich hat die Hütte anfänglich auch die luxemburgischen Minette auf dem Wasserweg bezogen. Aber die Natur dieses Schiffahrtsweges hemmte einen

regelmäßigen Verkehr auf der Saar. Der Unterlauf der Saar, vor allem in dem klippen- und windungsreichen Durchbruch durch den westlichen Hochwald, war ein schweres Hindernis; außerdem störten die unregelmäßigen Wasserverhältnisse, die eigentlich nur im Frühjahr und Herbst je zwei Monate günstig waren. Mit der Landfahrt zwar konnte die Saar trotz all dieser natürlichen Gegebenheiten beim Transport von Massengütern noch den Wettbewerb aushalten. Die Eisenbahn aber machte jeglicher Schiffahrt auf der Saar einen raschen Ende.

Eine Verbesserung der Stellung des Saarreviers im Wasserverkehr konnten nur tiefgreifende menschliche Eingriffe durch die Anlage künstlicher Wasserstraßen bringen. Die weitere Entwicklung des Binnenschiffahrtsnetzes um Saarbrücken steht daher im Zeichen der Kanalbauten und Kanalpläne. Der erste und bis heute einzige ausgeführte Kanal ist der Saar-Kohlenkanal. Der Anreger zu diesem Bau war Frankreich, das als das „klassische Land der Kanäle“ gilt. Schon Anfang des 19. Jahrhunderts war ein ähnlicher Wasserweg geplant gewesen. Die Saar sollte damals von Saarbrücken bis Saaralben kanalisiert und von Saaralben dann ein Zweigkanal bis nach Dieuze gebaut werden, um die dortigen Salinen mit Steinkohlen zu versorgen. Ähnliche, jetzt nur auf räumlich breiterer Grundlage beabsichtigte Versorgungspläne mit Kohle veranlaßten auch die Ausführung des neuen Kohlenkanals. 1853 war der Rhein-Marne-Kanal fertiggestellt worden, und die östlichen Departements, d. h. das spätere Reichsland Elsaß-Lothringen, verlangten nun die Einlösung eines Versprechens, den Bau eines Stichkanals zum Saarkohlenbecken. Seine Finanzierung wurde durch die elsaß-lothringische Großindustrie ermöglicht. So konnte der Kohlenkanal im Jahre 1865 bis Luisenthal eröffnet werden; den Anteil auf preußischem Boden übernahm hier der Staat selbst. Zwischen 1875 und 1879 wurde die Saar noch weiter abwärts bis Ensdorf kanalisiert, um auch den nördlichen Gruben einen Wasseranschluß zu verschaffen. Der Kanal war aber eigentlich zu ungeeigneter Zeit erbaut worden. Denn schon einige Jahre später wurden zwischen Saarbrücken und Straßburg nacheinander zwei Bahnen (später sogar noch eine weitere; vgl. S. 90) vollendet, die dem Kanal bald recht fühlbare Konkurrenz machten. Während sich die Eisenbahnen im Laufe der nächsten Jahrzehnte technisch immer mehr vervollkommen blieb der Kanal dagegen unverändert seit seiner Eröffnung nur mit 280-Tonnen-Schiffen befahrbar. So nimmt es nicht wunder, wenn auch das Verkehrsraukommen des Kanals nach einem ersten Anstieg der Verkehrscurve nicht wesentlich gesteigert werden konnte. Eine Zunahme hat eigentlich nur der Verkehr zu Tal, d. h. die Einfuhr ins Saarrevier auf dem Wasserwege, erfahren, während der Verkehr zu Berg stehen geblieben ist.

#### Verkehr durch die Schleuse in Güdingen:

	1869	1880	1913	1931
Zu Berg . . .	594 303 t	598 610 t	726 873 t	604 638 t
Zu Tal . . .	73 602	60 685	396 894	431 740
Zusammen	667 905 t	659 295 t	1123 767 t	1046 378 t

Die Zahlen aus verschiedenen Jahren für den Kanalabsatz an Steinkohle heben den wichtigsten Ausfuhrposten hervor: 1869 553 681 t, 1880 531 041 t, 1913 607 035 t, 1931 523 359 t. Auch die politischen Veränderungen durch die Grenzziehung von 1871 und nun wieder von 1919 haben keinen merklichen Einfluß auf den Kanalverkehr ausgeübt. Der Saar-Kohlenkanal mitsamt dem ganzen sich anschließenden elsaß-lothringischen und weiterhin französischen Wasserstraßennetz ist infolge seiner ungenügenden Dimensionen (der französische Normalschiffstyp ist das 300-Tonnen-Schiff) nicht leistungsfähig genug. Aber er entspricht auch nicht dem dringendsten Verkehrsbedürfnis des Saarindustriegebietes, einer unmittelbaren Verbindung zum Rhein. Es darf nicht vergessen werden, daß der Saarkohlenkanal letzten Endes doch von außen her in das Saarrevier hereingeführt worden ist.

In gewisser Beziehung gilt das auch für ein anderes Kanalprojekt, die Saar-Mosel-Kanalisation, die seit den achtziger Jahren die Gemüter an der Saar so sehr erregt hat. Die Kanalisation Saar und Mosel wurde anfänglich vor allem von der Kohlen- und Industrie betrieben und fand an der Saar nicht nur bei dem Staatsbergbau, der unentwegter Gegner blieb, sondern auch bei einem Teil der Industrieführer Ablehnung. Diese Gegnerschaft war zum Teil grundsätzlicher Art. Das Saarindustriegebiet, ein „Kind der Eisenbahnen“, hatte im Eisenbahnverkehrszeitalter den gewaltigen Wirtschaftsaufschwung erlebt, und deshalb schien ein Planen von künstlichen Wasserstraßen wie ein Rückfall „aus der Eisenbahnnähe des 19. Jahrhunderts in die Kanalära vergangener Jahrhunderte“ (Freiherr Karl Ferdinand v. Stumm). Das Stehenbleiben des Verkehrs auf dem Saar-Kohlenkanal möchte eine Rechtfertigung solcher Gedankengänge sein. Aber

es wurde doch außer acht gelassen, daß der Kohlenkanal für einen Großverkehr überhaupt nicht leistungsfähig war und zudem nicht der vorwiegenden Verkehrsrichtung des Saarreviers entsprach. Auch mit der Saar-Mosel-Kanalisation wäre nur die Forderung nach einem modern ausgebauten Kanal mit größeren Schiffsdimensionen erfüllt worden. Aber auf dem Weg über eine Saar-Mosel-Kanalisation, dem alten „Umweg“ des Flusschiffahrtsverkehrs, wäre nicht der Wunsch einer „unmittelbaren Wasserverbindung der Saar, etwa bei Saarbrücken, und dem Mittelrhein, etwa bei Ludwigshafen oder Mainz“ erfüllt worden; und das war, so heißt es schon in der ersten Entschließung der Saarbrücker Handelskammer zur Kanalfrage aus dem Jahre 1887, „die einzige gegebene Voraussetzung für einen Anschluß des Saarreviers an das deutsche Wasserstraßenetz“. Wenn in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Krieg doch die Saar-Mosel-Kanalisation von der Saar, zuletzt sogar noch von der Saar und nicht mehr von der Ruhr, propagiert wurde, so war damals die grundlegende Erkenntnis von der Notwendigkeit einer direkten Wasserstraße zum Mittelrhein durch allerhand Nebengesichtspunkte verdunkelt. Sicher war es richtig zu betonen, daß eine Moselkanalisation, wenn sie nicht zu umgehen war, niemals ohne eine Kanalisation der Saar gutzuheißen war, d. h. ohne einen Anschluß des Saarindustriegebietes an diese. Sicher ergaben sich auch für die Eisenindustrie an der Saar, die immer stärkere wirtschaftliche Bande mit dem lothringisch-luxemburgischen Minettegebiet verknüpften, wesentliche Vorteile aus einem solchen modern ausgebauten Wasserweg; der Saar-Mosel-Kanal ist ein Erzkanal. Auch für einen Absatz der Industrie nach Übersee konnte der Weg über Saar und Mosel zum Rhein einen Ausweg schaffen. Für die wichtigste Absatzrichtung, nach Süddeutschland, aber konnte der Umweg über eine kanalisierte Saar und Mosel schon vor dem Krieg keinen entscheidenden Vorteil mehr bringen. Der Saarbergbau mußte vielmehr als Folge der Kanalisierung ein Vordringen der Ruhrkohle in seine bis dahin unbestrittenen Absatzbezirke befürchten.

In der Nachkriegszeit hat sich denn auch wieder der alte Plan einer unmittelbaren Kanalverbindung mit den lebenswichtigen süddeutschen Absatzmärkten in der Forderung nach einem *Saar-Pfalz-Kanal* durchgesetzt. Auch für die Saarwirtschaft ist die Sicherstellung des Absatzes eine Lebensfrage, und nach der Rückgliederung in den deutschen Wirtschafts- und Zollverband, mit der zwangsläufig eine Auflockerung der westlichen Handelsbeziehungen verbunden sein wird, muß dem Saarrevier „das frühere geographisch begründete Vorrecht in der Belieferung des süddeutschen Marktes in vollem Ausmaß“ wieder eingeräumt werden. Der Vorteil der geographischen Lage zu Süddeutschland, gegen das die Saar von allen europäischen Industrierevieren am weitesten vorgeschoben ist, wird aber zugunsten anderer Gebiete dadurch stark beeinträchtigt, daß diesen billigere Wasserwege zur Verfügung stehen, diese also trotz wesentlich weiterer Entfernungen nur mit geringer, höchstens den gleichen Transportkosten zu rechnen brauchen. Im Ruhrrevier ist heute nach Fertigstellung des Rhein-Herne-Kanals und des Lippe-Seitenkanals, durch die eine große Zahl von Gruben an das Binnenschiffahrtsnetz angeschlossen wurden, die Wasserverkehrslage gegenüber dem Vorkriegsstand wesentlich verbessert. Die „nassen“ Ruhrzeichen sind für eine Belieferung des süddeutschen Marktes besonders begünstigt. Die Saar muß daher vor allem in ihrem Absatz nach Süddeutschland frachtfachlich günstiger gestellt werden. Aus diesem Grunde scheidet der Saar-Mosel-Kanal heute völlig als Wettbewerber aus; denn bei diesem Umweg, der allein schon bis Koblenz 168 km länger ist als die Verbindung Saarbrücken-Ludwigshafen über den Saar-Pfalz-Kanal, würde der Vorsprung der Ruhr und der anderen vom Niederrhein her vorstößenden Kohlenreviere nur verewiggt werden. Aber auch der Saar-Kohlenkanal, der heute schon durch die neue Grenzführung für den Durchgangsverkehr nicht mehr in Betracht kommt, außerdem erst zu einem modernen Schiffahrtsweg ausgebaut werden müßte, ist deshalb ungeeignet, weil als erstrebenswertester Endpunkt eines Kanals ebenso wenig wie Koblenz auch nicht Straßburg, sondern der Rheinabschnitt zwischen Main- und Neckarmündung gilt. Denn von hier aus können auch die kanalisierte Main- und Neckarwasserstraße leicht erreicht werden. Von den verschiedenen Kanaltrassen, die bei den Vorarbeiten für den Saar-Pfalz-Kanal untersucht worden sind, hat sich als die technisch und wirtschaftlich geeignete eine Linie erwiesen, die nach Überwindung der Wasserscheide zwischen Saar und Blies der Kaiserslauterer Senke folgt, über Enkenbach nach Eisenberg führt und bei Frankenthal auf einen vom Rhein kommenden Stichkanal trifft.

Das Saarindustriegebiet mußte in seiner wirtschaftlichen Weiterentwicklung durch die zweifache Ungunst seiner mehrfachen Lage und des Fehlens eines modernen Großschiffahrtsweges gehemmt werden. Durch seine Grenzlage im Deutschen

Reich und durch die Konkurrenz des jenseits der Grenze aufblühenden lothringischen Kohlenreviers ist die Lage in der Gegenwart noch weiter verschärft worden. Um so dringlicher wird hier Hilfe gefordert werden müssen, und eine die Ungunst der verkehrsgeographischen Lage ausgleichende Lösung ist der unmittelbare Wasserweg zum Rhein; es sei denn, daß Ziel und Zweck eines Kanals doch noch auf andere Weise erreicht werden könnten (Spezialgüterbahn, sogenannte Schleppbahn mit Großraumwagen oder Seiltransportbahn). Wir sehen, wie auch in anderen Kohlenrevieren eifrig an der Verbesserung der Wasserverkehrslage gearbeitet wird. Auch im Aachener Gebiet sind zwar die *Kanalpläne*<sup>3</sup> noch nicht weiter als an der Saar gediehen; auch dort liegt nur die Route des Aachen-Rhein-Kanals in der Richtung auf Neuß-Düsseldorf fest, aber der Bau ist noch nicht in Angriff genommen. Dagegen ist für das dem Aachener Gebiet unmittelbar benachbarte junge holländische Grubenrevier ebenso wie für das jüngste Bergbauzentrum in der belgischen Kampine eine sehr aktive Kanalpolitik hervorzuheben. In den Niederlanden besteht schon heute durch die Kanalisation der Maas von Maasbracht abwärts für 2000-Tonnen-Schiff und durch die Fertigstellung eines Stichkanals zwischen Maas und Rhein auf der Strecke Mook-Nymwegen eine Wasserverbindung zum Rhein, und mit der Vollendung des Julianakanals, des Maas-Seitenkanals zwischen Maasbracht und Maastricht, werden die großen holländischen Staatszechen längs der Rheinlinie nicht nur dem Aachener Gebiet, sondern auch dem Saarrevier in verschärftem Maße Konkurrenz machen können. Ebenso baut Belgien von der Maas aus nach Antwerpen den Albertkanal, um dadurch das Kampine-Becken an den Großschiffahrtsverkehr anzuschließen. In Frankreich, das einst einmal das Musterland für Kanalbauten genannt werden konnte, besteht heute, Elsaß-Lothringen eingeschlossen, nur ein sehr veraltetes Binnenschiffahrtsnetz, das höchstens für 300-Tonnen-Schiffe befahrbar ist. Ausbaupläne bestehen zwar auch hier. Bei der Mosel, die von Metz bis Diedenhofen kanalisiert worden ist, ist das alte Schiffismaß noch zugrunde gelegt, die Möglichkeit eines Ausbaues der Wasserstraße für 1200-Tonnen-Schiffe aber schon vorgesehen worden. Auf das Moseltal zwischen Metz und Diedenhofen, d. h. auf das lothringische Eisenhütten- und Minettegebiet, konzentrieren sich auch weiterreichende, großzügige Kanalpläne, so eine unmittelbare Verbindung der Mosel mit dem nordfranzösischen Kohlenbecken und der schon seit dem vorigen Jahrhundert in vielen Abwandlungen immer wieder auftauchende Plan einer direkten Wasserstraße zwischen Mosel und Saar. Bei den jüngsten Vorschlägen zu dem letztgenannten Kanal wird zwar in Anpassung an die neue Grenzziehung als Endpunkt dieses Kanals nicht mehr die Saar, sondern das lothringische Kohlenbergbaugebiet bezeichnet. Der Kanal ist nicht mehr als eine Verbindung zwischen Minettegebiet und Saarkohlengebiet gedacht, sondern soll dazu dienen, die Wettbewerbsfähigkeit des lothringischen Kohlenbergbaues gegenüber der Saar zu erhöhen. So sieht sich das Saarrevier von sehr vielen Seiten in seinem Absatz bedroht, und gerade auch gegenüber einer solchen Einkreisung, die den Verlust immer weiterer Absatzmärkte zur Folge haben muß, verspricht eine wirkliche Hilfe der Saar-Pfalz-Kanal, die unmittelbare Verbindung des Saarreviers mit dem deutschen, rheinischen Wasserstraßenetz.

#### c) Der Güterverkehr des Saarreviers auf den Eisenbahnen

Zu den Tafeln 38 und 39

Der Eisenbahngüterverkehr innerhalb des Saarindustriegebietes kommt auf den Teilkarten I und K der Tafel 39 zur Darstellung. Seine unterschiedliche Stärke findet auf Karte K ihren Ausdruck in der Zahl der auf den einzelnen Strecken täglich verkehrenden Güterzüge, d. h. also in der Belastung der Strecken mit Güterzügen. Sie wird aber auch an den einzelnen Stationen gemessen und kommt in dem nach Versand und Empfang getrennt dargestellten Verkehrsaufkommen der einzelnen Bahnhöfe zum Ausdruck. Unsere Karten beruhen auf den amtlichen Statistiken der Eisenbahndirektion des derzeitigen „Saargebiets“<sup>4</sup>. Bei der Belastung der Strecken mit Güterzügen ist als Stichtermin der Oktober 1929 gewählt; der Monat Oktober zeigt in etwa den Höhepunkt des jährlichen Güterverkehrs. Es war leider nicht möglich, für die Darstellung der täglichen Belastung der Eisenbahnstrecken mit Güterzügen (1929) und für das Güterverkehrsaufkommen der einzelnen Stationen (1927) das gleiche Jahr zu wählen. Für 1929 wurde eine in die verschiedenen Gütergruppen aufgegliederte Güterverkehrsstatistik für die einzelnen Stationen nicht mehr aufgearbeitet, und für 1927 waren die Angaben über den Güterzugverkehr nicht mehr zu beschaffen. Es sind sowohl die planmäßigen Güterzüge als auch die Sonderzüge mitgezählt; aus der Gesamtzugzahl für den Monat Oktober 1929 ist dann das tägliche Mittel errechnet worden und dieses in der Karte zur Dar-

stellung gekommen. Für die im Gemeinschaftsverkehr mit den elsäß-lothringischen Bahnen betriebenen Strecken des „Saargebietes“ waren vergleichbare Angaben nicht zu erhalten. — Bei der Darstellung des Güterverkehrsaufkommens der einzelnen Eisenbahnstationen des Saarindustriegebietes mußten aus den gleichen Gründen ein Teil der Bahnhöfe der Gemeinschaftsstrecken ausgelassen werden. Doch konnten wenigstens für die wichtigen Endbahnhöfe dieser Strecken, für Völklingen, Bous, Dillingen, Merzig, und für Hostenbach für das Jahr 1927 die Gesamtzahlen für Empfang und Versand ermittelt und aus diesen im Verhältnis der für 1925 zur Verfügung stehenden genauen Zahlen auch die nach den einzelnen Güterarten getrennten Verkehrsangaben geschätzt werden. Die Gesamtzahlen für Versand und Empfang sind in zehn Größengruppen unterteilt. Bei der Darstellung der einzelnen Güterarten als Sektoren innerhalb der einzelnen Verkehrsreihen sind die Gütergruppen in der Karte nur berücksichtigt worden, soweit sie 5 v. H. des Gesamtempfangs oder Gesamtversandes der einzelnen Bahnhöfe ausmachen. Das bedeutet, daß die getroffene Ausscheidung der Güterarten in der Karte nicht ein absolutes Bild vermittelt, sondern nur die Bedeutung einer Gütergruppe im Verhältnis zum Gesamtverkehr der einzelnen Eisenbahnstation darstellt. Deshalb können die Karten des Güterverkehrs nicht in allen Einzelheiten mit der Karte der Industrieverteilung (Tafel 24) übereinstimmen. Bei der Farbwahl sind im allgemeinen in schwarzen Signaturen diejenigen Gütergruppen, die mit dem Steinkohlenbergbau in Verbindung stehen, zusammengefaßt, in Rot alles, was zur Eisenindustrie, in Blau, was zu den Industrien der Steine und Erden im weiteren Sinne in Beziehung steht. Im ganzen kommen also in den Karten nur die Massengüter zur Darstellung. Unsere Karte bringt deshalb auch nur die Beziehungen zwischen Güterverkehr und Bergbau und Industrie, nicht aber auch das Bild der allgemeinen Gütersorgung der Bevölkerung des Saarindustriegebietes; denn die dazu rechnenden Gütergruppen erreichen fast immer nicht die 5 v. H. vom Gesamtempfang oder -versand.

In den Karten des Versandes und Empfangs der wichtigsten Bahnhöfe des Saarindustriegebietes spiegelt sich die Eigenart der Industriestruktur des Saarreviers wider. Dabei tritt auf der Karte des Versandes vor allem das Steinkohlenbergbaugebiet, die südwest-nordöstliche Achse des Saarindustriegebietes, heraus, während die Karte des Empfangs mit der Eisenindustrie die Saarindustriestraße hervorhebt. Die Grubenstationen sind ausnahmslos durch einen Versandüberschuß gekennzeichnet; ein ähnliches Bild zeigt nur noch der Bahnhof Niederlinxweiler mit seinem großen und einseitigen Versand an Steinen. Die Industriorte weisen dagegen einen Empfangsüberschuß auf. Das gilt für die Hüttenorte (Brebach, Dillingen, Neunkirchen, Burbach, Völklingen) ebenso wie für die Sitze der Eisenwerke (Beckingen, Bous, Homburg, Hostenbach) und der keramischen Industrie (Mettlach, Merzig, Ottweiler), aber auch für Städte mit gemischter Industrie, wie Saarbrücken, Saarlouis und St. Wendel. Den bedeutendsten Gesamtverkehr haben Saarbrücken (mit allen Bahnhöfen, also auch mit Burbach und Malstatt) mit 6201881 t (Saarbrücken 1887745 t, Burbach 2748625 t, Malstatt 1565511 t), Völklingen mit 3105008 t, Neunkirchen (mit Schlawerle) mit 2763617 t, Dillingen mit 2505109 t und Brebach mit 1558434 t. Die Hüttenorte stehen mit einem Gesamtverkehrsaufkommen von über  $1\frac{1}{4}$  Mill. t weit-aus an der Spitze; über 1 Mill. t erreicht allein die Grube Reden mit 1372943 t; bei allen anderen Stationen bleibt der Gesamtverkehr unter 1 Mill. — Die Grubenorte heben sich auf der Versandkarte durch den einseitigen, oft fast 100prozentigen Anteil der Kohle heraus; nur die Stationen Heinitz und Altenwald, wo bei den Zechenanlagen Kokereien liegen, kennzeichnen noch eine größere Menge Koks. Aber auch auf der Empfangskarte, wo die Grubenorte zwar den Mengen nach stark zurücktreten, tritt die Zone der Grubenstationen durch eine immer wiederkehrende Verbindung von Grubholz, Erden, Steinen und gebrannten Steinen beim Empfang in Erscheinung. Der größere Anteil der Kohle bei den Bahnhöfen Göttelborn und Heinitz erklärt sich durch den Bedarf des Kraftwerkes Weißerzschmelze und der staatlichen Kokerei Heinitz. Die Hüttenorte empfangen Eisenerz und Kohle; sie versenden Eisenwaren, Roheisen (Burbach, Brebach, Dillingen, Neunkirchen), Düngemittel in der Form von Thomasmehl (Dillingen, Neunkirchen, Völklingen), aber auch Zement (Brebach, Völklingen), gebrannte Steine (Brebach) und Steine (Burbach und Völklingen). Auf der Empfangskarte kommen also die wichtigsten Roh- und Kraftstoffe der Eisenindustrie, bei der Versandkarte die Erzeugnisse der Eisengewinnung oder -verarbeitung, aber auch der Nebenproduktenerzeugung, soweit diese Massengüter hervorbringt, zur Darstellung. Bei den übrigen Orten mit Eisenwerken erscheinen auf der Empfangsseite neben der Kohle das Roheisen (z. B. bei Beckingen, Bous, Hostenbach, St. Ingbert) oder Eisen-

waren, wie bei Homburg, auf der Versandseite Eisenwaren, aber auch altes Eisen. Die Glasindustrie erreicht nur bei Fürstenhausen (Fenne) und bei St. Ingbert die 5 v. H., die zu ihrer Aufnahme in die Karte notwendig sind. Die Stationen von Orten mit Werken der keramischen Industrie zeigen im Empfang Erden, Ton und Steine (Homburg, Mettlach, Merzig, Ottweiler) und im Versand Ton- und Zementwaren (Merzig, Mettlach) und gebrannte Steine (außer Merzig und Mettlach auch Homburg und Ottweiler). Letztere finden sich aber auch an solchen Orten, wo Ziegeleien sind (Dirrheim, Merchweiler, Primsweiler, St. Wendel, Würzbach); hier fehlt dagegen auf der Empfangsseite der Ton, der nicht wie bei den keramischen Werken von weit her bezogen werden muß. — Unsere Erläuterung der Güterverkehrskarten sei mit einem Hinweis auf die tägliche Belastung der Eisenbahnstrecken mit Güterzügen (Tafel 39 k) abgeschlossen. Auch hierbei haben sich wieder die beiden Hauptachsen des Saarindustrieviers, die Saarstraße und die Kohlebergstätter, die wir schon aus der Karte der Bevölkerungsverteilung (Tafel 6) und aus der Karte der Industrieverbreitung (Tafel 24) ablesen konnten, in der höchsten Stufe (mit über 30 Güterzügen täglich) heraus.

Die Tafel 38 und die Teilkarten a-h der Tafel 39 behandeln den Güterverkehr des Saarreviers auf den Eisenbahnen unter dem Gesichtspunkt der Bezugs- und Absatzrichtung. Auch hier kommen, wie bei den Karten des Versandes und Empfanges der Saarbahnhäuser, nur die Massengüter zur Darstellung. Damit beschränkt sich der Inhalt dieser Karten auf die Behandlung der wirtschaftlichen Verflechtungen der Industrien des Saarreviers. Die allgemeinen Gesichtspunkte dazu hat schon der einleitende Text herausgestellt (vgl. S. 20f.); hier sollen nur noch die einzelnen Karten näher erläutert werden. — Die statistische Grundlage zur Zeichnung der Karten bot für das Jahr 1913 die „Statistik der Güterbewegung auf deutschen Eisenbahnen, nach Verkehrsbezirken geordnet“; für die Jahre 1925-30 wurde eine Statistik der Eisenbahndirektion des „Saargebietes“ über „die Güterbewegung auf den Saarbahnen“ und die Bände der Statistik des Deutschen Reiches, welche die Güterbewegung auf deutschen Eisenbahnen für die Jahre 1925-30 handeln, benutzt. Für die Behandlung der Nachkriegszeit wurden Durchschnittszahlen für den Zeitraum 1925-30 zugrunde gelegt, d. h. für die Zeit nach der völligen Eingliederung des „Saargebietes“ in das französische Zollgebiet bis zum verschärften Einsetzen der Weltwirtschaftskrise. Bei dem Vergleich der Karten für das Jahr 1913 und für die Jahre 1925-30 muß beachtet werden, daß 1913 alle Angaben auf den „Güterverkehrsbezirk Saar“ bezogen sind, zu dem die preußischen Kreise Saarbrücken, Ottweiler, Saarlouis, Merzig und Saarburg gehörten, während zu dem heutigen „Saargebiet“ der Kreis Saarburg und der Restkreis Merzig-Wadern nicht hinzurechnen, dafür aber die bayerische Saarpfalz und der Kreis St. Wendel einbezogen sind. Trotz solcher räumlichen Abweichungen in den Eisenbahnverkehrsbezirken sind aber doch die Diagramme, soweit sie die gleichen Güterarten für die beiden Zeitpunkte darstellen, für unseren Zweck der Herausarbeitung der wirtschaftlichen Beziehungen des Saarindustriegebietes vergleichbar. Während auf Tafel 39 die Beziehungen der Saarindustrien zu der deutschen, rheinischen Wirtschaft im einzelnen untersucht werden, vergleicht Tafel 38 den Anteil des Deutschen Reiches, Elsaß-Lothringens, Frankreichs und der übrigen Länder am Bezug und Absatz der Saarindustrien.

Bis in die Gegenwart nimmt die saarländische *Glasindustrie* in der gesamtdeutschen Glaswirtschaft eine mächtvolle Stellung ein. Von der Gesamtausfuhr an Glas und Glaswaren (Tafel 331 und m; 39 e und f) wurden 1925-30 noch immer 54,2 v. H. ins Deutsche Reich abgesetzt (1913 64,7 v. H.). Innerhalb des Deutschen Reichs verteilt sich der Absatz auf das rhein-mainische Wirtschaftsgebiet mit 29 v. H., auf die süddeutschen Länder Baden, Württemberg und Bayern mit 37,9 v. H., so daß Süddeutschland im ganzen zwei Drittel der ins Deutsche Reich gehenden Glaswaren abnimmt. Die Rheinprovinz mit dem Ruhrgebiet folgt mit einem Anteil von 16 v. H. und das übrige Deutschland mit 17,1 v. H. Die gleiche enge Verflechtung mit dem deutschen, rheinischen, vor allem dem süddeutschen Markt läßt sich auch für die *Eisenindustrie* (Tafel 38 g und h; 39 a und d) herausstellen; drei Viertel der ins Deutsche Reich ausgeführten Eisenwaren werden von dem süddeutschen Markt aufgenommen. Unverändert geblieben ist der Anteil des Auslands (außer Frankreich); der hohe Prozentsatz Belgiens erklärt sich durch den Transitverkehr aus dem „Saargebiet“ nach dem Antwerpener Hafen. Stark zunommen hat in der Nachkriegszeit die Ausfuhr nach Frankreich. Doch steht das Deutsche Reich trotz der zollpolitischen Abschaffung und trotz des bedeutenden Rückgangs des deutschen Anteiles an der Gesamtausfuhr (1913 73,8 v. H.; 1925-30 45,4 v. H.) noch immer an erster Stelle. Die Bevorzugung des

deutschen Marktes hat auch für die Nebenindustrien der Eisenhütten Gültigkeit, so z. B. beim Absatz von Düngemitteln und Zement (Tafel 38 i und k). Sie gilt auch für die keramische Industrie, soweit sich das aus den Angaben über den Versand von gebrannten Steinen sowie Ton- und Zementwaren erkennen läßt (Tafel 38 o). Eine Ausnahmestellung nimmt allein der *Steinkohlenbergbau* ein (Tafel 38 a und b; 39 a und b); denn hier ist eine völlige Vertauschung in dem Anteil des Deutschen Reiches und Frankreichs, eine völlige Umkehr der Hauptabsatzrichtung von O nach W eingetreten. Aber diese Veränderungen sind nur das Ergebnis politischer Macht, nicht etwa als eine bessere Anpassung an natürliche Absatzbedingungen zu bewerten. Manche Anzeichen lassen im übrigen darauf schließen, daß die Aufnahmefähigkeit des französischen Marktes für Saarkohle rückläufig ist. Besonders fühlbar macht sich die Konkurrenz des benachbarten lothringischen Kohlengebietes. Hier ist die Förderung seit 1913 um über 60 v. H. gesteigert worden (1913 3,8 Mill. t; 1930 6,1 Mill. t) und wird noch weiter ausgebaut, während in der gleichen Zeit der Saarbergbau unverändert auf einer Fördermenge von 13,2 Mill. t stehen geblieben ist. Auch für den Gesamtversand des „Saargebietes“ (Tafel 38 p und q; 39 g und h) läßt sich, wenn wir die Steinkohle unberücksichtigt lassen, das Vorherrschen des deutschen und — das heißt zugleich — des rheinischen Marktes feststellen.

Etwas eingehender sei noch der Wirtschaftsverkehr des Saarreviers mit den Rheinlanden analysiert. Bei einer räumlichen Ordnung müssen die *Hauptrichtungen der wirtschaftlichen Verklammerung der deutschen Rheinlande mit dem Saarindustrievier* unterschieden werden: nach N mit der Rheinprovinz und dem Ruhrgebiet, nach O mit dem Rhein-Main-Gebiet und nach SW<sup>4)</sup> mit Süddeutschland. Auf Grund der Statistik über die Güterbewegungen auf den Saarbahnen und den übrigen deutschen Eisenbahnen für die Jahre 1925—30 läßt sich über den Verkehr des Saarindustriegebietes mit den Rheinlanden insgesamt feststellen: von der gesamten Ausfuhr aus dem „Saargebiet“ im Reich gingen 92,3 v. H., d. h. über neun Zehntel (2061630 t) in die Rheinlande; von der Gesamteinfuhr aus dem Reich ins „Saargebiet“ kamen 94,0 v. H. (1 052 942 t) aus den Rheinlanden, d. h. also prozentual fast ebensoviel. Für das Jahr 1913 ergaben die Prozentzahlen das gleiche Bild; nur waren die absoluten Zahlen infolge der damals ungestörten Wirtschaftsverbindung mit dem Deutschen Reich bedeutend größer (Ausfuhr von der Saar in die Rheinlande 5376331 t, Einfuhr 2236369 t). Betrachten wir nun die Gesamtzahlen der einzelnen Teile der Rheinlande unter Berücksichtigung der angegebenen drei Hauptverkehrsrichtungen, so ergibt sich folgendes Bild:

	rhein-maineischer Wirtschafts- raum	Süd- deutschland	Rheinprovinz (einschl. Ruhrgebiet)	Rheinlande insgesamt	Deutsches Reich
	v. H.	v. H.	v. H.	v. H.	v. H.
1. Ausfuhr aus	{ 1913 *	42,2	33,4	14,2	89,8
d. Saargebiet	{ 1925/30	41,9	36,5	13,9	92,3
2. Einfuhr ins	{ 1913 *	42,8	7,0	46,8	96,6
Saargebiet	{ 1925/30	42,3	7,3	44,4	94,0

\* Ohne Elsaß-Lothringen.

Was sagen uns diese Zahlen? In der Ausfuhr steht mit seinem Zwei-Fünftel-Anteil das Rhein-Main-Gebiet an erster Stelle. Süddeutschland steht ihm aber kaum nach, so daß beide zusammen, also Südwestdeutschland im weiteren Sinne, vier Fünftel der gesamten Ausfuhr aus dem Saarindustriegebiet aufnehmen. Das ist der Kernpunkt in den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Saarrevier und den Rheinlanden. Geringer ist dagegen der Anteil

<sup>4)</sup> Die Bedeutung Süddeutschlands für die Saarwirtschaft trate noch mehr in Erscheinung, wenn wir den direkten Nachbarn des Saarreviers im Südwesten, das heute vom Deutschen Reich abgetrennte Elsaß, hinzu rechneten.

## 18. Zur Berufsverteilung in den Saarlanden

Zu den Tafeln 34, 35, 36 und 37

Von Hermann Overbeck

Das Saarindustriegebiet deckt sich keineswegs mit der Verbreitungszone seiner Bergwerke und Industrien, mit den Arbeitsstätten. Vielmehr müssen wir ihm, wollen wir seine räumliche Ausdehnung richtig erfassen, auch die Wohnstätten der Saararbeiter, d. h. den Siedlungsraum zurechnen, in dem die Menschen noch unmittelbar von Bergbau und Industrie an der Saar leben. Dieses Arbeitereinzugsgebiet des Saarreviers greift nach N und O

weit über die eigentliche Bergbau- und Industriezone hinaus, fällt auch nicht mit dem politischen „Saargebiet“ zusammen, sondern erstreckt sich weit über dessen Grenzen bis in den Hochwald und den Hunsrück, ins Birkenfeldische und tief in die Westpfalz hinein. Diese *Dezentralisation* in der Verteilung der Wohnstätten der Saararbeiter ist ein sehr charakteristischer Zug für das Saarindustriegebiet, das sich darin von den anderen

großen deutschen Bergbauregionen und vor allem auch von dem benachbarten lothringischen Kohlen- und Minettebecken unterscheidet. Wie ist diese besondere Entwicklung an der Saar möglich geworden? Der Saarbergbau (und das gilt im großen und ganzen auch für die wichtigen Industrien) hat sich aus kleinen Anfängen langsam und stetig aufwärts bewegt. Die sprunghaften Steigerungen der Produktion, die für andere Kohlenreviere so charakteristisch sind, finden sich an der Saar im allgemeinen nicht. Mit der Stetigkeit der Förderkurve ging daher Hand in Hand auch eine recht gleichmäßige Zunahme des Arbeiterbedarfes. So ist es an der Saar durchgängig möglich gewesen, die wachsende Nachfrage nach Arbeitern ohne Zuzug landfremder Kräfte zu befriedigen. Nur einmal ist die Bergverwaltung von diesem gesunden Grundsatz abgegangen. Das war in der Mitte der fünfziger Jahre, als auch im Saarrevier mit den großen technischen Umwälzungen im Verkehrsnetz und den Hauptindustrien die Förderkurve plötzlich steil anstieg. Damals bemühte sich der Staatsbergbau, durch Anwerbung von Arbeitskräften auch von weiter her die außergewöhnliche Belegschaftssteigerung zu ermöglichen. Aber diese Maßnahme blieb eine Ausnahme. Die soziale Struktur des Saarreviers ist dadurch nicht beeinflusst worden; sie wird vielmehr bestimmt durch die Eingliederung des Bevölkerungsüberschusses der vorwiegend kleinbäuerlichen Gebiete der näheren und weiteren Nachbarschaft des Saarreviers in die Industrie. Begünstigt wurde dieser Vorgang dadurch, daß die landwirtschaftlichen Räume, vor allem im Hochwald, aber auch in manchen Teilen des Saar-Nahe-Berglandes, nur sehr geringe Erträge abwarf. Die Kleinbauern, die schon früher im Hausierhandel, in geringem Umfang auch in der Heimat einen Nebenerwerb suchten, in vielen Fällen auch ausgewandert waren, vertauschten daher recht gern ihre unrentable Landwirtschaft mit dem sicheren Broterwerb der Arbeit in Bergbau und Industrie. Sie siedelten dabei entweder in die innere Industriezone über oder behielten ihren Wohnort bei, den sie je nach den Entfernungstrecken täglich, wöchentlich, gar auch nur monatlich aufsuchten. Sie gaben dabei vielfach ihre ursprüngliche landwirtschaftliche Beschäftigung nicht auf; nur wurde sie jetzt von diesen Bergmannsbauern als Nebengewerbe ausgeübt. Mit dem Ausbau der modernen Verkehrsmittel, der Eisenbahnen, der Straßenbahnen und in neuerer Zeit auch der Kraftomnibuslinien, wurde in immer größerem Umfang das Hinterland unmittelbar als Arbeiterersatzgebiet aufgeschlossen. Mit jedem neuen Verkehrsmittel schob sich die Grenze des Arbeiterereinzugsgebietes weiter nach außen vor. Der staatliche Kohlenbergbau war lange Zeit fast frei von aller Konkurrenz im Saarrevier. So konnte er ungestört seine Arbeiterersatzpolitik verfolgen mit dem Ziele, sich eine *bodenständige Arbeiterschaft* zu erhalten, Bestrebungen, die auch von den in Privatbesitz befindlichen großen Industriewerken unterstützt wurden. Während eine zielbewußte Verkehrspolitik durch Bau von neuen Verkehrsmitteln, aber auch durch Einrichtung von besonderen Arbeiterzügen und Verbilligung der Fahrpreise die ländlichen Randgebiete in den Industriebereich eingliederte, diente eine einheitliche Siedlungspolitik in der Industriezone und seiner nächsten Nachbarschaft dazu, einer möglichst großen Zahl der aus den Randgebieten zugewanderten Arbeiter auch hier einen kleinen Besitz zu verschaffen. Der Arbeiter sollte auch in der engeren Industriezone mit seiner Heimat verwurzelt bleiben, und die statliche Zahl von Haus- und Grundbesitzern unter den Bergleuten, die sich noch vielfach eigenes Vieh halten, kann die Bodenständigkeit der Saararbeiter gut belegen. Die deutsche Haltung der Arbeiter an der Saar ist ihr selbstverständlicher politischer Ausdruck. An der Saar wird die Struktur der Arbeiterbevölkerung nicht durch ein landfremdes Proletariat bestimmt, sondern durch einen heimischen, mit dem Boden verwachsenen alten Arbeiterstamm. Wenn Frankreich nach dem „Saargebiet“ wegen seiner Bodenschätze und Industriewerke strebt, so verteidigt das Deutsche Reich in erster Linie seine deutschen arbeitenden Volksgenossen, die von der Kohle und der Industrie leben.

Bei der Tafel 35 beruht das statistische Material für die Wohn- und Arbeitsstätten der auf den Saargruben beschäftigten Arbeiter auf amtlichen Angaben, vor allem auf einer Belegschaftsstatistik der gegenwärtigen französischen Grubenverwaltung, die nach dem Vorbild älterer Erhebungen der preußischen Bergwerksdirektion durchgeführt ist. Obwohl inzwischen zum 1. Dez. 1930 eine erneute Erhebung stattgefunden hat, wurde zur Zeichnung der Karte das Stichtjahr 1925 gewählt. Der Rückgang der Belegschaft und die einsitzigen, aus politischen Beweggründen erfolgten Abbaummaßnahmen gegenüber den Bergarbeitern der Außenzone ließen es ratsam erscheinen, den älteren Zustand zugrunde zu legen, weil er das ursprüngliche politisch weniger getrübte Bild des Arbeiterereinzugsgebietes aus der Zeit einer gesunden Wirtschaft zeigt. Um einen voll-

ständigen Eindruck über die Verteilung der Wohnstätten der Bergarbeiter zu gewinnen, mußten aber auch noch die auf den lothringischen Randzeichen beschäftigten Arbeiterberücksichtigt werden. Hier stand für die im Saargebiet wohnenden bergmännischen Lothringengänger eine *gemeindeweise Statistik* für das Jahr 1926 zur Verfügung. Für die angrenzenden preußischen und bayerischen Randgebiete waren jedoch für 1926 nur noch die Gesamtzahlen zu erhalten; hier mußten daher die Einzelzahlen durch Angleichung an die für 1930 und 1931 vorliegenden *gemeindeweisen Angaben* errechnet werden. Die Karte ist nach der Punkt(Kugel)methode gezeichnet. In der ursprünglichen Zeichnung im Maßstab 1:200000 bedeutete eine Kugel von einem Kubikmillimeter Inhalt einen Arbeiter. Im übrigen entspricht die Kopfzahl der Arbeiter dem Rauminhalt der Kugeln, deren Halbmesser nach der Formel  $r = \sqrt[3]{\frac{3A}{4\pi}}$  ( $A$  = Kopfzahl der Arbeiter) berechnet ist. Die Grenzen für eine tägliche Heimkehr der Arbeiter von der Grube zu ihrer Wohnstätte für die Jahre 1867 und 1909 sind aus der Karte von *Herbig* entnommen, die dieser seinem Aufsatz über den „Arbeiterersatz des staatlichen Steinkohlenbergbaus bei Saarbrücken“ beigegeben hat; die Grenze für 1925 ist nach der gleichen Methode unter Zugrundelegung der neuen Statistik gezogen. Der Zustand der in die Karte eingetragenen Kraftverkehrslinien gilt für das Jahr 1931; für einen früheren Zeitpunkt waren keine Angaben mehr zu bekommen. — Der Tafel 36 (ebenso der Tafel 34 u. 40) liegen die Erhebungen der Berufszählung zugrunde, die im „Saargebiet“ 1927, im übrigen Reich aber schon 1925 stattgefunden hat. Für die preußischen und bayerischen Gebietsteile außerhalb des „Saargebietes“ hat das preußische und bayerische statistische Landesamt nachträglich noch eine *bürgermeistereiweise Aufbereitung* des Urmaterials vorgenommen; für Birkenfeld ließ es sich dagegen nicht mehr durchführen. Leider konnte, wie bei den Landwirtschaftskarten, nicht auf die kleinste Verwaltungseinheit, die Gemeinde, heruntergegangen werden, da für das „Saargebiet“ diese Angaben nicht mehr zu beschaffen waren. So mußte der Nachteil, der in der ungleichen Größe und teilweise auch ungleichen wirtschaftlichen Struktur der Bürgermeistereien liegt, in Kauf genommen werden. Die charakteristischen Züge in der Berufsverteilung der Saarlande werden auf alle Fälle treffend wiedergegeben. — Für die Tafel 37, die den „Pendelverkehr der Arbeiter und Angestellten“ behandelt, lieferten die Eisenbahndirektionen Trier, Ludwigshafen und Saarbrücken (Saargebiet) das Material. Zugrunde gelegt wurden die an den einzelnen Stationen ausgegebenen Arbeiterwochen- und -monatskarten, wobei die im allgemeinen zutreffende Voraussetzung gemacht wurde, daß der Arbeiter seine Karte am Wohnort, nicht an seiner Arbeitsstätte löst. Für das „Saargebiet“ dienten als Unterlage die Erhebungen für die Monate April—Juni 1929, während für die Reichsbahndirektionen Trier und Ludwigshafen nur der Monat Juni zur Verfügung stand. Leider war es nicht möglich, die gleichen Angaben für die Kleinbahn Merzig—Büschenfeld und für die elektrischen Straßenbahnen, die dem Überlandverkehr und damit auch dem Pendelverkehr dienen, zu erhalten. Ebensowenig konnte der das Eisenbahnnetz ergänzende Kraftomnibusverkehr in einer vergleichbaren Form zahlenmäßig erfaßt werden. Unter Berücksichtigung dieser Lücken im Material, die aber die wesentlichen Züge des Arbeiterverkehrs nicht berühren, sind unsere Karten vorzüglich geeignet, die räumlich so verschiedenen Arbeiterereinzugsgebiete der größeren Städte und Grubenorte vergleichend zu verfolgen<sup>5)</sup>. —

<sup>5)</sup> Liste der auf Tafel 37 angeführten Bahnhöfen:

Agian	Altenglan	Bruch	Bruehmühl-	Gers	Gersheim
Alt	Altstadt	Bu	Bubach	Gers	Gersweiler
Alth	Althornbach	Bub	Bübingen	Glan-	Glan-Münch-
Alz	Auersmacher	Bur	Bürbach	Münch	weller
An	Baltersweiler	Büs	Büschenfeld	GrRo	Größrosseln
Ba	Bachem	Cont	Contwig	Güd	Güdingen
Bach	Baumholder	Dech	Dechen	Han	Hanweiler
Baum	Beckingen	Diet	Dietschweiler	Has	Hassel
Beck	Besseringen	Dill	Dillingen	Haupt	Hauptstuhl
Bess	Bettigen	Dirm	Dirmingen	Heim	Heimbach
Bett	Bettingen	Dud	Dudweiler	Hein	Heinitz
Bex	Bexbach	Eck	Eckelhausen	Heus	Heusweiler
Bie	Biebermühle	Eich	Eichelscheid	Ho	Hofeld
Bier	Bierbach	Ein	Einöd	Homb	Homburg
Bier	Bierfeld	Eis-Matz	Eisenbach-	Horn	Hornbach
Bils	Bilsdorf		Matzenbach	Host	Hostenbach
Bisch	Bischmisheim			Ill	Illingen
Blick	Blickweiler	Eiw	Eiweiler	Ix	Ixheim
Blies	Bliesen	Elsch	Elschbach	Jä	Jägersburg
Bliesd	Bliesdalheim	Ens	Ensdorf	Jag	Jägersfreude
Bilesk	Bileskastel	Epp	Eppelborn	Ki	Kirkel
Bous	Bous	Etz	Etzenhofen	Kind	Kindsbach
Br	Brefeld	Fisch	Fischbach	KlBl	Kleinblitters-
Bre	Breibach	Frem	Fremersdorf	Kö	Kölln [dorf]
Breit	Breitfurt	Frie	Friedrichsthal	Krett	Krettnich
Bren	Brenschelbach	Fürst	Fürstenhausen	Kus	Kusel
Brot	Brotdorf	Geisl	Geislautern		

*a) Die Wohnstätten der Saar-Bergarbeiter und die Arbeiterersatzbezirke der Gruben*

Zu Tafel 35 und 37f—i

Von der Gesamtbevölkerung des „Saargebietes“ in den Grenzen des Versailler Friedens lebten 1927 über ein Viertel (27,5 v. H.) allein vom Steinkohlenbergbau. Dieser verkörpert als Staatsbergbau, der bis auf eine Ausnahme, die Grube Frankenholz, den ganzen Bergbesitz vereinigt, die bedeutendste und zugleich einheitlichste Wirtschaftsmacht an der Saar. Eine eingehendere Würdigung seiner Arbeiterersatzpolitik, zu der die Tafel 35 „Die Wohn- und Arbeitsstätten der Saarbergerbeiter“<sup>\*)</sup> verhelfen soll, ist daher aufs beste geeignet, die Grundgedanken der Einleitung über die Berufsstruktur (S. 22 u. 23) noch deutlicher herauszustellen. — In geschlossener Zone gruppieren sich die Arbeitsstätten der Saarbergerbeiter, die Steinkohlengruben; denn sie sind gebunden an das räumlich begrenzte Vorkommen der Steinkohlenlager. Dieser Zusammendrängung der Arbeitsstätten entspricht aber an der Saar nicht auch die *Verteilung der Wohnstätten*. Die Belegschaft der Bergwerke ist nicht, wie es in anderen Bergbauregionen leider üblich ist, an einigen wenigen Orten in der Nähe der Gruben zusammengehalten; sie verteilt sich vielmehr im Jahr 1925 auf 760 verschiedene Ortschaften. Außer den preußischen Kreisen Saarbrücken, Ottweiler, Saarlouis, St. Wendel (einschließlich des Restkreises Baumholder), Merzig (einschl. des Restkreises Wadern) und Trier-Land gehören auch die bayrischen Bezirksämter St. Ingbert, Homburg, Kusel und Zweibrücken sowie Birkenfeld zu dem Arbeiterersatzbezirk des Saarkohlenbergbaus. Ohne Bedeutung sind von jener die angrenzenden lothringischen Kreise gewesen. Vor 1870 hat sicher der Einfluß der Grenze mitgesprochen, und späterhin hat der aufstrebende lothringische Kohlenbergbau die wenigen vorhandenen einheimischen Arbeitskräfte für sich selbst benötigt. Für die jüngste Entwicklung der Arbeiterbeziehungen zwischen Saarrevier und Lothringen muß sogar auf einem entgegengesetzt gerichteten Strom von Arbeitern hingewiesen werden, die aus dem Arbeiterersatzbezirk der Saargruben stammen, sowohl aus dem „Saargebiet“ als auch aus den angrenzenden übrigen Teilen des Deutschen Reiches, und auf den lothringischen Randzonen zur Arbeit gehen. Das sind die sogenannten Lothringengänger. Der ganze Ersatzbezirk des Saarkohlenbergbaus umfaßt mehr als 2000 qkm. Innerhalb dieses ausgedehnten Gebietes haben selbstverständlich die einzelnen Teile für die Versorgung mit Arbeitern eine unterschiedliche Bedeutung. Im großen und ganzen nimmt recht regelmäßig von innen nach außen der Anteil der Bergarbeiter ab; doch erfährt im einzelnen dieses Bild Abwandlungen, die sich vor allem aus den unterschiedlichen Heimkehrmöglichkeiten ableiten, also eine Beziehung zu den Verkehrsmitteln erkennen lassen. Die Ersatzgebiete der Saarbergerbeiter haben aber nicht nur solche räumliche Unterschiede aufzuweisen, sondern sie lassen auch bemerkenswerte Veränderungen in zeitlicher Hinsicht erkennen. Die Grenzen des Arbeiterersatzbezirkes, vor allem auch die Zonen der verschiedenen Heimkehrmöglichkeiten, haben sich nämlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die Gegenwart sehr

wesentlich verschoben. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entnahm der Bergbau seine Arbeiter der näheren Nachbarschaft der Gruben, und der Ersatzbezirk reichte damals noch nicht über die Kreise Saarbrücken, Ottweiler und Saarlouis hinaus. Dann folgte mit dem plötzlichen Aufschwung des Bergbaus, nach einem vorübergehenden Versuch mit der Anwerbung fremder Arbeitskräfte, eine Erweiterung des Arbeiterersatzbezirkes mit dem Ziel, die überschüssige ländliche Bevölkerung der angrenzenden Gebiete für den Saarbergbau nutzbar zu machen. Schon 1867 reichte der Ersatzbezirk nach N bis in den Hochwald und Hunsrück; die Einbeziehung Birkenfelds und des weit nach NO vorstörenden Kreises St. Wendel (heute zum großen Teil zum Restkreis Baumholder gehörig) wurde durch den Bau der Neunkirchen—Bingerbrücker Strecke, der Nahetalbahn, begünstigt. Erst später wurden auch die westpfälzischen Bezirksämter in das Arbeitereinzugsgebiet des preußischen Saarbergbaus einbezogen; hier konnte noch nach 1870 die Grenze des Arbeiterersatzes am weitesten vorgeschoben werden. Im ganzen zeigt sich aber doch, daß seit der ersten Förderung um 1850 der Arbeiterersatzbezirk nicht mehr sehr wesentlich erweitert worden ist.

Dagegen sind innerhalb des Ersatzbezirkes noch sehr bedeutende Umschichtungen erfolgt, die zu einer bis in die jüngste Gegenwart zu verfolgenden *Ausdehnung der Zone mit täglicher Heimkehrmöglichkeit* geführt haben. Erst dadurch ist es überhaupt möglich geworden, die Randgebiete in stärkerem Maße in das Arbeitereinzugsgebiet einzugliedern. Die Ausdehnung der Zone mit täglicher Heimkehrmöglichkeit geht Hand in Hand mit dem Ausbau der Verkehrseinrichtungen. 1867 schließt sich die tägliche Heimkehrzone noch sehr eng an den Grubenbezirk. Auffällig ist, daß die Zone für 1867 nicht nur gegen Lothringen, sondern auch noch gegen die bayerische Pfalz mit der politischen Grenze zusammenfällt. Tägliche Heimkehr bedeutet damals noch, den Weg vom Wohnort zur Grube zu Fuß zurücklegen zu müssen. Die Eisenbahnen, soweit sie schon bestanden, kamen für den täglichen Arbeiterverkehr noch nicht in Frage. Sie waren noch zu teuer, zudem auch in den Fahrzeiten noch nicht auf die Arbeiterbeförderung eingestellt. Das alles ist bis zum Jahre 1909 ganz anders geworden. Die Ausweiterungen der täglichen Heimkehrzone lassen aufs deutlichste die Beziehungen zu den Eisenbahnen erkennen; sowohl die Saartalbahn als auch die Strecke Neunkirchen—Lebach und besonders die St. Wendeler Strecke sind Beispiele dafür. Am stärksten ist die Ausdehnung längs der westpfälzischen Bahnen in Richtung der Ludwigsbahn Neunkirchen—Kaiserslautern und der Glantalbahn erfolgt im Zusammenhang mit der Erweiterung des Arbeiterersatzbezirkes überhaupt, die hier noch zwischen 1870 und 1910 erfolgt ist. Die gleichen Tendenzen läßt die Außengrenze der Zone täglich Heimkehr auch für 1925 erkennen. Überall buchtet sie sich längs der Bahnen aus. Die auffällige Erweiterung der Zone im Bliesgau ist nur zum Teil die Folge verbesselter Verkehrsmöglichkeiten. Denn es gilt zu berücksichtigen, daß die beiden bayrischen Gruben St. Ingbert und Bexbach, die hier ihr bevorzugtes Arbeitereinzugsgebiet haben, in der Statistik der preußischen Gruben von 1909 nicht mit erfaßt waren. Im Norden hat sich die Grenze für die tägliche Nachhausefahrt schon bis an den Hochwald ausgedehnt. Die Zugverbindungen machen es dem Arbeiter sogar möglich, aus der Gegend von Hermeskeil täglich zur Grube zu kommen. Tatsächlich machen auch noch viele Arbeiter jenseits der von uns eingetragenen Grenze von dieser Möglichkeit Gebrauch. Aber die Mehrzahl der Bergarbeiter ziehen es in diesen Teilen noch vor, die Woche über in der Nähe der Grube zu bleiben und nur über Sonntag nach Hause zu fahren. Eine wesentlichere Abänderung der täglichen Heimkehrzone zwischen der St. Wendeler Strecke und der Primstalbahn hätte die vollständige Ausführung der Bahn von St. Wendel über Tholey nach Lebach mit sich gebracht. So ist der Vorteil einer täglichen Nachhausefahrt vorerst auf die Umgebung der Teilstrecke St. Wendel—Tholey beschränkt geblieben. Inzwischen ist die tägliche Nachhausefahrt für die Arbeiter der Außenbezirke dadurch noch leichter möglich geworden, daß eine erweiterte Erschließung des Hinterlandes durch den Kraftomnibusverkehr erfolgt ist, welcher der Eisenbahn Zubringerdienste leistet. Ein solch ergänzendes Kraftverkehrsnetz hebt sich z. B. um Wadern heraus; ebenso erkennen wir in der Richtung der geplanten Osteratalbahn und der Strecke St. Wendel—Kusel ein besonders engmaschiges Netz von Omnibuslinien, das sich zugleich durch seine Verkehrsstärke auszeichnet. Hier werden wir überall eine weitere Ausdehnung der Zone für die tägliche Nachhausefahrt annehmen können.

Es ist interessant, für die einzelnen Verwaltungsbezirke zu verfolgen, wie sich das Verhältnis der verschiedenen Heimkehrmöglichkeiten gegeneinander verschoben hat. Die Zahl der Arbeiter, die nicht täglich nach Hause kehrten, ist insgesamt von 35,1 v. H.

La	Landsweiler	Ott	Ottweiler	St Ing	St. Ingbert
Land	Landstuhl	Otz	Otzenhausen	St Wen	St. Wendel
Lau	Lautzkirchen	PatBed	Bedesbach-	Su	Sulzbach
Le	Lebach		Patersbach	Tab	Taben
Lim	Limbach	Pirm	Pirmasens	Thal	Thaleischwei-
Limb	Limbach	Pr	Primswiller		ler-Fröschén
Los	Losheim	Pü	Püttlingen	Theis	Theisberg-
Luis	Luisenthal	Ram	Ramstein		stegen
Maria	Mariähütte	Red	Redingen	Tho	Tholey
Merch	Merchweiler	Reh	Rehweiler	Tsch	Tschifflick-
Merz	Merzig	Rein	Reinheim		Niederauer-
Mett	Mettlach	Riese	Rieschweiler		bach
Mett	Mettbach	Rimsch	Rimschweiler	Türk	Türkismühle
Mi	Michelbach	Rohr	Rohrbach	Ulmet	Ulmet
Nal	Nalbach	Rusch	Ruschberg	vdH	von der Heydt
Nam	Namborn	Saar-Beu	Beurig-Saar-	Ve	Velsen
N'brücke	Nenbrücke		burg	Vö	Völklingen
Neu	Neuhaus	Saarbr	Saarbrücken	Wad	Wadern
Neun	Neunkirchen	Saarg	Saargembünd	Wal	Walhausen
Nied	Niedermöh	Saarr	Saarbühlbach	We	Wehrden
Nied-Raths	Niederalben-	Saarl	Saarlouis	Wel	Wellesweiler
N-Li	Niederlinx-	Schei	Scheidt	Wem	Wemmets-
	weiler	Schiff	Schiffweiler		weiler
Noh	Nohfelden	Schön-	Schönenberg-	Wieb	Wiebelskir-
Nonn	Nonnweiler	Küb	Kübelberg		chen
Nun	Nunkirchen	Schw	Schwarzen-	Wu	Wustweiler
Ob	Oberthal	Serr	Serrig	Wü	Niederwürz-
O-Li	Oberlinx-	Söt	Sötern		bach
	weiler	Stein	Steinwenden	Zw-br	Zweibrücken

<sup>\*)</sup> Verbesserung zu Tafel 35: Die Zahlen an den Kugeln in der Legende lauten 0,1 statt 0,01, 1,0 statt 0,1 und 10,0 statt 1,0. — Die beiden Orte östlich Ottweiler heißen Münchweiler (statt Münchweiler) und Lautenbach (statt Lauterbach).

der Gesamtbelegschaft im Jahre 1875 auf 19,7 v. H. im Jahre 1909 bis auf 8,5 v. H. im Jahre 1925 zurückgegangen. Dafür hat die Zahl der mit Straßen- und Eisenbahn täglich heimkehrenden Arbeiter im gleichen Verhältnis zugenommen, während der Anteil der Fußgänger und Radfahrer wenigstens zwischen 1909 und 1925 stehen geblieben ist. Während in dem in der Grubenzone liegenden Kreisen die Verhältniszahlen nur wenig verändert sind, zeigen die weiter abgelegenen Verwaltungsbezirke allgemein eine Verschiebung zugunsten der täglich mit der Eisenbahn zur Grube kommenden Arbeiter, wobei der Anteil der nicht täglich heimkehrenden Bergleute nach außen zunimmt. Im Landkreis Trier wohnen fast alle Bergleute die Woche über in der Nähe der Grube. Ungünstig ist auch das Verhältnis im Kreise Merzig und im Bezirksamt Kusel, wo noch über 50 v. H. der Arbeiter nicht täglich nach Hause kehren können. Andererseits überwiegt in den zum Grubenbezirk günstig gelegenen Kreisen die Zahl der Fußgänger und Radfahrer bei weitem. Im Kreis Saarbrücken sind es neun Zehntel, im Kreise Ottweiler zwei Drittel und in den Kreisen Saarlouis und St. Ingbert noch über die Hälfte. — Die Stärke des Zuzuges aus den einzelnen Verwaltungsbezirken wird im ganzen durch die Entfernung der Wohnorte von den Arbeitsstätten bestimmt. So war auch im Saarrevier eine gewisse Zusammendrängung der bergmännischen Bevölkerung nicht überall zu vermeiden. Am stärksten macht sich das im Sulzbachtal bemerkbar. Die Großstadt Saarbrücken ist übrigens keine Bergmannsstadt (1925 nur 954 Bergleute). Die auffällige Anhäufung von Bergarbeitern um die Gruben Dudweiler und Sulzbach erklärt sich aus ihrer Lage im Innern des Grubenbezirkes und der dadurch erschweren Heimkehrmöglichkeiten für die täglich nach Hause fahrenden Arbeiter. Überhaupt muß für die Kreise Saarbrücken und Ottweiler auf eine Konzentration in großen Bergmannsgemeinden aufmerksam gemacht werden, die trotz der vorsorglichen Siedlungs- und Verkehrspolitik der preußischen Bergverwaltung nicht zu vermeiden war. 1867 gab es an der Saar noch keine Ortschaft, die 1000 Bergarbeiter beheimatete; 1890 erreichte je eine Gemeinde in den Kreisen Saarbrücken und Ottweiler die Tausendgrenze; 1909 waren es schon 7 an der Zahl, 4 im Kreise Saarbrücken, darunter Dudweiler mit über 2000, und 3 im Kreise Ottweiler. Und 1925 waren es schon 15 Orte, je 7 in den Kreisen Saarbrücken und Ottweiler und einer im Bezirksamt St. Ingbert. Dudweiler mit 2698 Bergleuten und Püttlingen mit 2066 stehen an der Spitze. Aber schon die Erwähnung des Industriedorfes Püttlingen unter den ganz großen Bergmannsgemeinden, in dem der ländliche Charakter trotz dieser Anhäufung von Menschen noch im ganzen Ortsbild durchleuchtet, bedeutet uns, daß die Zusammendrängung nicht gleichgesetzt werden kann mit der für andere Bergbau- und Industriereviere typischen Verstädtierung. Nur die Siedlungen des Sulzbachtals machen zum Teil einen solchen stadtähnlichen Eindruck. Schon im Fischbachtal ist es anders, und wie stark durchmischten sich Landwirtschaft und Industrie im Kölletal und in dem sich nördlich an den Kohlenwald anschließenden, dicht mit bergmännischer Bevölkerung durchsetzten Siedlungsraum, also in Gebieten, die doch noch in unmittelbaren Nachbarschaft zur Grubenzone liegen. Und vergessen wir nicht die große Zahl von rein ländlichen Ortschaften der weiten Außenbezirke, die Bergarbeiter der Saar beheimaten.

Die Tafel 35 gibt nur ein Bild der Gesamtverteilung der Bergleute; nicht aber lassen sich aus ihr die *Ersatzbezirke der einzelnen Gruben* herauslesen. Hierzu verhilft uns bis zu einem gewissen Grade die Tafel 37, die außer für die Städte auch für eine Reihe von Grubenorten auf Grund der ausgegebenen Arbeiterwochen- und monatskarten den Arbeiterverkehr mit der Eisenbahn zur Darstellung bringt. Es ist ohne weiteres verständlich, daß der Belegschaftsersatz der einzelnen Gruben räumliche Unterschiede aufweisen muß. Am günstigsten sind immer die am nördlichen Außenrand des Bergwerksbezirks gelegenen Gruben gestellt; hier können die meisten Bergleute der Grube noch zu Fuß oder mit dem Rad zu ihrer Arbeitsstätte gelangen. Am schlechtesten daran waren die Sulzbachtalgruben Dudweiler und Sulzbach wegen ihrer Lage im Inneren des Grubenbezirks. Zudem macht sich hier das Fehlen einer west-östlichen Verbindung, vor allem ein Verkehrsanschluß hinüber nach St. Ingbert, sehr nachteilig bemerkbar. Die Teilkarte f zeigt für die Grube Jägersfreude, welche Bedeutung der Bliesgau zwischen Saar, Blies, Scheidterbach und Würzbacher Tal für die Sulzbachtalgruben noch gewinnen könnte, wenn eine unmittelbare Verbindung zwischen Scheidterbach- und Sulzbachtal bestünde. Große Schwierigkeiten hatte auch die junge Grube Velsen im Warndt (vgl. Tafel 37 h) bei ihrem Arbeiterersatz zu überwinden. Es fehlte ihr ein natürlicher Ersatzbezirk. So hat sie über die Saartalstrecke und die Verbindung Dillingen—Primsweiler—Wadern ihre Führer weit nach N bis zum Hochwald ausgestreckt. Und ganz ähnlich ist das

Arbeitereinzugsgebiet, soweit es der Eisenbahnverkehr erfaßt, für Groß-Rosself, d. h. für die Bergleute, die auf den de Wendelschen Gruben arbeiten. Die Gruben im Fischbachtal, Camphausen und Brefeld (Tafel 37 g u. h), und das gleiche gilt auch für die Station Quierschied, d. h. für die Grube Maybach, bilden eine andere Gruppe und zeigen uns einen ähnlichen Ersatzbezirk, der über Wemmetsweiler, Lebach und Primsweiler ebenfalls nach N an den Hochwald heranführt. Für die Gruben des Neunkirchener Gebietes verteilt sich der Ersatzbezirk in nördlicher Richtung auf die St. Wendeler Strecke und auf die in Türkismühle abzweigende Nebenlinie nach Nonnweiler und nach O auf die westpfälzischen Bahnen, längs denen sich das Arbeitereinzugsgebiet sehr weit verschiebt (vgl. Tafel 37 i, Heinitz und Reden). So sind die ausgewählten Beispiele recht geeignet, einen Einblick in die räumlichen Unterschiede des Belegschaftsersatzes der einzelnen Gruben zu vermitteln.

#### b) Die Verteilung der Berufszugehörigen in den wichtigsten Wirtschaftszweigen und die wirtschaftliche Einflußzone der Industriorte und Städte

Zu den Tafeln 36 und 37a—e

Nach der Berufszählung im „Saargebiet“ vom Jahre 1927 verteilten sich die Erwerbstätigen und die Berufszugehörigen (d. s. die Erwerbstätigen und die von diesen abhängigen Personen) wie folgt auf die einzelnen Wirtschaftszweige:

	Erwerbstätige a	Berufszugehörige b	Berufszugehörige c	Berufszugehörige der Industrie in V.H. der von der In- dustrie leb. Bevölk.
1. Landwirtschaft . . . . .	32554	64559	8,4	.
2. Forstwirtschaft . . . . .	417	1013	0,13	.
1. u. 2. zusammen	33071	65572	8,5	.
3. Bergbau . . . . .	73193	211808	27,5	46,7
4. Industrie der Steine u. Erden . . . . .	3732	7954	1,03	1,76
5. Keramische Industrie . . . . .	3590	7613	0,99	1,68
6. Glasindustrie . . . . .	2425	5250	0,68	1,16
4.—6. zusammen	9747	20817	2,7	4,6
7. Eisen- und Metallgewinnung . . . . .	36939	95334	12,4	21
8. Herstellung von Eisen-, Stahl- und Metallwaren . . . . .	10168	19886	2,58	4,38
9. Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau . . . . .	7242	14073	1,83	3,1
10. Elektrotechnische Industrie . . . . .	2353	4142	0,54	0,91
7.—10. zusammen	56702	133435	17,3	29,5
11. Alle übrigen Industrien . . . . .	45444	87869	11,4	19,4
3.—11. zus. (Bergbau u. Indust.)	185086	453929	58,9	100
12. Handel und Verkehr . . . . .	54914	119147	15,5	.
13. Verwaltung, Kirche und freie Berufe . . . . .	15875	35828	4,7	.
14. Übrige Berufe . . . . .	19105	24370	3,2	.
15. Ohne Beruf . . . . .	. . . . .	71184	9,2	.
zusammen	338714	770030	100	.

Bergbau und Industrie zusammen sind der unmittelbare Ernährer von fast 60 v. H. der Bevölkerung des „Saargebietes“. Mittelbar hängen aber auch der größte Teil der übrigen vier Zehntel vom Wohl und Wehe des Bergbaus und der Industrie ab. Die Tafel 36 gibt einen Überblick über die Verteilung der *Berufszugehörigen des Steinkohlenbergbaus* und der für das Saarrevier besonders charakteristischen Industriezweige, der Eisen-, Glas- und keramischen Industrie. In der Karte, die dem Kohlenbergbau gewidmet ist (Tafel 36a), schließen sich die Gebiete, in denen der Anteil der Bergarbeiter an der Gesamtbevölkerung über dem Saarbeitsdurchschnitt liegt (diese entsprechen ungefähr den Stufen über 25 v. H.; der Saarbeitsdurchschnitt ist 27,5 v. H.), zu einer breiten Zone zusammen, die sich vom Warndt quer durch die ganzen Saarlande bis in die Gegend der ehemaligen Bauerndörfer in der Umgebung von Oberkirchen im Nordosten und von Brücke im Südosten hinzieht. Dieses Gebiet zeigt noch zwei Ausbuchungen gegen den Hochwald zu in der Waderner Gegend und längs der unteren Blies; doch bleibt seine Geschlossenheit das auffälligste Merkmal. Während nach S seine Grenze, von der einen Ausnahme im Bliesgau abgeschenkt, mit der Grubenzone zusammenfällt, greift das Gebiet mit überdurchschnittlichem Anteil von Bergleuten an der Gesamtbevölkerung gegen N weit vor in die ländlichen Bezirke. In der absoluten Verteilung der Berufszugehörigen wiederholt sich das Bild der Tafel 35.

In Gegensatz zu der Bergbaukarte zeigt die Verteilung der Berufszugehörigen der Eisenindustrie (Tafel 38 b), wie sich einzelne Kergelbe des Arbeitersatzes um die Hauptindustriewerke gruppieren. Die Eisenindustrie mit einem Anteil von 17,3 v. H. an der Gesamtbevölkerung ist zwar noch ein sehr wichtiger Wirtschaftsfaktor, aber sie übt doch nicht mehr diese ausgedehnte und zugleich geschlossene Wirkung auf die Berufsstruktur aus wie der Kohlenbergbau. So lösen sich auf unserer Karte ganz deutlich die einzelnen Eisenindustriezentren heraus, und mit Hilfe der Teilkarten der Tafel 37, die auch für einige Hüttenorte den Pendelverkehr der Arbeiter und Angestellten darstellen, sind auch deren Arbeitereinzugsgebiete zu umgrenzen. Eine ziemlich geschlossene Zone mit einem starken Anteil von Berufszugehörigen der Eisenindustrie folgt dem Saartal. Besonders in der absoluten Darstellung kommt der geschlossene Charakter des Saartales als Eisenindustriestraße zum Ausdruck. Bei der Bezugnahme auf die Gesamtbevölkerung heben sich in den beiden höchsten Stufen (über 35 v. H. an der Gesamtbevölkerung) auch die Hauptwohngebiete der Eisenarbeiter in der unmittelbaren Nachbarschaft der großen Werke heraus, so um Dillingen, Völklingen und Brebach. Nur der Einfluß der Burbacher Hütte kommt nicht zur vollen Wirkung, obwohl hier gerade die meisten Berufszugehörigen (23723) gezählt sind; denn die Berufsstruktur ist nicht für die einzelnen Stadtteile, sondern für die ganze Großstadt Saarbrücken dargestellt. Ziemlich ausgedehnt ist der Einflußbereich der Burbacher Hütte, bei der von allen Hüttenwerken der Anteil der Arbeiter, die am Hüttenort selbst wohnen, weitau am geringsten ist. Der ganze westliche Teil der Bliesgauer Muschelkalkplatte weist so eine relativ hohe Zahl von Berufszugehörigen der Eisenindustrie auf, an der auch die weiterverarbeitende Eisenindustrie Saarbrückens und die elektrotechnische Fabrik Gebr. Adt in Ensheim Anteil haben. Außer der Saartalstraße hebt sich noch ein zweites Gebiet durch eine größere Zahl von Menschen hervor, die von der Eisenindustrie leben. Hier liegen die Eisenwerke von St. Ingbert, Rohrbach, Neunkirchen, Homburg, Bierbach und Zweibrücken. Kommt in der absoluten Darstellung dieses Gesamtgebiet gut heraus, so lassen sich bei Bezugnahme der Berufszugehörigen auf die Gesamtbevölkerung wieder die Dichtezentren um die einzelnen Eisenwerke herauslesen.

Etwas eingehender sollen noch die *Arbeitersatzbezirke* der einzelnen Hüttenwerke behandelt werden. In Dillingen leben über die Hälfte der Bevölkerung unmittelbar von der Eisenindustrie; ein Vergleich der Belegschaftszunahme der Hütte mit dem Wachstum der Bevölkerung in der Stadt Dillingen zeigt einen völlig gleichgearteten Entwicklungsgang. Als wichtiges Wohngebiet für die Arbeiter der Dillinger Hütte und des Eisenwerkes in Beckingen sind die Bürgermeistereien Nalbach und Haustadt zu nennen; unsere Karte der Verkehrsmittel (vgl. Tafel 35 u. 40) unterstreicht diese Beziehungen (vgl. die Straßenbahn nach Nalbach und die beiden Kraftverkehrslinien von Diefflen nach Düppenweiler und von Beckingen nach Reimsbach, die 1932 beide täglich 10 mal befahren wurden). Für 1928 liegen genauere Angaben über die Wohnstätten der Hüttenarbeiter vor. Sie lassen für die einzelnen Werke recht starke Unterschiede erkennen. In Völklingen wohnten 1928 64,4 v. H., in Neunkirchen 62,7 v. H. der Arbeiter am Hüttenort; in Burbach waren es sogar 77,6 v. H. Dagegen zeigten die Halberger Hütte mit 8,9 v. H. und das Homburger Eisenwerk mit 10,7 v. H. eine ganz unterschiedliche dezentralisierte Verteilung. Aber nur für die Burbacher Hütte bedeutet diese Zusammenballung der Arbeiter an ihren Arbeitsstätten einen Gegensatz zu dem der Saar eigentümlichen Typus eines bodenverwachsenen Berg- und Industriearbeiters. In Neunkirchen, Völklingen und Dillingen ist der Hüttenarbeiter doch noch in vielen Fällen Kleinbauer, also nicht schon völlig zum besitzlosen Großstadtarbeiter geworden. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß alle Hüttenwerke noch eine breitere Arbeiterbasis außerhalb der engeren Industriezone haben. Für diese Fernbeziehungen im Arbeiterbezug entscheiden natürlich die Verkehrsverbindungen. Dillingens Arbeitereinzugsgebiet greift längs der Saartal- und Primstalbahn aus (Tafel 37d). Die erstere ist auch für Völklingen charakteristisch; hier kommt die Köllertalbahn hinzu (Tafel 37c). Beider Einzugsgebiete reichen bis in den Hochwald hinein und berühren sich hier mit den vorgeschohnenen Arbeiterwohnorten von Neunkirchen, dessen Einflußbereich sich auch weit nach O in die Pfalz ausdehnt und sich hier mit dem Arbeitereinzugsgebiet von Homburg überschneidet (Tafel 37b u. e). Alle Kärtchen zeigen, wie auch die Eisenhütten in ihrem Arbeiterbedarf über die Grenzen des gegenwärtigen „Saargebietes“ ausgreifen. Die verbesserten täglichen Zugverbindungen zum Hochwald, von dem im Laufe des 19. Jahrhunderts nach der Stilllegung der dortigen Eisenwerke schon so viele Hüttenleute ins Saarindustrieviert eingewandert sind, macht es heute möglich, daß der Hüttenarbeiter seinen Heimatort täglich aufsuchen kann. Am eindrucksvollsten belegt

den Widersinn einer Grenze zwischen dem „Saargebiet“ und dem übrigen Reich der Arbeiterersatzbezirke der Stadt Homburg, den die Grenze mitten durchschneidet. Mit diesen Karten wird zugleich auch die Bodenständigkeit der Arbeiterschaft der Eisenindustrie an der Saar belegt. Auch die Eisenhütten haben ihren Arbeiterbedarf nicht durch Zuzug landfremder Kräfte geregelt, sondern ihn ausschließlich aus dem Hinterland im N und O gedeckt. Ein Hauptversorgungsgebiet waren dabei Hochwald und Hunsrück, wo die Familie Stumm schon im Laufe des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen erfahrenen Arbeiterstamm ausgebildet hatte.

Die Kartogramme, welche die Berufszugehörigen der Glas- und keramischen Industrie darstellen, sollen unsere Ausführungen über die Berufsstruktur ergänzen. Hier handelt es sich nur noch um örtliche, auf die nähere Nachbarschaft der Industriewerke beschränkte Auswirkungen. In der *Glasindustrie* wohnen die meisten Arbeiter bei der Hütte. Das hängt mit der Sonderstellung zusammen, welche die Glasindustrie überhaupt im Arbeiterbezug einnimmt, wohl auch mit der Art der Glasherstellung, die bis vor kurzem noch fast ausschließlich Qualitätsarbeit war. So weist die Glasindustrie den relativ größten Anteil fremder, zugewanderter Arbeitskräfte auf. Zwar überwiegen an der Saar heute mit dem Boden verwachsene einheimisch gewordene Familien, in denen sich das Glasmachergewerbe schon von einer Generation zur anderen fortgepflanzt hat. Aber viele von ihnen sind nicht ureingesessen, sondern seit dem 17. Jahrhundert, anfangs mehr aus Lothringen, später dagegen überwiegend aus dem rechtsrheinischen Deutschland eingewandert. Daneben finden wir aber auch die sogenannten „Glaspatzen“, die von Hütte zu Hütte „fliegen“. Die Glasindustrie weist daher einen größeren Arbeiterwechsel auf. Unsere Karte, die die Industriewerke und die Berufszugehörigen für das Jahr 1927 darstellt, zeigt zwei Glashüttenbezirke, das Saartal zwischen Wadgassen und Luisenthal und das Gebiet um St. Ingbert und Sulzbach; außerdem muß noch auf das Homburger Werk hingewiesen werden, das abseits von beiden Bezirken liegt. Gegenüber dem Zustand von 1927 sind Änderungen eingetreten dadurch, daß sowohl in Luisenthal als auch in Sulzbach die Glashütten zum Erliegen gekommen sind. St. Ingbert ist heute mit seinen beiden Glashütten der Vorort der Saarglasindustrie; das ältere Glashüttengebiet des Sulzbachtals zeigt sich nur noch an der größeren Zahl der von der Glasindustrie lebenden Menschen in den Bürgermeistereien Sulzbach und Friedrichsthal. — Von Anfang an völlig bodenständig in ihrem Arbeiterbezug war die *keramische Industrie*. Sie bezieht ihre Arbeiter aus den ländlichen Gegendern in der Nachbarschaft der größeren Werke. Sowohl Wallerfangen mit der heute stillliegenden Steingutfabrik als auch die Terrakottafabrik in Merzig und die Mosaik- und Steingutfabriken in Mettlach zeigen dies. Für die Betriebe in Merzig und Mettlach der Firma Villeroy u. Boch gilt übrigens in gleicher Weise, wie unsinnig und ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Zusammenhänge die Saargebietsgrenze gezogen worden ist. Denn mit den Bürgermeistereien Orscholz, Freudenberg und Losheim sind wichtigste Arbeiterersatzbezirke der keramischen Industrie außerhalb des „Saargebietes“ zu liegen gekommen. So haben nicht nur der Bergbau und die Eisenindustrie, sondern auch die keramische Industrie ihr Saargängerproblem. Die engen Verbindungen mit den Nachbargemeinden der Kreise Saarburg und Wadern unterstreicht noch wirkungsvoll die Verkehrsroute (vgl. Tafel 35 u. 40). Für Merzig spielt die Kleinbahn Merzig-Büschesfeld eine wichtige Rolle für den Arbeiterbezug. Für Mettlach sind es die Kraftomnibuslinien. Es werden die Strecken nach Nohn und Britten 4mal täglich befahren, die Linie nach Orscholz gar 14mal und 8mal bis Freudenburg.

So lassen sich bei einem Vergleich der Berufsstruktur- und Pendelverkehrsroute mit der allgemeinen Verkehrsroute die Arbeiterersatzgebiete der einzelnen Gruben- und Industriorte recht genau abgrenzen. Die Einzelkarten der Tafel 37 ermöglichen das zwar auch schon. Aber sie bedürfen, da sie nur den Arbeiter- und Angestelltenverkehr auf der Eisenbahn erfassen, einer Ergänzung durch die Berücksichtigung des Straßenbahn- und Kraftomnibusverkehrs und durch einen Vergleich mit den Karten der Berufsverteilung. Die einzelnen Teilkarten, die im Anschluß an die Besprechung der Arbeiterersatzfrage für Kohlenbergbau und Eisenindustrie schon ausgewertet wurden, zeigen in gewisser Beziehung die *wirtschaftliche Einflußsphäre* der verschiedenen Siedlungen. Es ist interessant, zu verfolgen, wie sich um die einzelnen Städte und stadtähnlichen Gemeinden (so Neunkirchen, Völklingen, Dillingen, Homburg; das gilt auch für Merzig, St. Wendel und St. Ingbert, die nicht dargestellt sind) charakteristische, auf einen Teilraum der Saarlande beschränkte Verkehrsgebiete legen, die sich zwar in ihren Außenbezirken überschneiden, die in ihrem Kern aber ein selbständiges Wirtschafts- und Verkehrsgebilde darstellen. Auf diese Weise lösen sich die Saarlande in

mehrere örtliche Verkehrsräume auf, und in dieser Verkehrsgliederung drücken sich wieder die Schwerpunkte der Besiedlung aus. — Dieser mehr örtlichen, dazu vielfach peripherischen Verkehrsräumen steht die zentrale Einflußsphäre der Großstadt Saarbrücken gegenüber, in der die Wirtschafts- und Verkehrs Kräfte des ganzen Saarindustriegebietes zusammengefaßt erscheinen (vgl. Tafel 37a). Saarbrücken wiederholt als einzige Großstadt der Saarlande das allgemeine Bild einer dezentralisierten Wohnungswirtschaft, das für die Saar so charakteristisch ist. Denn mit den 130 000 Menschen, die in den Grenzen der aus mehreren Teilsiedlungen zusammengewachsenen Großstadt Saarbrücken wohnen, ist die Stellung Saarbrückens keineswegs erfaßt (vgl. auch S. 25). Fast über die ganzen Saarlande dehnt sich sein Einflußbereich aus. Vor allem aber ist das ganze Industrievier aufs engste mit Saarbrücken verknüpft. Wer z. B. von Beginn oder nach Schluß der Arbeitszeit die Massen der Arbeiter und Angestellten beobachtet hat, die durch die Zugangsstraßen des Hauptbahnhofes strömen, der erlebt dieses andere, größere Saarbrücken, die „aufgelöste Saarindustriestadt“, die bis Völklingen und Neunkirchen, bis St. Ingbert und ein gutes Stück saaraufwärts reicht, für die nicht nur die Eisenbahnen, sondern auch die Kleinbahnen (z. B. die Verbindung nach Heusweiler oder nach Enshain u. a.) wichtige Zubringerdienste leisten. Weit über diese Ausstrahlungen der Großstadt Saarbrücken als Arbeitsmarkt reicht seine Bedeutung als wichtiger Konsumplatz. Saarbrücken ist ein lebhafter Geschäftsort, dessen Einzelhandel auf den Bedarf der in der engeren und weiteren Industriezone lebenden Menschen eingestellt ist. Saarbrücken lebt mit seinen großen Geschäftshäusern und kleineren Fachgeschäften, die einen durchaus großstädtischen Eindruck erwecken, eben nicht nur vom Bedarf des engeren Stadtgebietes, sondern es ist im Bilde seines Einzelhandels die „City“ dieser aufgelösten Saarindustriestadt, die das ganze Saarindustrievier mit dessen Arbeitereinzugsgebiet und mit den lothringischen Grenzgebieten umfaßt.

### c) Die Berufsverteilung in den Saarlanden

Zu Tafel 34

Ein zusammenfassendes Bild der Berufsverteilung in den Saarlanden vermittelt Tafel 34. Statistische Einheiten sind die Bürgermeistercien und der Gradmesser für deren Berufsstruktur ist das Verhältnis der Berufszugehörigen<sup>7)</sup> der Landwirtschaft zu denen der Industrie. Die anderen Berufsgruppen (Handel und Verkehr, Verwaltung, Kirche und freie Berufe sowie die übrigen Berufe) sind nicht berücksichtigt, da die Wesensmerkmale der Wirtschaft, von einigen städtischen Ausnahmen abgesehen, durch sie nicht bestimmt werden und diese Berufsgruppen deshalb vor allem bei einer geographischen Untersuchung der Berufsstruktur vernachlässigt werden können. Von Landwirtschaft und Industrie (es sind die Wirtschaftsabteilungen A und B der amtlichen deutschen Statistik) leben in den Grenzen des „Saargebietes“ des Versailler Vertrages 67,4 v. H. der Gesamtbewohner, 58,9 v. H. von der Industrie und 8,5 v. H. von der Landwirtschaft. Zum Vergleich seien noch die Zahlen einiger anderer deutscher Länder und Länderteile angegeben:

	Landwirtschaft v. H.	Industrie v. H.	Zusammen v. H.
Deutsches Reich	23,0	41,3	64,3
Preußen . . .	22,0	41,3	63,4
Rheinprovinz .	13,3	50,9	64,2
„Saargebiet“ .	8,5	58,9	67,4
Sachsen . . .	9,1	56,4	65,5

Gegenüber dem Reichsdurchschnitt ist der Anteil der Industrie im „Saargebiet“ beachtlich höher; am ähnlichsten sind die Verhältnisse im Lande Sachsen.

Wie verteilen sich nun im einzelnen die Berufszugehörigen der Industrie und der Landwirtschaft innerhalb der Saarlande?<sup>8)</sup> Als industrielles Kerngebiet, in dem die Industrie gegenüber der Landwirtschaft mindestens um das Zwanzigfache überwiegt, haben sich die Saarindustriestraße zwischen Völklingen und Saarbrücken mit dem Scheidterbachtal und die Kohlenbergslandschaft heraus. Es wiederholen sich darin die anthropogeographischen Leitlinien der Bevölkerungskarten; die Gebiete mit einer hochindustriellen Berufsstruktur sind selbstverständlich auch die dichtbesiedeltesten. Nehmen wir die beiden nächsten Stufen unserer Karte hinzu, also alle diejenigen Bürgermeistercien, in denen die Industriebevölkerung mindestens fünfmal so groß ist wie die landwirtschaftliche, so verbreitern und verlängern sich die beiden Hauptachsen unserer Karte.

<sup>7)</sup> Berufstätige, d. s. Erwerbstätige und die von diesen abhängigen Personen.

<sup>8)</sup> Leider konnte für Elsaß-Lothringen und Birkenfeld vergleichbares Material nicht beschafft werden.

Von der nordöstlichen Grube Frankenholz bis zum Warndt zieht die eine Hauptachse in nordost-südwestlicher Richtung quer durch die Saarlande, und die andere, zwar wesentlich schmälere, erfaßt das ganze Saartal von Brebach bis nach Mettlach. Zu diesen geschlossenen Komplexen mit starker industrieller Bevölkerung treten noch örtliche Zentren um Homburg und Zweibrücken. Zusammen mit den übrigen Gebieten, in denen die Industrie ebenfalls noch überwiegt (5—1½ fach), schiebt sich der industriell bestimmte Bevölkerungsraum in breiter Front über den westlichen Teil des Saar-Nahe-Berglandes gegen das Hochwald vor. Es wird der ganze westliche Bliesgau eingeschlossen; das Homburger und Zweibrücker Industriegebiet verliert seine inselartige Stellung, und in der Fortsetzung der südwest-nordöstlich gerichteten Hauptachse greift der Industriebevölkerungsraum durch das Landstuhler Gebirge noch weiter nach O. Hier in diesen Teilen sind zwar im allgemeinen nicht mehr die industriellen Arbeitsstätten zu suchen; wohl aber handelt es sich um wichtige Arbeitereinzugsgebiete des Saarindustrievieres. — So beherrschen die Flächen mit überwiegender Industriebevölkerung das Kartenbild, und die Landwirtschaft bestimmt nur noch in den randlichen Teilen die Berufsstruktur. In der nordwestlichen Kartenecke schließt sich ein solcher agrarischer Bevölkerungsraum über ganz verschiedene natürliche Landschaften, über Teile des Saargaus und des Hochwaldes und über das Weinbaugebiet des unteren Saartales zusammen. Längs des Nahetales wird der landwirtschaftliche Randgürtel durch eine „Industriegasse“<sup>9)</sup> unterbrochen und das nordwestliche von dem nordöstlichen agrarischen Bevölkerungsraum abgetrennt. Während dort industrielle Einflüsse aus dem Mettlacher Bezirk von S her eingreifen und unklare Übergangsräume schaffen (z. B. die Bürgermeisterien Orscholz und Freudenburg), wirkt sich im Pfälzer Bergland neben den Ausstrahlungen des Saarindustrievieres noch eine einheimische Hartsteinindustrie aus und erklärt die „Industriestadt“<sup>10)</sup> im oberen Glantal bei Theisbergsteigen und Rammelsbach. Eine weitere Industriegasse folgt dem Landstuhler Bruch, und erst jenseits davon betreten wir in der Sickinger Höhe wieder ein Gebiet mit landwirtschaftlicher Berufsstruktur. Den gleichen Charakter trägt auch der östliche Bliesgau und die südlichen Teile des Zweibrücker Landes. Dazwischen aber schiebt sich von W her längs der Bahnlinien mit einem örtlichen Industriezentrum um Zweibrücken wieder ein Industriebevölkerungsraum ein, der nach O auch schwache Beziehungen zu dem Pirmasenser Industriegebiet erkennen läßt. So wird der randliche Landwirtschaftsgürtel durch Industriegassen längs der Hauptverkehrslinien in einzelne Teilläufe aufgelöst. Mit dem landwirtschaftlichen Lothringen jenseits der neuen Reichsgrenze schließt sich die Reihe der Agrargebiete an der Peripherie des Saarindustriegebietes. Zum Unterschied von den nördlich und östlich an das Industrievier angrenzenden Landschaften ist in Lothringen (wir müssen das aus der Darstellung der Bevölkerungsentwicklung zwischen 1820 und 1925 rückschließen) der Übergang zwischen der schmalen Industriezone an der lothringisch-saarländischen Grenze und den hochagrarischen Gebieten der Muschelkalkflächen oft sehr unmittelbar. Das kann unsere Karte schon zwischen dem Saargau und der Saarlouiser Talweitung recht gut zeigen. Der lothringische Gau zeigt einen Stillstand, zum Teil sogar einen Rückgang der Bevölkerungsbewegung. Eine berufliche Umschichtung ist hier nicht erfolgt. Vielmehr hat der Gau seinen geringen natürlichen Überschuß an die ostlothringische Industriegebiete abgegeben. Während der überragende saarländische Teil des Saarindustrievieres über ein weites Arbeitereinzugsgebiet verfügt, steht im kleinen lothringischen Anteil das noch heute fast rein agrarische Hinterland des Gaues und der Keuperlandschaft ohne Beziehung zu der Industriezone. So erklärt sich die Notwendigkeit, den Bedarf an Arbeitskräften durch fremde Menschenzuflüsse auszufüllen. Trennte man das saar-lothringische Industriegebiet von seinem Hinterland, dem Gau, ab, es würde in seiner Arbeiterversorgung kaum wesentlich gestört werden. Die Abschließung der nördlich und östlich an das Industrievier angrenzenden Teile, des sogenannten Saargrenzgürtels, durch die Saargebietsgrenze hat dagegen die ganzen Grundlagen einer organisch gewachsenen Arbeitersatzpolitik des Saarrevieres über den Haufen geworfen. So bestätigt die Erläuterung unserer Karte der Berufsverteilung noch einmal die Unsinnigkeit der politischen Grenze zwischen dem „Saargebiet“ und dem übrigen Deutschen Reich aufs nachdrücklichste.

### Schrifttum

Die Arbeiterschaft der königlichen Steinkohlengruben bei Saarbrücken. Bergwerksdirektion Saarbrücken 1910.  
Die Belegschaft der Werke der Administration des Mines Domaniales Françaises de la Sarre nach den Ergebnissen der statistischen Erhebungen vom 1. Dez. 1925. Saarbrücken 1927.

<sup>9)</sup> Diese Bezeichnungen wollen nur den Bevölkerungsraum charakterisieren, sagen also nichts über die Industrieverteilung aus.

*Herbig:* Der Arbeiterersatz des staatlichen Steinkohlenbergbaus bei Saarbrücken. (Glückauf, Berg- und hüttenmännische Zeitschrift 1910, S. 138ff.)  
*Rizzecker, O.:* Die Bevölkerungsverteilung im Saargebiet. Diss. Berlin 1929.

*Schorr, A.:* Zur Soziologie des Industriearbeiters an der Saar. Diss. Hamburg 1930. (Auch Saarwirtschaftszeitung Jahrg. 36, 1930/31.)  
*Schultze, J. H.:* Die Berufsstruktur der rhein-mainischen Bevölkerung. (Rhein-Mainische Forschungen, Heft 2, Frankfurt a. M. 1929.)

## 19. Die Wirtschafts- und Verkehrsräume der Saarlande

Zu Tafel 40

Von Hermann Overbeck

In den vorausgegangenen Wirtschaftskarten ist das Wirtschaftsleben an der mittleren Saar in seinen Einzelscheinungen eingehend untersucht worden; in der Herausarbeitung der Wirtschafts- und Verkehrsräume bringt die Tafel 40 noch eine Zusammenfassung. Landwirtschaft sowie Bergbau und Industrie unterliegen aber recht unterschiedlichen Standortgesetzen; denn während bei jener in erster Linie die Abhängigkeit von Klima und Boden heraustreten muß, lassen diese vor allem die Beziehungen zu den Bodenschätzen, Kraftstoffen und Verkehrswegen erkennen. Es erwies sich daher als zweckmäßig, beide auf getrennten Karten zur Darstellung zu bringen. Doch ermöglicht ihre Vereinigung auf einer Tafel, in einem Vergleich die Beziehungen untereinander abzulesen; denn auch die Landwirtschaft der Saarlande hat durch Bergbau und Industrie eine tiefgreifende Beeinflussung erfahren.

Die Karte der *Landwirtschaftsräume* (Tafel 40 b) deckt gleichsam die jüngere industrielle Entwicklung von der älteren landwirtschaftlichen ab. Es spiegelt sich in der Mannigfaltigkeit kleiner und kleinstler Landwirtschaftsgebiete das Landschaftsmosaik wider, das schon die geographische Betrachtung herausgestellt hat (vgl. S. 32). — Die Grundlage für die Zeichnung der Karte geben die Erhebungen der Bodennutzungs- und Anbauflächenstatistik, über die Näheres bei der Besprechung der Kartogramme der Tafel 21 (vgl. S. 74) gesagt worden ist. Auch für die zusammenfassende Karte konnten nur bürgermeistereiweise aufgearbeitete Angaben benutzt werden. Bezugsfläche für die einzelnen Anbauarten ist die landwirtschaftlich genutzte Fläche. Auf diese sind hier zum Unterschied von Tafel 21 d auch Wiesen und gute Weiden berechnet worden. Außerdem ist die nach Abzug der in der Karte dargestellten Anbauten verbleibende übrige landwirtschaftlich genutzte Fläche berücksichtigt, soweit sie 30 v. H. der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche ausmacht. Bei allen Anbauarten ist eine zweifache Stufeneinteilung gewählt worden. Den Stufen konnten aber, genau wie bei den Kartogrammen auf Tafel 21, nicht die gleichen V.-H.-Anteile zugrunde gelegt werden. Für Weizen und Hafer mußten kleinere Einheiten gewählt werden als für Roggen und Kartoffeln, wenn sie ihrer Bedeutung entsprechend auf unserer Karte heraustreten sollten, und für Wiesen und gute Weiden noch eine größere Einheit als für Roggen und Kartoffeln. In allen Fällen, wo die landwirtschaftlich nicht genutzte Fläche über 60 v. H. der Gesamtfläche ausmacht, sind in den Farbstreifen senkrechte weiße Balken ausgespart worden. Damit kommen auch die wichtigsten Waldgebiete zur Darstellung. Das Weinbaugebiet an der unteren Saar ist durch eine besondere Signatur kenntlich gemacht. Aus der Tafel 22, welche die Viehhaltung der Saarlande behandelt, konnten für unsere Zusammenfassung nur die Gebiete starker Rindviehhaltung übernommen werden. Diese Gebiete treten nicht nur auf den beiden Karten 22a und d heraus, welche die Zahl der Rinder auf die Einwohner und die landwirtschaftlich genutzte Fläche beziehen, sondern auch bei einer Berechnung der Rinderzahl auf die Gesamtfläche, während sich bei den Schweinen immer andere Kerngebiete herausheben. Aus Mangel an vergleichbarem Material konnten die angrenzenden lothringischen Gebietsteile nicht berücksichtigt werden.

Die Karte der Landwirtschaftsräume läßt infolge der gewählten Darstellungsmethode die Verbreitung der wichtigsten Feldfrüchte noch im einzelnen ablesen. Die Ausführungen, die zu den einzelnen Kartogrammen der Tafel 21 gemacht worden sind (vgl. S. 74f.), gelten auch hier. Bei den Wiesen und guten Weiden bringt die Bezugnahme auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche (anstatt auf die Gesamtfläche) Änderungen; vor allem tritt jetzt auch die zentrale Wald- und Industriezone als Gebiet stärkerer Wiesenhaltung hervor. — Durch den Zusammenhang bestimmter Farben werden aber zugleich sinnfällig charakteristische Landwirtschaftsräume ausgeschieden, und es ist durch die gewählte Darstellungsart eine recht genaue Abgrenzung derselben möglich geworden. Die kräftigen schwarzen Linien sind im einzelnen auch unter Zuhilfenahme der geologischen Karte eingetragen worden. Von SW nach NO zieht sich durch unsere Karte eine Zone, in der Kartoffeln und Wiesen und mit Ausnahmen auch der Roggen das Bild bestimmen. Das ist das Kohlengebirge mit dem Warndt,

die zentrale Wald- und Industriezone, und das Pfälzer Gebrüch. Zu diesem einheitlichen Raum kann auch noch das Saarlouiser Talbecken hinzugerechnet werden. So tritt das Gebiet, das der engeren Bergbau- und Industriezone der Tafel 40 a entspricht, auch auf der Landwirtschaftskarte als ein eigener Raum heraus. Der starke Kartoffelanbau steht dabei ebenso sehr in Beziehung zu dem industriellen Charakter der Bevölkerung wie zu der Armut der sandigen Böden des Buntsandsteins und der Saarbrücker Schichten des Kohlengrubes. Auch der hohe Anteil der Wiesen, die vor allem an die Talzonen gebunden sind, erklärt sich aus der besonderen Eigenart der Bevölkerung des Saarindustriegebietes, die selbst in dem eigentlichen Saarrevier noch durch eine große Zahl von Bergmannsbauern mit kleiner Viehhaltung charakterisiert ist. Im einzelnen sind zwar in diesem Kernraum wieder Unterschiede. Kohlengebirge und Warndt kennzeichnen der große Anteil des Waldes an der Gesamtfläche; die Landwirtschaft hat hier nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. Im Kohlengebirge fehlt überhaupt jeglicher Getreideanbau. Ähnlich wird der Anteil der Landwirtschaft nur noch im Hochwald, dem Schiefergebirgsanteil, herabgedrückt, dem zweiten geschlossenen und vorwiegenden Waldgebiet unserer Karte. Hier tritt zu Kartoffel und Roggen noch eine ausgiebige Haferaat hinzu, die in dem regenfeuchten Mittelgebirgsklima ein besonders gutes Auskommen hat. Zwischen den beiden Waldgebieten liegt das Rotliegende-Berg- und Hügelland, der westliche Flügel des Saar-Nahe-Berglandes. Dem reichen Wechsel rotliegender Schicht- und Ergußgesteine (vgl. die geologische Karte, Tafel 4) entspricht auch das hunte Teppichmuster unserer Landwirtschaftskarte. In der Waderner Gegend tritt der Roggen besonders hervor, gegen O der Hafer, im mittleren Teil Kartoffeln und Wiesen; am auffälligsten ist aber das leuchtende Rot des Weizens in dem Kölner-Primstal-Gebiet, der alten Kornkammer der mittleren Saar, und in der Gegend von Altenglan, wo die Hauptkalkregion der Kuseler Schichten eine bodenverbesserende Wirkung ausübt. Die besten Weizenböden charakterisieren aber die Gäue. Im Saargau kommt der Weizen in Fruchtwchsel mit dem Hafer vor, und das gilt auch für die angrenzenden lothringischen Gangebiete; im Bliesgau tritt der Weizen dagegen besonders mit Wiesen vergesellschaftet auf. Die Gebiete des unteren Muschelkalkes im Zweibrücker Land und auf der Sickinger Höhe haben sich dagegen von den übrigen Gaulandschaften ab. Die vorwiegend sandige Ausbildung des unteren Muschelkalkes ist dem Weizenanbau nicht förderlich; so nimmt dieses Gebiet ebenso wie im Gang seiner Besiedlung (vgl. S. 32) eine besondere Stellung ein. Als Gebiet starker Viehhaltung schließt es sich zwar mit dem östlichen Bliesgau zusammen und bildet den südlichen Flügel des westpfälzischen Rinderzuchtgebietes; der nördliche erstreckt sich längs des Glantales. — Die Analyse unserer Landwirtschaftskarte hat erkennen lassen, wie bodengebunden die Landwirtschaft der Saarlande ist, in deren räumlich verschiedener Ausbildung sich die feinen Schattierungen in der Bodengüte eindrucksvoll widerspiegeln. Die Industrie hat diese alten Bindungen, selbst in dem eigentlichen Bergbau- und Industrievier, nicht zu verwischen vermocht.

In diese Vielheit ursprünglicher, landwirtschaftlicher Räume bringen Bergbau und Industrie eine neue landschaftliche Note (Tafel 40 a). Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich an der mittleren Saar ein eigener Wirtschaftsraum, das *Saarrevier*, entwickelt, dessen Anfänge schon bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen. Die südwest-nordöstliche Achse der Industrieballung entspricht der Kohlengebirgslandschaft, dem Hauptverbreitungsgebiet des Steinkohlenbergbaus; in ihrer westlichen Fortsetzung liegen der Warndt und die Kohlengruben jenseits der Grenze um Rosseln, Merlenbach-Spittel und La Houve-Kreuzwald. Mit dieser Achse kreuzt sich die nordwest-südöstliche der Saarindustriestraße, die sich von Beckingen bis nach Brebach erstreckt und sich auch ins Scheidterbach hineinzieht. Beide schließen sich zu der Bergbau- und Industriezone an der Saar zusammen. Als Gebiet stärkster Bevölkerungszunahme tritt diese auch als anthropogeographische Einheit hervor. Nur hier und in einigen Vorposten des Industrieraumes, wie Mettlach, Merzig und Homburg, wird die Industrie zum be-

stimmenden Faktor im Landschaftsbild. Aber ihr mittelbarer Einflußbereich reicht viel weiter und umfaßt das ausgedehnte, nach N und O sich anschließende Arbeitereinzugsgebiet der Bergbau- und Industriezone. Alle Gebiete unserer Karte, in denen über 35 v. H. der Gesamtbevölkerung von Bergbau und Industrie leben, müssen zum Saarindustriegebiet im weiteren Sinn, den *Saarlanden*, gerechnet werden. Auch die Grenze zwischen einer inneren und einer äußeren Zone des Bergarbeiterwohngebietes kann da als Anhalt dienen, wo die Bergarbeiter einen größeren Anteil an der Arbeiterbevölkerung ausmachen. Außerhalb der Einflußsphäre des Saarreviers liegen nur einige Randgebiete. Sie sind nicht nur durch die niedrigste Stufe im Anteil der Bergbau- und Industriebevölkerung gekennzeichnet; sie treten auch vielfach als Gebiete des Bevölkerungsstillstandes oder -rückganges heraus. Auch eine aufmerksame Betrachtung der Verkehrswwege, vor allem der Kraftverkehrslinien, läßt einen saarländischen Verkehrsraum erkennen; seine Aufengrenze fällt weitgehend mit den anthropogeographischen Linien zusammen. Im Übergang zum

Trierer und zum Pirmasenser Verkehrsraum wird das besonders deutlich.

Die Analyse der Wirtschafts- und Verkehrsräume der Saarlande hat noch einmal das engere und das weitere Industriegebiet an der Saar erkennen lassen. Beide haben mit dem „Saargebiet“ des Versailler Vertrages nur Teile gemein. Der engere Raum, das Saarrevier als die Zone des Bergbaus und der Industrie, ist nur ein Teil des „Saargebiets“ und das „Saargebiet“ wiederum nur ein Teil des weiteren Raumes, der Saarlande. Die politische Grenze zwischen dem „Saargebiet“ des Versailler Vertrages und dem übrigen Reich hat einen harmonisch entwickelten wirtschaftlichen Raumorganismus, das Saarindustriegebiet als Gebiet der Arbeits- und Wohnstätten des Arbeiters an der Saar, zerschnitten. Die Grenze, die weder physikalisch-geographische noch historische oder kulturelle Gründe für sich in Anspruch nehmen kann, ist auch wirtschaftlich eine Unmöglichkeit. Sie gehört in die Reihe der Willkürgrenzen, welche die Friedensverträge nach dem Weltkrieg geschaffen haben.

## BERGBAU UND INDUSTRIE IN DER SAAR

### WIRKUNG DER INDUSTRIE AUF DEN LÄNDLICHEN RAUM

**Bericht** Zu Tafel 26: Auf den Karten 26 a, b und c

## Berichtigungen

Zu Tafel 26: Auf den Karten 26 a, b und c ist die Grubenbahn, die von der Hauptstrecke Saarbrücken-Forbach über den Schacht Simon zu den Schächten Charles und Joseph führt, nachträglich eingetragen worden<sup>a</sup> und dabei zur deutsch-französischen Grenze falsch gezeichnet. Die richtige Führung der Bahn und die richtige Lage des Schachtes Simon (Si) zeigt die auf S. 79 abgebildete Skizze. Außerdem muß der auf der Karte 26 im Felde Schnecken eingetragene Wendeschleife Schacht an der Stelle liegen, wo an den Teilkarten b und c der Schacht Charles (Cha) eingetragen ist.

Zu Tafel 32: Die Strecken Lebach—Primsweiler, Neunkirchen—Illingen und Homburg—Friedrichsdorf müssen in gelben gebrochenen Linien (Bauabschnitt 1891—1914) statt in gelben vollen Linien, die Strecke Heidelberg—Neckargemünd—Neckarsteinach in roter gebrochener Linie (Bauabschnitt 1861—70) statt in roter voller Linie dargestellt werden.

Zu Tafel 35: Die Zahlen an den Kugeln in der Legende lauten 0,1 statt 0,01, 1,0 statt 0,1 und 10,0 statt 1,0. — Die beiden Orte östlich Ottweiler heißen Münchweiler (statt Münchweiler) und Lautenbach (statt Lauterbach).

Zu Abb. 25: In der Erläuterung muß es heißen: Im Hintergrund die Grube Brefeld (nicht Maybach).

Zu Abb. 38: Die Unterschrift lautet: Arbeitersiedlung (nicht Bergmannssiedlung) am Steinwald bei Neunkirchen.

Eine wertvolle textliche Ergänzung zum Saar-Atlas bringt:

# BERGBAU UND INDUSTRIE AN DER SAAR

VON

# HERMANN OVERBECK

(Mitherausgeber des *Stern-Athenaeum*)

(Mitherausgeber des Saar-Atlas)

Umfang etwa 150 Seiten, Preis etwa RM. 15.—

Erscheint im Mai 1934

VERLAG VON JUSTUS PERTHES IN GOTHA